eton University Library
01 079884647

.912
.119

Library of

Princeton University.

Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.

Neue Folge. — Heft XXII.

BIBLIOTHEK
der Königl. Akademie
zu ERFURT
H 2
Dublette
der Stadtbücherei
Erfurt.

ERFRUT, 1896.
Verlag von Carl Villaret.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.

I. Abhandlungen.

1. Mitteilung eines Briefes von Eva Lessing an eine Verwandte, vom Vicepräsidenten der Akademie, Gymnasialdirektor Dr. Thiele 1
2. Aus eines Dichters Werkstatt. Ein Beitrag zur Charakteristik Ferdinand Freiligraths, von Ebendemselben . . 7
3. Der Protestantismus als Kulturprinzip der Neuzeit, vom Sekretär der Akademie, Professor Dr. Heinzelmann 33
4. Die heidnischen Kultusstätten in Thüringen, von Dr. Zschiesche 51
5. Zur Erinnerung an Gustav Freytag, vom Schuldirektor a. D. Neubauer 89
6. Die schwedische Armee nach dem Prager Frieden und die Enthauptung des Obristen Joachim Ludwig von Seckendorf, vom Privatdozenten Dr. Brode 113
7. Die Geschichte des Sachsenspiegels, vom Landgerichtspräsidenten Herrmann 157
8. Die neueste Limesforschung zwischen Main und Neckar, vom Gymnasialoberlehrer Dr. Schreiber 174
9. Zornzeichen und Warnungszeichen. Eine kulturgeschichtliche Studie aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Nach Erfurter Quellen. Von Dr. Loth 203
10. Kronprinz Friedrich Wilhelm und die deutsche Kunstindustrie, vom Oberregierungsrat Lucanus 235

II. Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1895/96, vom Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann. . 251

a. Geschäftliche Mitteilungen. Bericht über die Thätigkeit der Akademie vom 1. März 1895 bis zum 30. April 1896 251

b. Sitzungsberichte 258

(RECAP)

0912
.119

511903

Seite.

III. **Nekrolog** des Oberlehrers am Königl. Realgymnasium Professor Dr. Auermann, vom Vicepräsidenten der Akademie Gymnasialdirektor Dr. Thiele 280

IV. **Preisaufgabe der Akademie** für das Jahr 1896 282

V. **Statistische Mitteilungen** 283

a. Verzeichnis der Mitglieder der Akademie . . 283

b. Verzeichnis der wissenschaftlichen Gesellschaften, mit welchen die Akademie im Tauschverkehr steht . . . . . 288.

Ein Brief von Eva Lessing,

mitgeteilt von

Dr. Richard Thiele,

Gymnasialdirektor.

Digitized by Google

Lessings Liebesgeschichte hat man mit Recht eine Leidensgeschichte genannt. Schon im reiferen Mannesalter lernte er im Jahre 1767 in Hamburg Eva König kennen, Tochter des Kaufherrn Hahn in Heidelberg, geb. am 22. März 1736, vermählt am 2. August 1756 mit dem Kaufherrn und Seidenhändler Engelbert König; und als König, mit welchem Lessing innige Freundschaft verband, im Spätsommer 1769 in Venedig gestorben war, nahm sich Lessing seiner Wittwe und der vier verwaisten Kinder an, nach dem Vermächtnisse des Verblichenen, welcher beim Scheiden, gleichsam als ob er sein Ende geahnt hätte, ihn gebeten hatte: „Wenn mir etwas Menschliches begegnen sollte, so nehmen Sie sich meiner Frau und Kinder an“ (s. R. Thiele, Eva Lessing, 1881, S. 17 f.). Aus der Freundschaft wurde Liebe, denn Frau Eva war Lessing geistig ähnlich: „Derselbe tiefe, klare und freie, treue und unerschütterliche Geist, dieselbe Liebe zur Wahrheit und Mut und Lust, für dieselbe einzustehen, dabei dasselbe Kinderherz, aber auch dasselbe Unglückskind wie der grosse Mann“ (a. a. O. S. V). Am 8. Oktober 1776 vermählte sich Lessing mit Eva König, aber schon am 10. Januar 1778 zerriss der Tod den nach langem Warten und schwerem Ringen geschlossenen Lebensbund. Jene kurze Zeit, es waren nur 15 Monate, war die glücklichste in Lessings durch Krankheit, Sorgen, Mühen und Enttäuschungen so vielfach getrübtem Leben, — Leiden, die man besonders in dem Briefwechsel Lessings mit Eva König (von Lachmann und Redlich in den Lessingbriefen, von Lessings Bruder Karl und zu unserer Zeit von Alfred Schöne trefflich in Sonderausgabe veröffentlicht) kennen lernt. Darum ist Lessings Schmerz bei dem Verlust der geliebten Frau auch so herbe, wie aus den herzzereissendbitteren Worten hervorgeht, die er an Eschenburg und an seinen Bruder Karl in den Schmerzenstagen vom 10. bis zum 14. Januar 1778 schreibt.

Aus jener Zeit nun ist von Eva Lessing, die doch so viele treffliche Briefe einst an Lessing zu schreiben verstand, keine brief-

liche Äusserung bekannt. Natürlich! Sio lebte nur ihrer Familie, dem geliebten Manne und den vier Kindern aus orster Ehe, höchstens an Verwandte hatte sie Veranlassung zu schreiben. Und aus diesem Kreise ist mir nun ein Brief Evas an ihre in Eschweilor lebende Schwägerin Frau Anna Magdalena Stoltenhoff geb. König, die Schwester von Evas erstem Gatten Engelbert König, die von 1734 bis 1819 lebte, mitgeteilt worden, der ja allerdings keine besonderen Aufschlüsse über Lessings und Evas Leben enthält — die darin erwähnte Tochter Evas ist Amalia König, später vermählte Henneberg, von welcher Lessing einzolno Züge zur Recha im „Nathan" genommen haben soll, der Sohn ist Evas ältester Sohn Theodor König, damals fast 19 Jahre alt, s. u. a. den Brief Evas an Lessing vom 5. Juni 1775 und die Briefe Lessings an seinen Bruder Karl vom 20. September 1777 und vom 5. und 12. Januar 1778 —, aber, da er nur elf Wochen nach ihrer Vermählung geschrieben und wohl einer der wenigen ist, die sie aus Wolfenbüttel absandte, ein Zeugnis für das volle selige Glück, das Eva an Lessings und er an ihrer Seite gefunden hatte, wohl dor Veröffentlichung wert. Ich habe ihn von Frau Postmeister Puotz geb. Kaulon in Mörs erhalten; Frau Puetz ist die Enkelin der oben genannten Frau Magdalena Stoltenhoff, welche Amalia König auch später besuchte, s. Lessings Brief an seine Stieftochter vom 17. August 1780.

Der Brief lautet genau in der Orthographie und mit der Interpunktion des Originales:

Hochgeehrte
Sehr werthgeschätzeste Frau Schwester!

Sie haben mich durch Ihre gütige Zuschrift ungemein erfreuet; aber auch nicht wenig beschämt gemacht, indem Sie mir, indem was meine Pflicht gewesen wäre, zuvor gekommen sind. Denn billig hätte ich Ihnen meine Heyrath lange selbst melden sollen. Es ist auch wahrlich nicht Vergessenheit, noch Mangel an Freundschaft die Ursache, dass ich es nicht gethan habe, sondern ich wolte die Sache gegen alle Welt caschieren bis ich hier wäre, und da ich hier kahm, ward meine Tochter gleich krank; dieses, und die Einrichtung des Hauses, haben mich, alles was Pflicht und Schuldigkeit von mir heischte, vergessen machen. Ihr freundschaftlicher Brief versicherte mich schon zum Voraus, dass Sie mir verzeyhen, und mich des-

wegen nicht weniger unter Ihre Freundinnen zählen. Ich danke Ihnen für Ihre wohlmeinenden Wünsche, und zweifle nicht, die Vorsehung wird sie in Erfüllung kommen lassen. Auch Sie, meine Liebe, wird sie, bis an das späteste Alter nebst allen den Ihrigen in Seegen und Wohlsein erhalten, und einer ungestörten Ruhe geniessen lassen, wenn anderst Verdienst belohnet, und meine Wünsche erhöret werden sollen. — Was macht denn der alte gute Herr Stoltenhoff? Besucht er noch fleissig seine Oehlmühlen? und was machen Ihre Kinder? Das sind ja wohl schon gantze Männer — denn so viel ich mich erinnere haben Sie keine Töchter. Meine Söhne sind Gottlob jetzt alle wohl, auch Theodor ist von seinem Beinschaden geheillet. In wenig Wochen wird ihn sein Vater von Mannheim aus hier hohlen. Wenn dan Gott gäbe! Dass meine liebe Tochter gesund würde, so genösze ich wieder einmal das Vergnügen, was ich so lange habe entbehren müssen, unter allen meinen Kindern ruhig und zufrieden zu leben, und was das Hauptsächlichste ist, sie unter der Aufsicht eines redlichen und gütigen Vaters zu wissen. Den das ist Lessing in vollem Verstand. Und in diesem Betracht, werden Sie und Ihr Herr Liebster ihn gewiss auch in Ihre Freundschaft aufnehmen, zu welcher er sich, nebst höflicher Empfehlung, bestens empfiehlt. Ich habe die Ehre mit steter Hochachtung, nach herzlichem Grusz an Ihren Herr Liebsten, und Herrn Schwiegervater, zu sein

Ihre ergebene Schwester
Lessing.

Wolfenbüttel
d. 31. Xbre
1776.

Aus eines Dichters Werkstatt.

Ein Beitrag zur Charakteristik von

Ferdinand Freiligrath.

Vortrag,

gehalten in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 8. Mai 1895

von

Dr. Richard Thiele,
Gymnasialdirektor.

Es ist ein weitverbreiteter, sogar ziemlich allgemein geglaubter Irrtum, das Schaffen des Dichters für ein müheloses zu halten. In das Reich des Ideals vom Dichtergenius gehoben, verlangt und findet der Hörer oder Leser glatte und fliessende Form; und je gewaltiger und voller der Gedankenstrom dahinrauscht, desto nachhaltiger entnüchtert jedwede banale Wendung, desto mehr stört jeder holprige Vers. Aber nur wenige der Leser denken daran, dass das fertige und vollkommene Gedicht, wenn es wie aus einem Gusse vor dem staunenden und bewundernden Auge dasteht, oft das Ergebnis erst des mühevollsten Schaffens ist. Die Dichter freilich — wie viele Aussprüche von ihnen beweisen das nicht! — vergessen es meist selbst, und es ist gewiss ein schönes Vorrecht von ihnen, nur den vollen Frühlingstag zu sehen, zu loben und zu preisen, ohne an den nasskalten Morgennebel zu denken, der erst niedersinken musste, ehe das strahlende Tagesgestirn aus wolkenloser Höhe seine erwärmenden und belebenden Strahlen zur Erde entsenden konnte. „Ein Regenstrom aus Felsenrissen" ist unserm Schiller der Gesang, „der mit Donners Ungestüm kommt", also rasch und unaufhaltsam, ohne eigene Mühe und Arbeit, und Wieland nennt des Dichters Thun einen „holden Wahnsinn", also unbewusstes und müheloses Schaffen. Die Wirklichkeit ist freilich meist ganz anders gewesen, und die neuere Zeit, welche mit pietätsvollem Sinne nicht bloss das äussere Leben unserer Geistesheroen mit Erfolg erforscht

hat und von ihm zu erzählen bestrebt ist, — sie hüte sich nur vor dem Uebermass und verfalle nicht in geradezu lächerliche Kleinigkeitskrämerei! — sondern auch mit Recht und erst recht das geistige Werden und Wachsen derselben zu verstehen gesucht hat, konnte sie nicht selten bei eingehendster und mühevollster Arbeit belauschen. Ich erinnere hier daran, wie die Dichter teilweise selbst in brieflichen Mitteilungen sich vertraulich äussern — und der Briefwechsel Lessings, namentlich aber der Goethes und Schillers geben vielfach Auskunft, auch z. B. die Ausleihebücher der Weimarer Bibliothek erzählen uns in rührender Weise, wie sorgsam ein Schiller gearbeitet hat, — oder wie teilweise es eine nähere Betrachtung ihrer handschriftlichen Entwürfe lehrt, so z. B. die „Breslauer Papiere" Lessings, ersteres mehr bei grösseren und umfassenderen Werken, letzteres bei kleineren Schöpfungen, aber gerade durch das Detail, wenn auch viel weniger wichtig, so doch interessant und wissenswert. Dabei kommt es freilich nicht selten vor, dass die ersten Entwürfe, welche wir auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung kennen lernen, viel packender und wirkungsvoller, die späteren allerdings meist glatter sind; ich verweise des Beispiels halber auf den Anfang des Goethischen „König in Thule", der ursprünglich so lautete:

„Es war ein König in Thule,
Einen goldenen Becher er hätt'
Empfangen von seiner Buhle
Auf ihrem Todesbett."

Dieses bestätigt sich nun namentlich bei einem Dichter, welcher zwar nicht zu den Koryphäen unserer Litteratur zählt, aber doch dem deutschen Volke — trotz des giftigen Spottes eines Heinrich Heine — immer etwas galt und besonders seit seinen warmen patriotischen Ergüssen im grossen Kriegsjahre 1870/71 uns lieb und teuer geworden ist, bei

Ferdinand Freiligrath.

Bei ihm, der sich durch eine fliessende Form vor vielen anderen grösseren und gehaltvolleren Dichtern auszeichnet, wird schwerlich jemand ohne weiteres anzunehmen geneigt sein, dass ihm das Schaffen oft eine schwere, ja geradezu sauere Arbeit gewesen ist, welcher er mit solcher Peinlich-

keit und Gewissenhaftigkeit obgelegen hat, dass er nicht eher nachliess, als bis er vollkommene Glätte und störungslosen Fluss der Worte und Verse erzielt hatte, — freilich, wie wir nicht anstehen dürfen zu sagen, manches Mal auf Kosten der ursprünglichen Empfindung, welche frischer und natürlicher war. Es ist hierauf auch schon in dem verdienstlichen Werke von Wilhelm Buchner: Ferdinand Freiligrath, ein Dichterleben in Briefen, 2 Bände (1882), aufmerksam gemacht worden, namentlich mit Hinblick auf ein Convolut Freiligrathscher Autographen, welche auf der Detmolder Landesbibliothek aufbewahrt werden. Diese Manuscripte, zu deren näherer Benutzung Buchner (II. S. 345) geradezu auffordert und einladet — es sind 8 Gedichte! — stammen sämtlich aus Freiligraths früherer Zeit (1831—1836) und sind auf Anregung des früheren Detmolder Bibliothekars, Geheim. Ober-Justizrats O. Preuss, von Freiligrath im Jahre 1862 der Bibliothek seines Geburtsortes geschenkt worden, wie der folgende Brief Freiligraths an Otto Preuss (s. Buchner II S. 343ff.) am 30. Juli 1862 in London geschrieben, beweist:

Lieber alter Freund!

Habe herzlichen Dank für die ehrenvolle Auszeichnung, deren Du mich würdigen willst! Was könnte mir angenehmer und willkommener sein, als die ersten Handschriften einiger meiner Gedichte in der Dir anvertrauten Bibliothek niederlegen zu dürfen, — in derselben Bibliothek, der ich mit meine frühesten Anregungen verdanke und als „Bibliothekspage" des guten alten Clostermeier, auf ihren Leitern hangend, bald in jenes rotgebundene Exemplar der ersten Ausgabe von Vossens Odyssee (mit dem Autographon des alten Gleim auf dem Vorsatzblatte), bald in die bildvollen Quartanten des Hawkesworthschen Reisewerkes mich vertiefte, statt die mir zum Aufstellen angewiesenen Bücher von Repositor zu Repositor zu schleppen.

So möge denn der Strom zur Quelle zurückkehren! Mit andern Worten: Ich schicke Dir ..... die nachstehend verzeichneten Manuscripte

1) Der Blumen Rache,
2) Der Scheik am Sinai,
3) Der Alexandriner,
4) Gesicht des Reisenden,

5) Der Tod des Führers,
6) O säh ich auf der Haide dort, Uebersetzung nach Burns,
7) Das Lever, Übersetzung nach Alfred v. Musset,
8) Bei Grabbes Tod.

— alles, wie Du sehen wirst, Brouillons, erste Niederschriften, die einen mehr, die andern weniger durchcorrigiert, hin und wieder mit Abweichungen von den Drucken; zum Teil von der komisch kontrastierenden Folie sonstiger Skripturen sich abhebend (so namentlich das biedere Billet, worauf der Blumen Rache) und dadurch deutlich genug verratend, dass sie hastig zwischen anderer Arbeit hingeworfen wurden. Du hast hier eben die Werkstatt, Staub und Gehämmer und Hobelspäne! Und ich denke mir, dass es Eurer Teilnahme an den Bestrebungen des Landsmannes und Jugendgenossen vielleicht am liebsten so ist. Jedenfalls wirst Du mir zugeben, dass ich nicht eitel bin. Nicht mancher Poet, glaub' ich, liesse sich bei der Arbeit so belauschen, nicht mancher über die Schulter so aufs Blatt sehen. (Das weitere interessiert uns nicht.)

Es sind merkwürdige Einblicke, die uns hier in die Gedankenwerkstatt des Dichters eröffnet werden, lehrreich und anziehend! Ich habe diese 8 Gedichte abgeschrieben, von welchen merkwürdigerweise kein einziges eine Überschrift hat, deren sie späterhin nicht entbehren, indem ich sie mir von der Detmolder Bibliothek s. Z. entlieh; die Grundschrift habe ich schwarz geschrieben, die Änderungen mit roter Tinte; als massgebenden Text habe ich die editio princeps der Freiligrathschen Gedichte (erste Gesamtausgabe vom Jahre 1838) zu Grunde gelegt; eine auszugsweise Mitteilung meiner Beobachtungen findet sich bereits in Paul Lindaus Gegenwart vom Jahre 1882, hier aber mögen dieselben zuerst vollständig zusammengefasst werden. Wir glauben auch keine Indiskretion damit zu begehen, da ja der Dichter durch die Hingabe der Blätter an eine öffentliche Bibliothek darthat, dass es sich hier nicht um diskrete Heimlichkeiten oder der Öffentlichkeit sich entziehende Thatsachen handele.

Die Manuskripte haben für unsern Zweck eine sehr verschiedene Wichtigkeit. Von geringer Bedeutung sind die 4, mit Tinte auf verschiedenem Formate des Papieres geschriebenen Gedichte:

1) Der Alexandriner,
2) Gesicht des Reisenden,
3) Der Tod des Führers u.
4) Das Lever,

weil wir hier nach meiner Ansicht wohl nicht das allererste Brouillon des Dichters vor uns haben, sondern, wie ich vermute, das Manuskript für die Druckerei. Der Korrekturen sind nicht viele, und es sind teilweise wirkliche Verbesserungen im Ausdrucke; sie sind uns aber nur ein Beweis, dass der Dichter nicht zu feilen aufgehört hat, ja dies noch im letzten Augenblicke that.

Einzelne Beispiele mögen genügen! *)

1) Der Alexandriner.

Strophe 4 Vers 2 stand zuerst „zerreisst", dann „brecht", jetzt „zerbrecht" (Springriemen und Gebiss), — keine glückliche Änderung, denn das ursprüngliche „zerriss" passt allerdings nur auf Riemen, das jetzige „zerbricht" aber nur auf „Gebiss"; es ist also nur ein Zeugma durch ein anderes ersetzt. Im folgenden Verse ist das mattere „sprengst" hinan durch das wirkungsvoller schildernde „jagst" hinan ersetzt. Schwankend war der Dichter im vorletzten Verse, wo er erst matt schrieb: „lenk' ich langsam deine Schritt", dann aber „vorwärts", endlich „seitwärts dich", wirklich auch keine Verbesserung. — Übrigens stehen auf der anderen Seite des Manuskriptes folgende Verse:

„Werft ihm um den Hals ein End'
Tau! Zieht an! und es geschah,
Zuckend hieng der Delinqnent
An des Mittelmastes Raa!"

— ich weiss nicht, woher sie sind; sie erinnern an die „Piratenromanze", finden sich aber dort nicht.

2) Gesicht des Reisenden.

Hier ist besonders die 9. Strophe bemerkenswert, die ganz umgestaltet ist.

Jetzt heisst es:

„Haltet aus! die Rosse schlagen! Jedermann zu seinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderherde!

*) Beim Vortrage wurden die einzelnen Gedichte vorgelesen, hier nehmen wir an, dass der Leser die Gedichte Freiligraths zur Einsicht bereit hat.

Lasst sie immer Euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren."

Dies ist gewiss glatt; mir aber erscheint Freiligraths erster Entwurf viel packender, welcher lautete:

„Zittert nicht! die Rosse schlagen! Jeder Mann zu seinem Rosse!
Fürchtet nicht der grabentstiegnen Reiter dräuende Geberde!
Scheut die Flamme nicht, die stechend zuckt aus ihren Augenhöhlen!
Sprechet: Allah! — und vorüber sausen sie mit den Kameelen."

Die Holprigkeit des letzten Verses war es wohl besonders, die Freiligrath zur Änderung veranlasste.

3) Der Tod des Führers.

Nicht dasselbe günstige Urteil über die ursprüngliche Fassung fällen wir bei der einzigen wichtigen Änderung im „Tod des Führers", Strophe 6. Hier hiess es ursprünglich:

Sie, ach diese Glieder könnten,
Ruhn in heimscher Erde Schooss!
Um der Kinder willen reiss ich
Stark mich von der Heimat los;

Dieses änderte Freiligrath so um:

„Sie, — ach diesen Gliedern gönnte
Wohl die Heimat noch ein Grab!
Um der Kinder willen greif ich
Hoffend noch zu Gurt und Stab," —

— gewiss treffender, aber mit einem Anakoluth im 1. Verse (Sie — diesen Gliedern gönnte ich), weil aus der ersten Fassung das „sie" stehen geblieben ist; ohne Kenntnis des ersten Entwurfes ständen wir vor einem sprachlichen Rätsel bezw. — vor einem Fehler!

Vollständig unverständlich schrieb Freiligrath am Anfang der 8. Strophe:

Ohne Führer jetzt
die den Greis bestatten will!

— und änderte nach mehreren Versuchen,

„Führerlos die bange Schaar jetzt"
oder: „Ratlos die verzagte Schaar jetzt" —
endlich: „Ratlos die verlass'ne Schaar jetzt,
Die den Greis bestatten will!"

Leider haben die Ausgaben das Ausrufezeichen nicht, das Freiligrath gesetzt und damit dem Satze einen ganz anderen Sinn gegeben hat.

4) Das Lever,
nach Alfred de Musset.

Auch hier ist in der 3. Strophe für eine prosaische Wendung:

Wohlan! ergreif den Zügel!
Zur Jagd; den Fuss zum Bügel!

jetzt das Bessere und die glättere Umstellung eingesetzt:

„Zur Jagd! frisch in den Bügel
Den Fuss; ergreif die Zügel,
Viel Glück zur Jagd, mein Lieb!"

Dabei stehen noch 2 Strophen, und zwar die 2 ersten der Übersetzung, welche Freiligrath nach Alfred de Musset anfertigt und „Stanzen" überschrieb:

O, wie gern im Abendstrahle
Tief im Thale
Seh' ich, einem Totenmale
Ähnlich, schwarzer Münster Bau!

O, wie gern ich bei den finstern
hohen Münstern
Auf der Ritter Schwell' im Finstern
5) Kreuz und Weihekessel schau'!

Interessant ist noch das Manuskript von Burns schönem Liede „O säh ich auf der Haide dort", das durch Mendelssohns tiefempfundene herrliche Komposition bei uns in Deutschland zu einem echten und wahren Volksliede gemacht worden ist. Es ist ein einziges Oktavblättchen, auf welches der Dichter mit Bleifeder und mit einer einzigen leichten Korrektur in der 3. Zeile der ersten Strophe (anstatt: mit meinem Plaid vor seinem Zorn", jetzt: mit meinem Mantel vor dem Sturm") das Liedchen hingeworfen hat; er hatte die Übersetzung jedenfalls im Kopfe schon fertig, als er zur Feder griff.

Das waren bisher nur Einzelheiten, es bleiben uns aber noch 3 Manuskripte übrig, „Der Blumen Rache", „Der Scheik am Sinai" und „Bei Grabbes Tode". Aus ihnen können wir aber desto besser Freiligrath beim Schaffen belauschen. Es sind zweifellos die allerersten Entwürfe, die hier vor uns liegen, und der Dichter hat sie jedenfalls deshalb ausgewählt, weil er sie für besonders charakteristisch hielt.

Zunächst das bekannteste und beliebteste Gedicht unseres Freiligrath:

6) Der Blumen Rache.

Es ist das interessanteste der Manuskripte, und von ihm gilt besonders das Wort Lessings, das er bezüglich der Messiade Klopstocks sagte: „es sei beinahe noch lehrreicher zu wissen, was ein Dichter ausgestrichen, als was er stehen gelassen habe". Das Gedicht ist in ziemlich verworrener Weise auf die Rückseite eines Briefes geschrieben, in welchem am 30. Sept. 1831 ein gewisser Schulte Freiligrath um Zurückbeförderung einzelner Bücher an die Weidmannsche Buchhandlung ersucht. Da nun das Gedicht zuerst in No. 49 des „Mindener Sonntagsblattes" vom 4. Dezember 1831 erschien, so erhalten wir nebenbei durch unser Manuskript eine ziemlich genaue Fixierung der Entstehungszeit des Gedichtes: es ist also im Oktober bis November 1831 entstanden. — Die Niederschrift geschah mit Bleistift, und Freiligrath hat ziemlich viel geändert. Hierbei kann ich eine allgemeine, für den Dichter charakteristische Bemerkung nicht unterdrücken. Die schildernden Partieen des Gedichtes sind sehr fliessend niedergeschrieben, namentlich wo in reizender Detailmalerei die einzelnen Blumen erwähnt worden; hingegen da, wo die Handlung im Fortgange stockt und mit Reflexion zu einer neuen Phase übergeht, wird der Dichter unsicher, ändert auf das mannigfaltigste und kann gar nicht wieder in Fluss kommen. Das epische Element tritt eben bei Freiligrath ganz entschieden vor dem lyrischen zurück. Im einzelnen sind so Strophe 4 und 5 im heutigen Gedichte stark verändert; die erstere ist erst beim 3. Versuche gelungen, die andere fast bei jedem Worte verändert. Zum Beweise führe ich die 5. Strophe in der ersten Niederschrift an:

Sieh, aus ihren Kelchen schweben
Leichte luftige Gestalten,
Wie geformt aus zartem Nebel;
Kronen tragen sie und Schilde, —

jetzt viel schöner:

Aus den Blütenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Noch eine Bemerkung sei gestattet, die zwar nur auf ganz äusserlicher Thatsache fusst, aber doch das innere Schaffen des Dichters scharf beleuchtet. Bei aufmerksamem Lesen Freiligrathscher Gedichte bemerkt man nicht ohne Befremden den häufigen Gebrauch des Semikolons. In den Manuskripten findet sich dasselbe noch häufiger! Dies zeigt uns so recht, wie rasch, ja ungestüm dem Dichter die Gedanken zuströmten: nicht insichverschlungene und gegenseitig sich ergänzende, Schritt für Schritt sich entwickelnde Gedankencomplexe stellen sich bei ihm ein, sondern einzelnen aufsprühenden Funken gleich zucken sie in seinem Gehirne auf, und man kann es selbst an der Hast der Handschrift an vielen Stellen erkennen, wie die Hand des Schreibenden bemüht ist, rasch den aufleuchtenden Blitz zu fixieren, ehe er für immer wieder entschwindet, wie schon ein zweiter wetterleuchtet und zu rascher Niederschrift drängt, immer eine halbe oder höchstens eine ganze Zeile voll; so ist es namentlich in dem zuletzt von uns zu erwähnenden Gedichte: „Bei Grabbes Tode".

Auch sind wir in die Lage gesetzt, 2 Strophen, die ungedruckt und damit bisher unbekannt geblieben sind, aus dem Manuskripte neu mitteilen zu können. Nach Strophe 3 hatte der Dichter folgende Worte geschrieben, die er dann wieder ausstrich:

„Doch geöffnet sind die Blumen,
Süssen Odem zu verschicken,
Und aus des Gemäuers Fugen
Tönt des Totenkäfers Picken."

Ferner fehlen in der Handschrift die Strophen 14, 15 und 16 — sie sind also später hinzugedichtet, nachdem diejenige, welche nach Strophe 13 stand und denselben Gedanken, aber knapp und kurz wiedergab, weggestrichen war; jene Einzelstrophe lautete:

„O wie wunderschön am kühlen
Quelle, an den frischen Bächen
Als die Elfen froh zu spielen; —
(Mit der Korrektur: Nachts im Elfenscherz zu spielen)
Doch wir wissen uns zu rächen."

Mir persönlich gefällt die kürzere Fassung, welche in einer Strophe alles Nötige sagt, besser, als das Auseinandernehmen in 3 Strophen. Doch das ist Geschmackssache.

Unserem Ermessen nach aber hat Freiligrath andererseits richtig gehandelt, den Schluss des lieblichen Gedichtes so zu lassen, wie er ihn in fliessender Schrift in doppelter Fassung — durch kleine Umstellungen nur verschieden — abgefasst hatte, nicht aber Immermanns Änderung anzunehmen, die uns in einem Briefe desselben an Freiligrath vom 25. Juni 1838 (s. Buchner a. a. O. I., Seite 214) mitgeteilt wird. Immermann schreibt: „Sehr bin ich überrascht worden von dem Gedicht: „Der Blumen Rache". Ich halte diess für eins der schönsten, was Sie gemacht haben. Es ist Ihnen darin etwas gelungen, was Goethen auch nur einmal im Erlkönig glückte, nämlich ein ganz natürliches und schlichtes Ereignis (dass ein Mädchen von Blumenduft bei verschlossenen Fenstern getötet wird) in schönster Weise mythisch zu machen. Nur der Schluss büsst meines Ermessens durch eine zu breite und erklären wollende Behandlung an seiner Wirkung etwas ein. Ich habe ihn so für mich umgeschrieben (mit Ihrer Erlaubnis):

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder;
Wie sie küsst der dunstge Reigen,
Zucken ihre weissen Glieder.

Da begrüsst der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen;

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft gerötet,
Ruht sie bei den welken Schwestern,
Deren Geister sie getötet.

Will mir auch noch nicht gefallen (Uns auch nicht! sagen wir). Es wäre gut, wenn zwei Verse gefunden werden könnten, welche sagen, dass der Morgenwind das Fenster aufstösst, und dass davon die Geister verschwinden. Dass die Geister der Blumen ihre Düfte sind, ist recipiert, und so würde die prosaische Schlusszeile vermieden, ohne dass die Deutlichkeit leiden dürfte." — Soweit Immermann. — Das Prosaische des Schlusses hat nur er bineingebracht! Zwar nahm Freiligrath in seiner Antwort vom 24. Juli 1838 diese verwässernde Abänderung

mit den Worten an: „Würden Sie es als Plagiat ansehen, wenn ich sie [d. h. Immermanns Umschreibung] bei einer Umarbeitung des Gedichtes benutzte.“ Allein sein guter Geschmack hiess ihn später wieder davon Abstand nehmen, und so klingt das Gedicht, alles noch einmal umfassend, nach unserer Meinung gut und voll so aus:

„Blumenduft hat sie getötet.“

Es folgt

7) Der Scheik am Sinai,

wahrlich, kein Loblied auf den Bürgerkönig Louis Philipp von Frankreich!

Dem nicht leicht zu fassenden Stoffe entsprechend, sind hier die Änderungen des Dichters sehr häufig und verbessern nicht nur einzelne Ausdrücke, sondern ganze Verse, ja Halbstrophen. Die Änderungen sind beinahe alle Verbesserungen, so dass es die Rücksicht gegen die berechtigte Selbstkritik, welche der Dichter so streng an sich selbst geübt hat, verbietet, Einzelheiten mitzuteilen, die ja auch ohnehin interesselos sind. Nur ein Gesichtspunkt mag eine Ausnahme rechtfertigen: nämlich um zu zeigen, wie reich des Dichters Phantasie war, dass ihm, selbst mit Beibehaltung desselben Reimes, nicht unbedeutende Änderungen gelangen. Wir vergleichen so Strophe 3, die in der ersten Fassung also lautete:

Gen Süden zieht ihr Heer in blitzender Colonne,
In Säbeln spiegelt sich die gelbe Wüstensonne,
Und gelber Wüstensand fliegt um das Mähnenhaar
Der Pferde. Kreischend fliehn die bräunlichen Kabylen,
Der Atlas nimmt sie auf u. s. w.

Jetzt: Gen Süden rückt das Heer in blitzender Colonne,
Auf ihren Waffen flammt der Barbaresken Sonne,
Tuneser Sand umweht der Pferde Mähnenhaar,
Mit ihren Weibern fliehn die kreischenden Kabylen;
Der Atlas nimmt sie auf u. s. w.

Besser erschienen mir die 2 ersten Verse der 6. Strophe, die ursprünglich so lauten sollten:

Die Wälder funkeln von Orangen und Citronen,
Die dunkle Aloe wächst auf den Felsenkronen,

jetzt: Die Mandel blüht im Thal; mit spitzen dunklen Blättern
Trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern.

Ebenso ist besser die ursprüngliche Fassung der Schlussstrophe, die ich allein hierhersetze:

Der Emir nimmt das Gold und hält es seinen blinden
Erloschnen Augen vor; er bebt; kanm kann er reden,
Und schmerzlich lächelt er, als er die Worte spricht:
Das ist sein Ange nicht, das ist nicht seine Stirne,
Den Mann hier kenn' ich nicht, sein Haupt gleicht einer Birne
Der, den ich meine, ist es nicht.

8) Endlich das tiefempfundene Stimmungsbild:

Bei Grabbes Tode.

Um das Gedicbt würdigen zu können, setzen wir zuerst die Worte bin, welche Freiligrath kurz nach Vollendung des Gedichtes, am 30. September 1836, an Gustav Schwab schrieb: „Für das Morgenblatt lege ich ein Gedicht bei, das nicht minder auf Grabbes frühen Tod sein, als vielmehr den Eindruck zu schildern versuchen soll, den die Art und Weise, auf welcbe, und die Umgebungen, unter welchen ich ihn erfuhr, auf micb machte. Grabbe ist ein zertrümmerter Tempel; er ist grossenteils in und durch sich selbst zu Grunde gegangen!" — Damit knüpfte er an die Worte Immermanns an, welcher Grabbe „eine grosse Natur in Trümmern" genannt hatte, „aber diese Trümmer waren von Granit und Porphyr". Und über die Entstehung des Gedichtes berichtet Freiligrath in einem Briefe an Isaak Molenaar vom 17. Dezember 1836 (s. Buchner I, Seite 235), nachdem er erwähnt hatte, dass ihn gerade bei rauschenden Vergnügungen ein Dämon der Melancholie oft packe, so auch im Lager bei Soest, wo Freiligrath damals bei seiner Mutter lebte: „Nun, dieser Dämon schüttelte mich auch eben, als mir Grabbes Tod auf die beschriebene Weise mitgeteilt wurde, und zwar von Menschen, die im Ganzen doch aucb dem profanum vulgus angehörten und diese gewaltige, leider in und durch sich selbst zu Grunde gegangene Natur Grabbes weder zu würdigen, nocb zu beklagen wussten. Mich selbst hatten sie auch mit albernen Komplimenten geärgert, — kurz ich wurde grimmig, gieng hinaus, und was zum Teil noch in dieser schlaflosen Nacht entstand, hast Du gelesen." Und $1^1/_4$ Jahr später schreibt er an Linna Schwollmann (am 17. Februar 1838, s. Buchner I, Seite 262): „Mich hat Grabbe, seit ich ihn erkannte, auf eine merkwürdige Weise angezogen, abgestossen, bewegt und erschüttert! Mein Gedicbt auf seinen

Tod entsprang dem Schmerze über den Untergang einer ursprünglich gewiss edlen, jedenfalls grossen und gewaltigen Natur, und so musst Du es auch beurteilen.“

Alle diese Empfindungen haben in dem Manuskripte einen unverkennbaren Ausdruck gefunden: es ist mit vielfachen Änderungen hingeschrieben, zuerst aber recht leserlich, und deshalb liegt wohl auch hier der allererste Entwurf nicht vor, welcher, wie Freiligrath in seinem Briefe vom 17. Dezember 1836 anführte, in der ersten schlaflosen Nacht entstanden war, die folgenden Strophen aber sind wie mit fliegender Hast hingeworfen, und es ist nicht leicht, zuletzt bei dem wirren Durcheinander der vielfach ausgestrichenen Zeilen des Dichters ersten Ausdruck wiederherzustellen. Im Grossen und Ganzen ist dieser kräftiger, sicherer und tiefer empfunden, ja oft wild und wirr; die Änderungen führen durchweg einen gemässigteren Ton ein: das Drängen und Stürmen des leidenschaftlichen Schmerzes erscheint gemilderter, aus dem masslosen Ungestüme klärt sich ein allerdings immer noch hohes und ergreifendes, aber gelindertes Pathos ab. Eröffnet uns das Gedicht selbst im Allgemeinen Einblicke in die feurige Seele des Dichterjünglings, — abgesehen von dem, was wir für Grabbe daraus lernen! — so das Manuskript eine nicht minder eindringende Erkenntnis der raschen und entschiedenen Art des Freiligrathschen Schaffens, der nicht gern beim ersten Entwurfe stehen blieb, weil derselbe oft unvollkommen war und sein musste, ferner den Ausdruck auf das sorgsamste durchfeilte, jedenfalls eine Frucht der damals schon oft geübten Uebersetzungskunst des Dichters.

Einzelheiten würden nur verwirren, und ich glaube meine Worte genügend zu beweisen, wenn ich die erste Niederschrift der Schlussstrophen mitteile, da das Unfertige, namentlich in der Form, für unsere Behauptungen der beste Beleg ist. Entschädigung erhalten wir sicher durch den Genuss an der Unmittelbarkeit der Empfindungen, und mit dieser Probe schliesse ich:

Der Dichtung Flamme ist allzeit ein Fluch!
Wer, als ein Leuchter, durch die Welt sie trug,
Der lässt sie wohl durch alle Zeiten funkeln!
Die Tausende, die schlummernd jetzt hier
Ruhn unterm Leinen — was sind sie neben dir?
Du strahlst, wenn ihrer Enkel Augen dunkeln.

Doch sie verzehrt; — als Jüngling dich zu schauen,
War mir vergönnt! Du giengest sicher, stark und braun,
Und kräftig giengst dem Knaben du vorüber.
Nach Jahren sah ich wieder dich als Mann,
Da warst du bleich, die hohe Stirne sann,
Und deine Schläfen pochten wie im Fieber.

Und Male brennt sie; wie ein Fremdling geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Gleichwie mit einem Kainsstempel
Gezeichnet irrt er hin und her!

An Stelle der 2 letzten Verse treten dann mit ähnlichem Schlusse wie jetzt die Worte:

„Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!
Und ich entschlief auf Stroh; in einem Zelt
Träumt ich von einem eingestürzten Tempel!“

Mit diesem Ausdrucke hatte Freiligrath schon in dem Briefe an Schwab den unglücklichen Dichter bezeichnet, welcher zwar originell, aber ganz unfertig war, und dem die Phantasie (die, wenn gezügelt, Goethe so schön „des Menschen unverwelkliche Göttin“ nennt!) zu einer dämonischen und zerstörenden Macht wurde, weil er alles, was sich seinem Dichtergeiste zeigte, Wahres wie Unwahres, zur Gestaltung brachte, und dem so das „Mal der Dichtung“ zu einem „Kainsstempel“, aber aus eigener Schuld, wurde.

Über

den Protestantismus als Kulturprincip der Neuzeit.

Festrede

gehalten am 26. Januar 1895 in der öffentlichen Sitzung
der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

zur Vorfeier

des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers

von

Professor Dr. Heinzelmann.

Digitized by Google

Hochgeehrte Festversammlung!

In einer Zeit banger Erwartung, schwerer sozialer Verwicklungen und Kämpfe haben wir uns hier aufs neue vereinigt, um dem erhabenen Protektor unserer Akademie, Seiner Majestät dem Kaiser und König, unserm allergnädigsten Herrn, in üblicher Weise den ehrerbietigsten Segenswunsch und Festesgruss zu Seinem Geburtstage darzubringen.

Heinrich von Treitschke hat uns vor kurzem mit der schönen Weihnachtsgabe des 5. Bandes seiner „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" beglückt. Es ist ein überaus anschauliches und fesselndes, aber zugleich tiefernstes und ergreifendes Bild, das er uns da entrollt von den Zuständen des geistigen und kirchlichen, wirtschaftlichen und politischen Lebens in den ersten acht Jahren der Regierung des edlen und unglücklichen Königs Friedrich Wilhelms IV.; den Jahren, welche dem Ausbruch der grossen europäischen Revolution unmittelbar vorangingen. „Die Geschichte dieser acht Jahre wirkt," so bemerkt der Verfasser selbst im Vorwort seines Werkes, „wie ein erschütterndes Trauerspiel. Zuerst hohe Entwürfe, glänzende Hoffnungen, überschwängliche Träume, nachher fast überall ein klägliches Misslingen, ein unvermeidlicher Zusammenbruch." Es war die Aera der Missverständnisse und Enttäuschungen, der Irrungen und Verwirrungen, die Zeit der allmählichen politisch-sozialen Ausreifung der von der radikalen und atheistischen Lehre des sogenannten jungen Deutschlands gepflanzten Drachensaat: eine bodenlose Zerfahrenheit auf dem Gebiete des kirchlichen und politischen Lebens, und im Hintergrunde eine besonders in den höheren Kreisen der Gesellschaft hervortretende sittliche Fäulnis, begründet in einer religiösen Verarmung und Verödung weiter Volkskreise. Und diese tiefen religiös-sittlichen Schäden werden durch einen

neuen Aufschwung des geistigen Lebens, den frischen, die Kreise der Kunst und Litteratur durchwehenden realistischen Zug nicht verdeckt, durch die eifrigen Bemühungen einzelner edlen und thatkräftigen Männer von echt christlicher und deutscher Gesinnung zur Rettung der Verlorenen unseres Volkes nicht geheilt. Alles drängt mit Notwendigkeit zu einer unvermeidlichen Katastrophe — und plötzlich und unaufhaltsam wie ein ehernes Geschick bricht sie herein über die Fürsten und Völker des europäischen Kontinents, die März-Revolution des Jahres 1848, und begräbt unter den Trümmern der Barrikaden alle die wohlgemeinten Pläne, Reformen und Entwürfe.

Man hat auf die Berührungspunkte hingewiesen, welche jene Zeit mit der unsrigen bietet. Jedenfalls sind sie nicht auf politischem und kirchlichem Gebiete zu suchen. Denn wir haben auf politischem Gebiete, was jene Zeit in unsicherm Drang anstrebte, ein einiges starkes Reich, und auf kirchlichem Gebiete sind wir wenigstens den Kinderschuhen, den demagogischen Maskeraden eines Ronge und Uhlich, Gott sei Dank längst entwachsen. Aber es dürfte sich doch fragen, ob wir im Punkte der Religion und Sittlichkeit des ganzen Volkes wesentlich weiter gekommen sind. Wenigstens lehrt uns die damals erst von ferne auftauchende, heutzutage brennend gewordene soziale Frage, wie viel in dieser Hinsicht noch zu thun ist. Und blicken wir auf die in allen Ländern Europas sich häufenden Mordattentate, wer bürgt uns dafür, dass wir nicht vor einer ähnlichen Katastrophe stehen wie jene Zeit? Wer schützt uns vor einer die Schrecken jener politischen Revolution vom Jahre 1848 weit überbietenden sozialen Revolution?

Gewiss dürfen wir ja rechnen auf unser kriegstüchtiges und königstreues Heer, das Volk in Waffen, und auf unsre vortreffliche Polizei. Aber werden überall und zur rechten Zeit die von Herrn von Puttkamer als letztes Heilmittel empfohlenen Kanonen zur Hand sein? In der That so notwendig uns eine die groben Auswüchse der anarchistischen Zeitkrankheit beschränkende Thätigkeit der Gesetzgebung erscheint, so bereitwillig alle Vaterlandsfreunde die sogenannte Umsturzvorlage begrüssen, so sehr wir einen einmütigen Zusammenschluss aller Ordnungsparteien im Reichstage wünschen müssen, damit ein Gesetz zustande komme, das den erklärten Feind der gesamten

bestehenden Rechts- und Gesellschaftsordnung nicht bloss streift, sondern aufs Haupt trifft, so wenig können wir uns der Einsicht verschliessen, dass hier mit Gesetzen allein auf die Dauer nichts gedient ist; nicht bloss deshalb, weil die Wirkung des Gesetzes überall durch die Umsicht und Thatkraft der dasselbe ausführenden Personen bedingt ist, sondern noch mehr, weil es sich hier um eine der schwierigsten, durch den Kulturfortschritt der Zeit selbst gebotenen, aber auch wesentlich erschwerten und verschärften Aufgaben handelt, deren befriedigende Lösung die Leistungskraft eines Menschenalters weit übersteigt, und vor allem weil diese eminent ethische Aufgabe nur durch das einheitliche Zusammenwirken aller, den Gesellschaftsorganismus tragenden und bedingenden ethischen Faktoren gelöst werden kann. Ohne Zweifel nimmt unter diesen ethischen Faktoren der Staat als Träger und Hort der gesamten Rechtsordnung des Volkes eine hervorragende Stellung ein. Aber eben so unwidersprechlich ist, dass ausser ihm die Kirche als Hüterin und Vertreterin der religiösen Interessen, als Verwalterin der ewigen Heilsgüter, das Haus und die Schule mit ihrer erziehlichen Thätigkeit, nicht weniger die Wissenschaft, die Kunst mit ihren idealen Schöpfungen, endlich die bürgerliche Gesellschaft mit ihrer praktischen Thätigkeit berufen sind, an der Lösung dieser Aufgabe mitzuarbeiten.

Im vollen Bewusstsein der Notwendigkeit einer Ergänzung der staatlichen Gesetzgebung und Verwaltung durch die freie persönliche Mitarbeit aller mündigen Glieder und Stände der Gesellschaft behufs Heilung der Schäden der Gegenwart, insbesondere auf dem sozialen Gebiete, hat es unser eifriger und thatkräftiger Kaiser für zeitgemäss erachtet, in jener Ansprache, die er an die Vertreter der besonders wirtschaftlich so gefährdeten Ostmark des Reiches gerichtet, die im Volke noch schlummernden sittlichen Kräfte zur Selbsthilfe und Befreiung von dem auf der gegenwärtigen Gesellschaft lastenden Bann und Druck wachzurufen mit jenem Losungswort, das seitdem die Runde durch alle Zeitungen gemacht hat: Auf zum Kampf für Religion, Sitte und Ordnung.

Dieses Kaiserwort möge den Ausgangspunkt bilden für unsere Betrachtung. Ist es sogleich in einseitiger Weise ausgenutzt worden von gewissen Parteien, von denen man nicht

gerade behaupten kann, dass sie bis jetzt viel für Preussen oder Deutschland gethan haben, noch auch, dass sie die deutsch-nationalen Interessen mit besonderem Eifer pflegten, so darf uns das nicht irre machen. Vielmehr legt uns diese Thatsache die Pflicht auf, jenen Weckruf so zu verstehen, wie er gemeint ist, und ihm in dem rechten Sinne Folge zu leisten.

Keine Ordnung und kein Gesetz ohne Sitte und Sittlichkeit, keine Sittlichkeit ohne Religion, ohne den Glauben und die lebendige Frömmigkeit. So ist denn der religiöse Faktor der letztlich entscheidende im Gesamtleben des einzelnen Menschen, wie ganzer Völker. Nirgends tritt uns das so schlagend und mit so zwingender Überzeugungskraft entgegen, als in der Zeit, in welcher unser Volk seinen Festtag in der Kulturgeschichte der Menschheit feierte, wie es jüngst in den Tagen von Sedan seinen Festtag in der politischen Geschichte der Völker gefeiert hat, nämlich in der Zeit der Reformation, jener gewaltigen, zugleich kirchengeschichtlich und weltgeschichtlich bedeutsamsten Begebenheit, welcher nicht bloss die evangelische Kirche ihre Entstehung verdankt, sondern von welcher auch jene die gesamte Neuzeit beherrschende Kulturmacht ihren Ausgang nimmt, welche man mit dem Namen Protestantismus bezeichnet.

Der Protestantismus, insbesondere der deutsch-evangelische Protestantismus als Kulturprincip der Neuzeit: das sei im unmittelbaren Anschluss an das soeben erwähnte denkwürdige Kaiserwort der Gegenstand unserer heutigen Festbetrachtung. Wir haben uns zuvörderst darüber zu verständigen, welches das Princip des Protestantismus ist, sodann nachzuweisen, inwiefern dieses Princip den Ausgangspunkt und die Grundlage bildet für den Kulturfortschritt der Neuzeit auf allen Gebieten des Lebens, und schliesslich fragen wir uns nach den Aufgaben, die uns für die Zukunft gestellt sind.

I.

Wir haben zunächst das Prinzip und Wesen des Protestantismus selbst ins Auge zu fassen.

Der Name Protestantismus ist bekanntlich politischen Ursprungs und stammt von unseren Gegnern. Das könnte uns Evangelische veranlassen uns diesen Namen mit einiger Vor-

sicht beizulegen. Indes erweist sich diese Vorsicht bei genauerer Betrachtung als unnötig.

Protestanten nannte man von katholischer Seite die in der Minorität bleibenden evangelischen Fürsten und Stände, welche auf dem Reichstage zu Speyer im Jahre 1529 Verwahrung einlegten gegen einen von der katholischen Mehrheit beschlossenen Reichstagsabschied, durch welchen mit einem Schlage die Errungenschaften und Fortschritte des Evangeliums in Deutschland rückgängig gemacht werden sollten. Sie protestierten gegen diesen Beschluss aus sachlichen Gründen, da er wider Gott und sein heiliges Wort, wider unser aller Seelenheil und gut Gewissen sei, und fügten einen formellen Rechtsgrund hinzu, indem sie Majoritätsbeschlüsse in Glaubenssachen als unverbindlich erklärten.

Mit diesem Protest ist der Eintritt eines neuen Prinzips auf staatsrechtlichem Gebiete bezeichnet. Es ist dies der bewusste Bruch mit dem in der mittelalterlich-katholischen Zeit herrschenden kanonischen Recht. Dieses hatte dem Papste und seiner Kirche die unbedingte endgültige Entscheidung auch im Gebiete des staatlichen Lebens, insbesondere in den Angelegenheiten, die sich auf die Religion bezogen, zugesprochen. Hiernach war es dem einzelnen verwehrt, auch in Sachen des Glaubens und Gewissens seine Entscheidung selbst zu treffen, der einzelne hatte sich den Aussprüchen der Mehrheit unbedingt zu fügen, und überliess die Verantwortung dafür der Kirche. Der Staat hatte sich dem Willen der Kirche, bezw. des Papstes zu fügen, er war „der Arm der Kirche" und erfreute sich keines selbständigen Rechtes, er trug sein Recht zu Lehen vom Papst und war insbesondere verpflichtet, der Kirche die Mittel darzureichen, um durch Anwendung von Gewalt die Ketzer zu vernichten. So wurden die höchsten sittlichen und religiösen Fragen, die des Glauhens und Gewissens, als Machtfragen behandelt.

So stand das heilige römische Reich deutscher Nation zufolge des kanonischen Rechtes in unbedingter Abhängigkeit vom Papste in allen religiösen Angelegenheiten. Darnach handelte nun römisch ganz korrekt die katholische Mehrheit des Reichstages zu Speyer. Denn derselbe Grundsatz, nach welchem die religiösen Dinge in der Kirche entschieden wurden,

galt auch hier. Eine klare und reinliche Scheidung geistlicher und weltlicher Angelegenheiten besteht in der mittelalterlichen Zeit nicht.

Seit Augustin war die abendländische Christenheit gewohnt die Kirche als die höchste Autorität, als die in Glaubenssachen unbedingt über den einzelnen gebietende und entscheidende Macht anzusehen. Die Kirche war vertreten durch die auf den Konzilien versammelten Bischöfe. Majoritätsbeschlüsse entschieden über alle Angelegenheiten des Kultus, der Lehre, der Verfassung, der Sitte. Als aber vollends im Laufe des Mittelalters das Papsttum sich zur absoluten Alleinherrschaft erhob, vereinigte es nach und nach die höchste Gewalt der Kirche in sich. Es schrieb sich das alleinige Recht zu, ein Konzil zu berufen, dasselbe nach seinem Willen zu leiten und sich dadurch auch die Herrschaft über die Bischöfe zu sichern. Es wahrte sich fernerhin das alleinige Recht, die heilige Schrift auszulegen, um jeden Widerspruch einzelner besonders Erleuchteter innerhalb der Kirche durch den Hinweis auf ein falsches Schriftverständnis niederschmettern zu können. Der Papst besass endlich kraft der unbedingten Herrschaft der Geistlichen über die Weltlichen, die sich auf den unvertilgbaren Stempel der Priesterweihe bei jedem einzelnen Priester stützte, als Stellvertreter Gottes auf Erden den Inbegriff aller Rechte und Vollmachten, auch im Gebiete des staatlichen Lebens.

Diesen Rechsstandpunkt hatte schon Aleander, der rührige Geschäftsträger des Papstes, auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1521 Luther gegenüber geltend gemacht. Luther hatte bei dem Religionsgespräch mit Eck auf der Pleissenburg zu Leipzig den frommen, vom Konstanzer Konzil verbrannten Hus Eck gegenüber in Schutz genommen und sich dann von der Autorität des allgemeinen Konzils auf Christum und sein Wort als die höchste Autorität in Glaubenssachen berufen. So glaubte denn Aleander von seinem mittelalterlich-katholischen Standpunkte mit ihm als mit einem erklärten Ketzer kurzen Prozess machen zu können. Luther aber protestierte, wie wir wissen, auf dem Reichstage vor Kaiser und Reich öffentlich gegen die höchste entscheidende Autorität des Papstes und der Konzilien und berief sich auf sein Gewissen als eine zwar

nicht untrügliche, aber allein durch das Wort Gottes in heiliger Schrift widerlegbare Autorität. Damit verwahrte er sich gegen die Vergewaltigung des Gewissens in Glaubensangelegenheiten durch irgend eine menschliche Autorität, selbst die des Papstes und der Konzilien.

Ähnlich verfährt nun auch die Minorität der evangelischen Stände und Fürsten in Speyer. Auf ein geschriebenes Recht kann sie sich nicht berufen, denn das geschichtlich überlieferte kanonische Recht spricht gegen sie. Aber sie beruft sich auf ein so zu sagen ungeschriebenes Recht in der Menschenbrust und erklärt als politische Körperschaft die Unverbindlichkeit der Majoritätsbeschlüsse des Reichstages, wie jeder anderen weltlichen Körperschaft, in Glaubenssachen, das heisst in Dingen, die Gottes Wort und das Heil der Seele betreffen.

Darin liegt ein Zwiefaches ausgesprochen: einmal: der Protest gegen die falsche Vermischung und Verquickung des Religiösen mit dem Politischen, der geistlichen und der weltlichen Dinge, wie sie das ganze Mittelalter kennzeichnet, und die Forderung, beides nach dem Grundsatz „Schiedlich, friedlich" reinlich auseinander zu halten. Sodann: das Recht der Minderheit und mithin jedes Einzelnen, welcher der Minderheit angehört, gegen diese falsche Vermischung nicht bloss Verwahrung einzulegen, sondern auch im einzelnen Falle seine eigene persönliche Ueberzeugung im Gegensatz zu der durch die Mehrheit vertretenen Gesamtheit zu wahren.

So radikal und revolutionär das vom Standpunkt des kanonischen Rechts erscheinen mag, so selbstverständlich erscheint es uns heutzutage, und zwar nicht bloss uns Protestanten. In jenen beiden weltgeschichtlich bedeutsamen Thatsachen, dem Protest Luthers in Worms und dem Protest der evangelischen Stände in Speyer, tritt zum ersten Male das Prinzip des Protestantismus in seiner unverhüllten Schärfe und Reinheit hervor, als das zugleich im germanischen Wesen tief begründete Recht der freien Persönlichkeit, in den höchsten persönlichen Angelegenheiten, denen des Glaubens und religiösen Gewissens, selbst zu entscheiden, und in Dingen, die das ewige Seelenheil betreffen, jeder menschlichen Autorität gegenüber sich das Recht der freien Prüfung zu wahren. Und dieses Recht ist ein unveräusserliches Recht der höheren Menschennatur, ein

Grundrecht des nach Gottes Bilde geschaffenen, mit Vernunft und freiem Willen begabten persönlichen Wesens. Denn, wie Luther in einer besonderen Schrift erörtert, es handelt sich hier um unser höchstes Gut, um Sein oder Nichtsein in der Ewigkeit, um Selig- oder Verdammtwerden, also um eine Existenzfrage im tiefsten Sinne des Wortes. Und die letzte Entscheidung über diese Frage ist lediglich in die Hand des einzelnen Menschen gelegt. Hier, sagt Luther, kann dir kein Papst, kein Heiliger helfen, hier tritt kein anderer für dich ein, du musst selbst wählen, du musst deiner Sache selbst persönlich gewiss sein. Für das Heil oder Unheil seiner Seele kann nur jeder selbst die Verantwortung tragen.

Wir sehen ein, dieser eine Grundsatz der freien Selbstentscheidung der einzelnen Persönlichkeit schliesst in sich auf geistigem Gebiete das Prinzip der freien Forschung, das Recht der Prüfung jeder Autorität und Überlieferung, und zwar zunächst in den Angelegenheiten, welche das Heil der Seele betreffen. Sodann das Prinzip der Selbstverantwortlichkeit des Gewissens, und wieder zunächst auf dem religiösen Gebiete. Aber von dem religiösen Gebiete wird dieses eine Prinzip dann angewandt auf das Gebiet der wissenschaftlichen Forschung überhaupt und führt so zu der geschichtlichen und philosophischen Kritik; andererseits wird es angewandt auf das sittliche Gebiet und begründet das stete Ineinander von Recht und Pflicht im gesamten Bereich des sittlichen Lebens in der Gemeinschaft.

Aber mit diesen rein formalen Bestimmungen haben wir doch das Prinzip des Protestantismus noch bei weitem nicht in seiner Tiefe erfasst. Wie oft haben uns die Feinde von rechts nnd links geschmäht, weil sie bei dieser oberflächlichen Fassung stehen geblieben waren, und haben uns zugerufen: Wie darf ein einzelner es wagen, sich dem Willen der Gesamtheit zu widersetzen? Wie darf ein einzelner seine Ansichten der geheiligten Autorität bedeutender Geister aller Jahrhunderte entgegensetzen? Führt das nicht zum Subjektivismus; führt das nicht schliesslich zu ganz revolutionären Anschauungen, ja auf politischem und sozialem Gebiete zum Umsturz aller gegebenen Ordnung? Es scheint so, aber es ist nicht der Fall. Lassen wir uns nicht irre machen durch die Vorwürfe der

Vertreter einer falschen Autorität, der Ultramontanen, noch auch durch das Geschrei der Vertreter einer falschen Freiheit, der Radikalen. Wir haben es hier nicht mit den schlechten Auswüchsen zu thun, mit den Schlinggewächsen, die sich infolge des Missbrauchs des Prinzips an den Lebensbaum des Protestantismus angesetzt haben, sondern wir haben das Prinzip selbst in seiner Reinheit und Kraft zu erfassen. Alles freilich ist vermöge der menschlichen Sünde, infolge der Verkehrtheit des menschlichen Willens dem Missbrauch ausgesetzt. Aber der entsetzlichste Missbrauch der uns vom Schöpfer verliehenen Gabe schliesst den rechten Gebrauch nicht aus, sondern fordert ihn vielmehr. Der Protestantismus in seiner rechten und ursprünglichen Gestalt, wie er uns historisch gegeben ist — und mit dem allein haben wir es hier zu thun — hat sich unverworren und rein gehalten von jenen Auswüchsen und Missbräuchen einer von den religiösen und sittlichen Mächten losgelösten Freiheit und Ungebundenheit. Denn das selbstständige Urteil der freien Persönlichkeit ruht nach dem Vorbild des echten Protestantismus, wie es uns der Reformator Luther vor Augen stellt, durchaus auf der ernstesten und tiefsten religiösen und sittlichen Grundlage.

Die Sache verhält sich doch keineswegs so, wie es der Radikalismus uns so oft nach dem Vorgange der religiösen Aufklärung des 18. Jahrhunderts fälschlich einreden möchte, dass Luther an Stelle des Papstes und der Konzilien, der höchsten mittelalterlich-kirchlichen Autoritäten, sich selbst, seine eigene Vernunft und sein eigenes Gewissen, oder wohl gar seine eigene Privatreligion als unfehlbare Autorität gesetzt hätte. Luther war sehr weit entfernt von der Selbstherrlichkeit des italienischen Humanismus und der den Menschen vergötternden Renaissance; sehr weit entfernt von der Zweifelsucht des religiös-sittlich gleichgültigen Skeptikers Faust, der im eigenen Kraftgefühl eine Welt zertrümmert, ohne im Stande zu sein, sie wieder aufzubauen. Vielmehr war er im Grunde seines Herzens erfüllt von der echt deutschen Eigenschaft höchster Pietät und Treue gegen alles historisch Überlieferte, eine durch und durch konservative Natur im besten Sinne des Wortes. Luther war kein Freigeist; selbst zu Worms setzte er sich nicht leichtsinnig über Papst und Konzilien hinweg. Er

sagte nicht: Ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien, sondern ich glaube dem Papst und den Konzilien allein nicht, da sie sich oft geirrt und sich widersprochen haben. Er protestiert also nicht gegen diese Autoritäten, als gingen sie ihn nichts an, sondern er protestiert gegen diese Autoritäten als allein und endgiltig entscheidende und kann und will daher auch den von ihm geforderten unbedingten Widerruf nicht leisten.

Nein, die Reformation, wie sie sich in Luther darstellt, will den Menschen nicht frei machen von jeder Autorität und ihn auf sich selbst und seine eigene Vernunft und Kraft verweisen. Dann hätte sie der Menschheit wahrhaftig einen schlechten Dienst erwiesen und würde beschämt durch die besten und edelsten Männer der antiken Welt, welche durchaus getränkt sind mit religiösem und sittlichem Geiste nnd tief durchdrnngen von der Abhängigkeit des Menschen von der Gottheit und seiner Gehundenheit an die höchsten ungeschriebenen Gesetze in der Menschenbrust, das Sittengesetz. Die deutsche Reformation will vielmehr den Menschen von der falschen und angemassten Autorität zur wahren, gottgeordneten Autorität führen, von der falschen fleischlichen Freiheit des auf sich selbst gestellten Menschen zur wahren, in Gott gehundenen, religiös und sittlich wahrhaft befriedigenden Freiheit. Und sie thut das, indem sie das Gewissen des Menschen an Gottes Wort bindet, ihn zu der in der heiligen Schrift aufgezeichneten Heils-Offenbarung Gottes führt, damit er aus ihr Trost, Frieden und Freude, Kraft und Weisheit schöpfe für den inwendigen, zu Gottes Bilde geschaffenen Menschen.

Aber auch damit haben wir das Prinzip des Protestantismus, das eigentliche Wesen der Reformation noch keineswegs erschöpft. Es fragt sich, auf welchem Wege gelangt der Mensch dahin, die Kraft des göttlichen Wortes an seinem Herzen zu erfahren und das von Gott ihm dargebotene Heil sich innerlich persönlich anzueignen? Nicht auf dem Wege der blossen wissenschaftlichen Forschung, Prüfung und Untersuchung. Denn der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes nnd versteht nichts vom Worte Gottes. Nicht aus eigener Vernunft noch Kraft gelangt der Mensch zur wahren persönlichen Gemeinschaft mit dem persönlichen Gott, sondern allein auf dem

Wege der Busse, d. h. der tiefen, aufrichtigen Erkenntnis und Empfindung seiner eigenen Schuld und seines tiefen sündlichen Verderbens, wie es ihm das Wort Gottes im Gesetz, der gebietende Wille des heiligen Gottes, vor Augen stellt, der ein reines Herz und völlige Liebe zu Gott und dem Nächsten fordert. Er gelangt dahin durch die Schrecken eines nach Heiligkeit aufrichtig ringenden Herzens und Gewissens hindurch auf dem Wege des Glaubens, das heisst der unbedingten vertrauensvollen Hingabe des Herzens und Willens und also des ganzen inwendigen Menschen, welche ihn zu dem Trost der sündenvergebenden Gnade und damit zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes führt. Und wo Vergebung der Sünde ist, sagt Luther, da ist auch Leben und Seligkeit. So stellt es ihm das Wort Gottes mit seinen herrlichen Verheissungen vor Augen, die der Mensch im Glauben ergreift und sich persönlich zu eigen macht.

Das alles aber in echt christlicher Weise, nämlich vermittelt durch den, der gesagt hat: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Der Glaube, sagt Luther in einem Liede, sieht Jesum Christum an, der hat genug für uns all gethan, er ist der Mittler worden. Der Glaube, welcher das eigentlich schöpferische Lebensprinzip des Protestantismus ist, ist kein anderer als der echt christliche Glaube; er hat zum Inhalt und Gegenstand Jesum Christum, den Eingeborenen vom Vater voller Gnade und Wahrheit, den Gekreuzigten und Auferstandenen, der uns erlöset hat und sich selbst für uns dargegeben, der noch jetzt zu jedem einzelnen unter uns redet durch sein und seiner Apostel Wort als Gottes Wort, und sich allewege uns und allen, die das Evangelium hören, zum Heiland anbietet. In ihm allein und durch ihn haben wir einen gnädigen Gott, haben wir Gott zum Vater und werden als seine Kinder im Glauben froh und frei, so dass wir ihm als neue Menschen dienen können mit dem lebendigen Triebe der dankbaren Gegenliebe, einer Gegenliebe, die in selbstverleugnender Demut nicht das Ihre sucht, sondern das, was Gottes und der Brüder ist.

So hat es Luther selbst unter schweren inneren Kämpfen und Anfechtungen erfahren, das Geheimnis der Rechtfertigung

des sündigen Menschen vor Gott allein durch den Glauben an die Gnade Gottes in Jesu Christo. So hat er es später, als er innerlich zum Reformator vorbereitet war, der Welt verkündigt in seinen grossen reformatorischen Schriften auf Grund der heiligen Schrift Neuen Testaments, am schönsten in seiner herrlichen Schrift von der rechten Freiheit eines Christenmenschen, und das alles in einer echt deutschen, aus dem tiefsten Innern kommenden Sprache, die von Herzen kommt und zu Herzen geht. Dieser aus der Tiefe der Schrift geschöpfte und in schweren inneren Kämpfen für die Welt eroberte rechtfertigende Glaube an die Gnade Gottes in Christo, die den Menschen zum Kinde Gottes macht, das ist Kern und Stern des persönlichen Christentums und zugleich das Prinzip des deutschen evangelischen Protestantismus. Das ist die gewaltige Macht, welche mit allen ihren Nachwirkungen und Auswirkungen zusammengenommen, die Gestalt der Welt umgewandelt und auch eine neue Kultur heraufgeführt hat, die Kultur der Neuzeit. Mit Recht sagt daher Gustav Freitag, dass die neue Zeit sich aus den Klostergeheten des Augustiner-Mönches emporgerungen habe. Inwiefern dies der Fall ist, mit welchem Rechte wir behaupten dürfen, dass dieses Prinzip des Protestantismus zugleich der Ausgangspunkt und die Grundlage der Kultur der Neuzeit ist, wollen wir im Folgenden weiter sehen.

II.

Kultur ist die gemeinsame und geordnete Pflege aller den Fortschritt des Menschengeschlechts hedingenden Güter. Wir unterscheiden eine geistliche und eine weltliche Kultur. Unter der ersteren verstehen wir die Pflege und Förderung der auf das Verhältnis des Menschen zum Ewigen hezüglichen, also geistlichen oder religiös-sittlichen Güter, wie sie der Mensch in der Religion dureh den Glauben empfängt und sich aneignet. In der weltlichen Kultur handelt es sich um die rechte Pflege aller der Güter, welche sich auf das Verhältnis des Menschen zur Natur und zu seinesgleichen erstrecken in Arbeit und Erholung, Kunst und Wissenschaft, Staat und Gesellschaft.

Alle Kultur der Völker und der Menschheit zielt ab auf Bildung. Bildung ist der persönliche Anteil des einzelnen

Menschen oder auch einzelner Völker an der Kultur einer bestimmten Zeit. Jeder einzelne Gebildete ist wieder berufen zur thätigen Teilnahme an der auf den Fortschritt des ganzen Menschengeschlechts gerichteten gemeinsamen Kulturarbeit aller Völker. Wiederum entspringen die Normen und Regeln, die leitenden Grundsätze, die Richtlinien und Richtpunkte für die Kulturarbeit einer Zeit und grösserer Zeitperioden den erleuchteten Köpfen einzelner grossen Männer, welche, im vollen persönlichen Besitz der Bildung ihrer Zeit, zugleich berufen sind, die Menschheit an einem bestimmten Punkte ihrer Entwicklung oder auf einem bestimmten Gebiete über die Kultur der Zeit hinauszuführen und dadurch einen höheren Beitrag zur Gesamtkultur des Menschengeschlechts zu geben. Andrerseits giebt es Zeiten, in welchen der Menschengeist auf allen Gebieten des Lebens einen neuen Anstoss erfährt, wo die geistliche und die weltliche, die geistige und die materielle Kultur zugleich einen niegeschenen Aufschwung nimmt, wo neue Ideen auftauchen auf allen Gebieten, um das Menschengeschlecht auf Jahrhunderte hin zu beherrschen. Das sind die grossen schöpferischen Kulturperioden der Menschheit, und zu ihnen gehört in erster Linie nächst dem Eintritt des Christentums in die Welt die Zeit am Anfang des 16. Jahrhunderts.

Eingeleitet durch bahnbrechende Erfindungen und Entdeckungen aller Art, durch gewaltige Bewegungen auf dem Gebiete des geistigen und litterarischen, des sittlich-sozialen, des kirchlichen und politischen Lebens, gelangt doch der dunkle Drang der Zeit erst zur Klarheit und Sicherheit, zum bewussten Handeln nach festen Grundsätzen durch die alles andere überragende Bewegung auf dem Gebiete des religiösen Lebens, durch die Reformation, weshalb man diese Zeit auch mit Recht die Zeit der Reformation genannt hat. Von dieser und von keiner anderen Bewegung, nicht von dem Humanismus und der Renaissance, jener grossartigen Wiederbelebung der Künste und Wissenschaften nach dem Vorbilde der Alten, nicht von dem sozialpolitischen Gebiete aus, am wenigsten von der materiellen Kultur und den Kreisen der grossen Erfinder und Entdecker sind die schöpferischen Ideen zur Bildung einer Kultur der Neuzeit in Haus und Schule, Staat, Kirche und Gesellschaft ausgegangen.

Und hier ist es wieder eine einzige geniale und prophetische Persönlichkeit, welche dieser grossen Bewegung der Geister die feste Richtung auf das Ewige sichert und von dem beherrschenden religiösen Prinzip des Glaubens und zwar nicht des allgemeinen nnd unbestimmten, sondern des durchaus konkret durch die grossen Thatsachen und Wahrheiten der Heilsoffenbarung Gottes bestimmten christlichen Glaubens den fruchtbaren Anstoss zu den Kulturentwicklungen der Neuzeit giebt.

Nicht die an der Übermacht des Kaisers scheiternden politischen Freiheitsbestrebungen eines Hutten und Sickingen, welche doch im Grunde nur partikulare und egoistische Zwecke verfolgten, nicht die feine humanistische Lebensweisheit und ausgebreitete Gelehrsamkeit des charakterschwachen Erasmus und seiner Gesinnungsgenossen, welche in feiger Fahnenflucht die Sache des Evangeliums im Stiche liessen und zuletzt vor den Stürmen der Neuzeit auf den fetten Pfründen einst von ihnen geschmähter katholischen Prälaten einen Unterschlupf suchten, haben den Grund einer neuen Zeit gelegt. Allein Luthers Wort von der rechten Freiheit eines Christenmenschen war es, der sich in der Kraft des rechtfertigenden Glaubens frei weiss von aller menschlichen Autorität, und doch zugleich in der selbstverleugnenden Liebe jedermann dient, der da „im Glauben beständig über sich in Gott fährt und aus Gott wieder unter sich fährt in der Liebe, und doch immer in Gott bleibt und in göttlicher Liebe"; Luthers Predigt von dem allgemeinen Priestertum der Gläubigen und seinen herrlichen Rechten, aber auch von seinen heiligen Pflichten, — sie wars, die die Herrschaft des Papsttums und seiner Klerisei auf allen Gebieten brach, die Herzen und Geister im ganzen deutschen Lande froh und frei machte; sie hat die Wissenschaft und Kunst, den Staat und die Gesellschaft losgerissen von der knechtenden Vormundschaft einer Kirche, welche in die engen Grenzen einer vergangenen und absterbenden Zeitkultur gebannt ausser Stande war, sich selbst und anderen zu helfen. Und so allein wurde denn auch für die natürliche Entfaltung aller menschlichen Kräfte Raum geschafft.

Indem aber die Reformation Luthers die selbständige Entwicklung der weltlichen Kultur auf allen Gebieten des irdischen Lebens ermöglichte, sorgte sie zugleich dafür, dass dieselbe

sich von der geistlichen Kultur nicht losriss, sondern fortschreitend von ihr durchdrungen, vertieft und geheiligt werden konnte. Denn nicht die Trennung der geistlichen und weltlichen Lebensgebiete, wie sie uns zur tiefen Schädigung beider noch heute vielfach bei den romanischen, vom römischen Katholizismus beherrschten Völkern begegnet, ist das Ideal der wahrhaft germanischen und echt protestantischen Kultur, sondern eine harmonische Verbindung beider auf dem religiösen Grunde des Evangeliums. Und wiederum nicht eine Vermischung von Weltlichem und Geistlichem, wie sie bei den romanischen und slavischen Völkern ebenfalls unter dem Einfluss des griechischen oder des römischen Katholizismus waltet, sondern eine Würdigung der gesonderten, eigentümlichen Aufgaben der Kirche wie des Staates, der geistlichen und weltlichen Kultur, so dass beide in ihrer Selbständigkeit und in ihrer vollen, freien Entfaltung geachtet werden. Damit aber beweist der Protestantismus, insbesondere der deutsche Protestantismus, dem diese Verbindung, wie die klare Scheidung der beiden Kulturgebiete, und die selbständige Entwicklung derselben am besten gelungen ist, seinen echt christlichen und evangelischen Charakter. Das Wort des Heilandes: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist", ein Wort, das sich nicht bloss auf das Verhältnis von Staat und Kirche bezieht, sondern auf das richtige Verhältnis der beiden grossen Gebiete der gesamten geistlichen und weltlichen Kultur der Menschheit, — wir sehen es zuerst innerhalb des Protestantismus erfüllt. Und das Bildungsziel, welches er für den einzelnen Menschen aufstellt, ist das des weitestschauenden unter allen Aposteln, der das Wesen des Christentums nach seiner ganzen Weite und Tiefe am schärfsten und klarsten erfasst hat, das des Apostels Paulus, den sich die Reformation auch zum besonderen Vorbild nahm, nichts wahrhaft Menschliches und Irdisches von sich auszuschliessen, aber alles durch die höchste Beziehung auf Gott zu heiligen, — Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi. Und dass das nicht ein blosses Ideal geblieben ist, welches dem Protestantismus nur vorgeschwebt, sondern dass es auch annähernd und fortschreitend verwirklicht wird, das lehrt uns ein Blick auf die Kulturgeschichte der Neuzeit. Mit diesem echt evangelischen Charakter des Protestantismus und der durch ihn begründeten Kultur und

Bildung der Neuzeit verbindet sich bei uns zugleich der echt deutch-nationale Charakter, eine Volkstümlichkeit sondergleichen, und auch das ist auf die einzigartige wahrhaft populäre Persönlichkeit unsres Luther zurückzuführen. Ich will hier nicht das bekannte anerkennende Urteil Ranke's in dessen Geschichte der deutschen Reformation über Luther, noch auch das bekannte Wort des grössten katholischen Theologen der Neuzeit, Döllinger, in dessen epochemachender 1861 erschienenen Schrift „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat" über den grossen Reformator wiederholen, den er als den nationalen Propheton der Germanen bezeichnet. Aber einen höchst bedeutsamen Ausspruch des letztgenannten Mannes, der bekanntlich als Altkatholik im 91. Jahre seines Lebens gestorben ist, will ich mir nicht versagen, hier anzuführen. „Es hat nie einen Deutschen gegeben," sagt Döllinger in seiner sehr lesonswerten Schrift „Über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen" (1886), „der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der Nation so ganz erfasst, ich möchte sagen eingesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers. Hatte er ihnen doch auch mehr gegeben, als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied. Alles, was die Gegner ihm zu erwidern oder an die Seite zu stellen hatten, nahm sich matt, kraft- und farblos aus neben seiner hinreissenden Beredsamkeit; sie stammelten, er redete. Nur er hat, wie der deutschen Sprache, so dem deutschen Geiste das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt, so dass selbst diejenigen unter uns, die ihn von Grund der Seele verabscheuen als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation, nicht anders können: sie müssen reden mit seinen Worten, denken mit seinen Gedanken."

Dank der gewaltigen Persönlichkeit Luthers fand die Reformation schnell in ganz Deutschland Aufnahme, und die edelsten Geister auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst boten ihm ihre Dienste an. In Luther und Melanchthon stellt sich für alle Zeiten der Bund des evangelischen Glaubens und des echten Humanismus, der dem Evangelium nicht abgewandten, sondern ihm dienenden Wissenschaft dar. Da erblühte die

deutsche Schule, vor allem das deutsche Gymnasium, in deutschen Landen und sicherte die geistigen Errungenschaften der grossen Zeit für die Zukunft; von da an schreibt sich das enge Band zwischen christlicher und altklassischer Bildung, auf welcher der wissenschaftliche Ruhm Deutschlands, das geistige Übergewicht unsrer Nation in Europa beruht. Aus diesem Bunde entspriessen im Laufe der Jahrhunderte die herrlichen Blüthen und Früchte der klassischen Dichtkunst und Philosophie in der Blüthezeit unsrer neueren Litteratur, dieser Grundlegung zu einer Weltlitteratur. So wurden wir trotz der Schrekken und Greuel des 30jährigen Krieges das Volk universeller Wissenschaft und dann auch klassischer Kunst, und zwar nicht bloss auf dem Gebiete der geistlichen und weltlichen Dichtung, sondern selbst auf dem Gebiete der Malerei und Plastik, so dass wir wagen durften in Männern wie Overbeck, Schnorr und Cornelius, wie Rauch, Rietschel und Schaper mit den grössten Vertretern der italienischen Kunst des Cinquecento zu wetteifern.

Aber was ist das alles gegen die Kulturschöpfung des deutschen Hauses, insbesondere auch des evangelischen Pfarrhauses und jenes deutschen Familienlebens überhaupt, das Geistliches und Weltliches, Ernstes und Heiteres, Christliches und Menschliches in heiterer Geselligkeit wie in strenger Zucht harmonisch verbindet und ebenfalls auf kein geringeres Vorbild als das unseres grossen Rsformators zurückzuführen ist? Was ist das alles gegen die grosse politische Schöpfung der protestantischen Kultur und Bildung, des auf die persönliche Verbindung echt evangelischer und echt deutscher Gesinnung, der deutschen Treue und Gewissenhaftigkeit, der protestantischen Ehrlichkeit und Gerechtigkeit gegründeten wahrhaft nationalen Hohenzollernstaates, wie er sich stützt nicht bloss auf die Lehre Luthers von der weltlichen Obrigkeit, von deren selbständigen Herrlichkeit als auch einer Schöpfung und Ordnung Gottes neben der Kirche und der Ehe und Familie, — sich stützt zugleich auf die klassischen Vorbilder grosser, vom Geiste des Protestantismus, wie von den Zielen und Aufgaben protestantischer Kultur ganz erfüllter und durchdrungener Fürsten; eine echt protestantische Schöpfung, der es dank der religiös-sittlichen und geistigen Macht des Protestantismus vergönnt war, sich an die

Spitze Deutschlands, ja Europas und der ganzen gebildeten Welt emporzuschwingen?

Kurz, der gesamte Kulturfortschritt der Neuzeit auf dem weltlichen Gebiete in Wissenschaft und Kunst, Staat und Gesellschaft, Handel und Wandel knüpft sich mit geringen Ausnahmen an protestantische Namen — Beweis genug, dass der Protestantismus die geistige Macht ist, welche die Gegenwart beherrscht. Aber auch in Hinsicht auf die sittliche Kultur steht der Protestantismus voran. Denn nach der Gerichts- und Moralstatistik der Gegenwart sind die germanischen Völker — und sie sind ja recht eigentlich die Träger des Protestantismus — und in konfessionell gemischten Gegenden die protestantischen Landstriche hinsichtlich des Prozentsatzes der Verbrechen und der Unsittlichkeit weit günstiger gestellt als die romanischen Völker und diejenigen deutschen Volksteile, welche im Katholizismus verharrt sind. Ähnlich verhält es sich sogar hinsichtlich der materiellen Kultur. Die protestantischen Gegenden zeichnen sich durchweg aus durch Wohlstand, Gewerbfleiss und Betriebsamkeit, wie denn auch die Bevölkerungsziffer bei den germanischen, insbesondere den protestantischen Völkern eine in weit höherem Prozentsatz aufsteigende, und der Katholizismus überhaupt in der Gegenwart um ein Drittel gegen den Protestantismus im Rückgang ist.

Vollends aber auf dem Gebiete der geistlichen, das religiöse und religiös-sittliche Leben betreffenden Kultur entfaltet der Protestantismus eine Macht, mit welcher der Katholizismus nicht im Entferntesten in die Schranken zu treten vermag. Es ist wahr, und wir wollen es gerne anerkennen, in den Werken der Humanität, der barmherzigen christlichen Nächstenliebe wetteifern beide Konfessionen miteinander um die Palme. Aber es scheint, dass selbst hier der Protestantismus in der Gegenwart infolge des bedeutenden Aufschwunges, den die Werke der inneren Mission seit Fliedners und Wicherns bahnbrechender Thätigkeit gewonnen haben, dem Katholizismus den Rang abläuft. Offenbar aber ist dies auf dem Gebiete der Heidenmission der Fall, wo der Protestantismus unter dem Vorgange Englands den Katholizismus weit hinter sich gelassen hat. Wenn auf allen diesen Gebieten der deutsche Katholizismus innerhalb der römischen Kirche verhältnismässig noch die rüh-

rigste Thätigkeit entwickelt, so ist dies auf den anregenden und befruchtenden Einfluss des deutschen Protestantismus zurückzuführen, wie denn auch wahrhaft deutsche Katholiken im Gegensatz zu dem völlig kraftlosen und verderbten romanischen Katholizismus ehrlich eingestehen: „Wir deutschen Katholiken sind halbe Protestanten.“ Männer wie Sailer, Diepenbrock, Wessenberg, die wir zu den frömmsten und geachtetsten Katholiken unseres Jahrhunderts rechnen, verdankten das Beste, was sie hatten, jene deutsch-protestantische Innerlichkeit und Sinnigkeit, der protestantischen Kultur, theils der geistlichen, theils der weltlichen. Andere hervorragende Katholiken dagegen von bedeutenderer Energie und mit freierem sittlichen wie wissenschaftlichen Urtheil haben sich in den Altkatholizismus geflüchtet, oder sind zum Protestantismus übergetreten, weil die allmählich auch im deutschen Katholizismus zur Herrschaft gelangte doppelte Buchführung des sittlich unlauteren Jesuitismus ihrem deutschen Gewissen widerstand und weil sie sich, und zwar gerade durch ihre edle, echt deutsch-religiöse und sittliche Gesinnung, in jener Kirche unmöglich gemacht hatten. Denn mit den Grundsätzen der römischen Kirche ist ein selbständiges Urteil in wissenschaftlicher wie in sittlicher Hinsicht unvereinbar; sie fordert, zumal seit den Tagen der vollendeten Jesuitenherrschaft, der Encyklika und des Syllabus und des vatikanischen Konzils mit seiner päpstlichen Unfehlbarkeitserklärung, blinde Unterwerfung unter den alleinigen Willen des unfehlbaren Papstes. Sie kennt oder duldet nicht den Begriff der freien, nur an Gott und sein Wort gebundenen Persönlichkeit; der Glaube, den sie fordert, ist nichts als unbedingte Unterwerfung unter das Dogma der Kirche; ihre im Grunde einzige Tugend ist der Gehorsam, aber nicht im evangelischen Sinne, der freie Gehorsam des Kindes Gottes, der aus der dankbaren Liebe gegen Gott entspringt; denn das unmittelbare persönliche Verhältnis zu Gott, aus welchem dieser Kindesgehorsam entspringt, darf der katholische Christ eben nicht besitzen. Der unbedingten Macht und Herrschaft des Priesters stetig unterworfen, bringt es der fromme Katholik nur zu dem Knechtesgehorsam gegen die unbedingt massgebende Autorität des Papstes, der an Stelle Gottes und Christi für das Heil der einzelnen Seele bürgt. Damit ist denn freilich jede selbständige

freie Regung des sittlichen und religiösen Gewissens des einzelnen Christen erstickt und an die Stelle des persönlichen Gewissens das Gesetz der Kirche und der gebietende Wille des Papstes getreten. Kein Wunder, dass es da zu einer selbständigen, harmonischen Entfaltung der religiösen, sittlichen und geistigen Kräfte des einzelnen als einer eigenartigen Persönlichkeit, zu dem, was wir Bildung im tiefsten und umfassendsten Sinne des Wortes nennen, überhaupt nicht kommt.

Es leuchtet ein, wie für die Wissenschaft von diesem Standpunkte aus absolut nichts zu erwarten ist. Es behauptet daher der evangelische Protestantismus auch die unbedingte Herrschaft über die romanischen Länder, soweit sie katholisch sind, nicht bloss auf dem Gebiete der weltlichen Wissenschaft, sondern vor allem auf dem der Glaubenswissenschaft, der Theologie, und zwar gerade deshalb, weil der Protestantismus, wie von den praktischen Geistlichen, so vor allem von den Vertretern der christlichen Religionswissenschaft eine lebendige Berührung mit der gesamten, nicht bloss geistlichen, sondern auch weltlichen Kultur nach ihren bedeutendsten Erscheinungen fordert. Während der katholische Theologe sich auf ein kleines, ihm zugewiesenes Gebiet der Wissenschaft, das obenein oft ziemlich wertlos ist, beschränkt, und der vom protestantischen Geist durchwehten weltlichen Kultur grundsätzlich kritisch oder feindlich gegenübersteht, fehlt ihm in seiner wissenschaftlichen Vereinsamung und Verarmung jede innerliche Berührung mit dem fortschreitenden Geiste der Gegenwart. Und vollends hat ihn das Unfehlbarkeitsdogma mit seinen unseligen Konsequenzen nach vorwärts und rückwärts in eine sittlich höchst gefährliche schiefe Stellung zur gesamten kirchlichen Vergangenheit gebracht, und ihm alle Unbefangenheit des Urteils geraubt. Dürfen wir uns daher wundern, dass z. B. der Geschichtschreiber Janssen unter anderem dahin gekommen ist, die ganze bisherige Geschichte auf den Kopf zu stellen, und sich genötigt gesehen hat, den Grundsatz „der Zweck heiligt das Mittel“ zur Rettung einer vor dem Forum der Wahrheit verlorenen Sache auch auf die Wissenschaft anzuwenden, also zu dem unlauteren Mittel einer systematischen Geschichtsfälschung zu greifen?

Welch ein anderes Bild gewährt dagegen die evangelische Theologie auch in ihrer vielgescholtenen Gegenwart. Welch freies, frisches, selbständiges Leben in steter Berührung mit allen Bildungselementen der Zeit auf dem Gebiete der Philosophie und Philologie, der Geschichts- und Naturforschung, wie mit den Erzeugnissen der klassischen Kunst! Welch eine interessante Entwicklung des Protestantismus selbst, durch die drei grossen Epochen des Orthodoxismus, des Pietismus und des Rationalismus hindurch, bis zu der in der Zeit der Befreiungskriege erfolgten Wiederbelebung des evangelisch christlichen Glaubens und der protestantischen Wissenschaft durch Männer wie Schleiermacher und Neander, durch Nitzsch und Dorner, durch Richard Rothe und Julius Müller, bis auf die neueste Phase der Theologie unter Ritschl und Harnack. Welch eine gewaltige selbständige Denkarbeit steckt doch in den Systemen dieser Männer, welch eine Fülle von Ideen und fruchtbaren Anregungen ist von ihnen ausgegangen! Gewiss gehts hier wie bei aller unvollkommenen menschlichen Entwicklung im Zickzack auf und nieder, und das letzte Wort ist noch nicht gesprocben. Aber immer gleicbt doch die Entwicklung im Ganzen und Grossen einer aufsteigenden Linie, und die deutsche evangelische Theologie darf gegenwärtig den Vergleich mit keiner anderen Wissenschaft scheuen, weder mit der Naturwissenscbaft noch mit der Geschichtswissenschaft. Dabei behält sie in ihren besten Trägern stets sichere Fühlung mit der Kirche und ibren praktischen Aufgaben. Da kann kein Riss aufkommen zwischen Wabrheit und Liebe, Wissen und Leben, Theorie und Praxis, wie er uns durcbweg in romaniscben und katholischen Ländern entgegentritt.

So grünt und blüht der Baum des Protestantismus auf allen Gebieten, auf dem Gebiete der geistlichen Kultur, in der Kirche und Theologie, wie auf dem Gebiete der weltlichen Wissenscbaft. Welches katholisch-romanische Volk bat Männer, wie die von echt protestantischem Geist erfüllten Denker Leibniz, Lessing, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Ranke, Humboldt und Helmholtz, Dichter wie Goethe und Schiller hervorgebracht? Ihre Werke werden jetzt in der alten und neuen Welt, nicbt bloss in der germaniscben, sondern auch in der romanischen Völkerwelt gelesen; und überall, wo man sie stu-

diert, werden die Errungenschaften der deutschen Wissenschaft mit Begeisterung den Volksgenossen mitgeteilt. So sind unter den Italienern ein Raffaele Mariano, unter den Schweizern ein Alexander Vinet, unter den Franzosen ein Guizot, Pressensé und Adolf Monod, unter den Engländern ein Gladstone, unter den Dänen ein Martensen die Apostel und Dolmetscher der deutschen Wissenschaft unter ihren Landsleuten geworden. Und eben diese Männer sind unter ihren Landsleuten zugleich die Herolde einer über die engen Schranken eines bestimmten Volkes und einer Konfession erhabenen, echt christlichen wie allgemein menschlichen, ebenso freien und weitherzigen, wie echt religiös-sittlichen Bildung.

Das sind die Früchte der in der Reformation durch einen Luther und Melanchthon begründeten innigen und harmonischen Verbindung des evangelisch-christlichen Glaubens mit der an den unvergänglichen Vorbildern der antiken Klassiker und der Bibel gewonnenen wahrhaft humanistischen Wissenschaft; dies die Wurzeln jener echt evangelisch-protestantischen Kultur und Bildung, welche bestimmt war, die Neuzeit zu beherrschen.

III.

Und nun zum Letzten: Welches sind die Aufgaben, die der Protestantismus als Kulturprinzip der Neuzeit an die bewussten Träger dieser gewaltigsten geistigen Lebensmacht stellt?

Noblesse oblige, Adel verpflichtet! Wem viel gegeben ist, von dem wird man auch viel fordern. Wo ein hohes Recht ist, da sind auch nach gut protestantischen Grundsätzen hohe, heilige Pflichten zu erfüllen. Was Luther vom persönlichen Christentum des einzelnen sagt: Ein Christ ist nicht im Wordensein, sondern im Werden, es ist hier nur ein Anheben und Zunehmen, nicht aber ein Fertigsein, das gilt vor allem vom Protestantismus. Nicht, dass ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei, sagt der Apostel, ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Jesu Christo ergriffen bin — das ist die Fortschrittslosung des Protestantismus. Denn er ist keine Mumie und will keine sein; er sucht sein Ziel nicht in der Wiederheraufführung und künst-

lichen Galvanisierung alter, abgestorbener Kulturzustände der Vergangenheit, wie etwa des Mittelalters, sondern wie er auf dem festen Boden der Gegenwart steht, so erkennt er sein Ziel in der Zukunft, in der zukünftigen, immer vollkommeneren Auswirkung und Durchführung seines Prinzips, in der immer lebendigeren Durchdringung des religiösen, des ethisch-sozialen und des intellektuellen Faktors der neuzeitlichen Kultur und Bildung; in der stets vollendeteren praktischen Verwirklichung und Darstellung dieser lebendigen Synthese, welche zugleich das Wesen einer echt christlichen und humanen Bildung ausmacht.

Und wenn der deutsch-evangelische Protestant sieht, dass diese heiligen Güter, auf deren rechte Würdigung und Verwertung die Wohlfahrt der einzelnen und der Völker beruht, an irgend einem Punkte bedroht sind, so tritt er, wie einst Luther in Worms, wie einst die evangelischen Fürsten und Stände in Speyer, mit seiner ganzen Persönlichkeit für diese Güter in die Schranken, um sie gegen die Angriffe der Feinde zu schützen. Aber er kämpft nicht mit den unlauteren Waffen persönlicher Verunglimpfung und Verleumdung, denn es ist ihm überall um die Sache zu thun, sondern mit den geistigen Waffen der Wahrheit und der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, ohne Menschenfurcht und ohne Menschengefälligkeit.

So handelt unser erlauchter Kaiser, wenn er sich in der ernsten Zeit schwerer sozialen Verwicklungen und Wirren an sein Volk wendet mit der Aufforderung zum Kampfe für Religion, Sitte und Ordnung wider die Geister des Umsturzes.

Auf zuerst zum Kampf für die Religion! Dieses Wort gilt allen ernst und rechtlich denkenden Bürgern unseres Staates, ohne Rücksicht auf Alter, Stand, Rang, Bildung, besondere Religion und Konfession.

Vor allem aber wendet sich der Kaiser an die, welche seines Glaubens sind, an die geistigen Nachkommen eines Luther und Melanchthon, die da wissen, was ihnen gegeben ist, und die sich ihrer hohen Aufgaben voll bewusst sind, an die Vertreter der protestantischen Kultur und Bildung der Neuzeit.

Er selbst, der Kaiser, weiss, an wen er glaubt, er ist kein schwankendes Rohr in schwerer Zeit, er ist ein Charakter. Er hat wiederholt öffentlich und unzweideutig seinen evan-

gelischen Glauben als echter Protestant bekannt. Wir brauchen nur zu denken an die feierliche Einweihung der Schlosskirche zu Wittenberg im Beisein der deutsch-evangelischen Fürsten und der gesamten Würdenträger des Reiches, und wieder kürzlich an die feierliche Abordnung seines erlauchten Bruders, des Prinzen Heinrich, nach Stockholm zur erhebenden dortigen Gustav-Adolf-Feier.

Aber wie er selbst sich seines evangelischen Glaubens mit seiner ganzen Familie nicht schämt, wie er ihn schirmt und hütet als seinen höchsten Schatz und als die feste Grundlage seines Thrones, so fordert er auch als „erster Diener" der evangelischen Kirche wie des auf dem Protestantismus ruhenden Staates, wie er sich in christlicher Demut und Bescheidenheit am liebsten nennt, von seinen Glaubensgenossen ein lebendiges und thatkräftiges Eintreten für die höchsten Güter, in einer Zeit, wo so viele gleichgültige Protestanten ihren höchsten Schatz für ein Linsengericht verkaufen und der Kirche den Rücken wenden; in einer Zeit, wo die von falschen Propheten des Atheismus verführten Massen des Volkes im Elend dahinschmachten und in der Irre einhergehen ohne Gott und sein Wort, ohne Glauben und ohne Hoffnung.

Darum auf zum Kampf für die Religion! Den Gleichgültigen aber unter unseren Gebildeten, welche über dem mächtigen Aufschwung der weltlichen Kultur, deren sich unsere Zeit erfreut, deren Quelle vergessen, welche die Segnungen der Reformation und das Prinzip des Protestantismus nicht kennen und über den herrlichen Wirkungen die noch herrlicheren Ursachen verachten, empfehlen wir Goethes Wort, das er nicht lange vor seinem Tode zu Eckermann gesprochen und allen Freunden der weltlichen Kultur und Bildung als Vermächtnis hinterlassen hat:

„Wir Protestanten wissen oft gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im Allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen." Und denen, welche heutzutage geneigt sind, das Christentum für einen „überwundenen Standpunkt" zu erklären und dafür die Schätze der weltlichen Kultur ein-

zutauschen, bemerkt der Altmeister warnend: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinaus kommen.“ Wir Protestanten aber haben eine grosse Kulturmission auf sittlichem Gebiete zu erfüllen: „Je tüchtiger“, sagt er, „wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden grossen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen, und es wird dahin kommen, dass endlich alles nur eins ist.“ „Denn,“ fügt er hinzu, „sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch gross und frei fühlen. Zuletzt werden wir doch alle nach und nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens zu einem Christentum der Gesinnung und That kommen.“

Also vorwärts, ruft uns auch Goethe zu, der grosse Heros und Genius der weltlichen Kultur und Bildung der Gegenwart, vorwärts im „praktischen Christentum“ der echten Gesinnung und der Nächstenliebe, die sich auch des Schwachen und Verlorenen thatkräftig annimmt, wie es ein Kaiser Wilhelm I. und der grosse Reichskanzler Fürst Bismarck zuerst als Losungswort zur praktischen Lösung der sozialen Frage ausgegeben haben, und wie es gegenwärtig unser Kaiser übt und von uns allen erwartet zur Heilung der tiefen Schäden unserer Zeit. Aber auch auf zum Kampf für die Religion, für den Glauben, welcher die rechte Quelle jener thätigen Nächstenliebe ist und sich im praktischen Christentum bewährt und wirksam erweist.

Und endlich auch auf zum Kampf für Sitte und Ordnung! Es ist ein herrliches Ding um die Ordnungen und Gesetze des Staates, sie sind nötig und heilsam als Schutz und Bedingung irdischer Freiheit und Wohlfahrt. Aber mehr noch als die besten Gesetze helfen im Staate und in der bürgerlichen Gesellschaft gute Sitten. „Nur allein durch seine Sitte“ kann der Mensch „frei und mächtig sein!“ Aber gute Sitten wachsen als Früchte an dem Baum der rechten Sittlichkeit, der sittlich

guten Gesinnung. Darum heisst es: Setzet einen guten Baum, so wird die Frucht gut. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Überall entscheidet im äussern Leben die Persönlichkeit. Fehlen uns die rechten Personen, die festen Charaktere, die erziehend, leitend, schirmend eintreten für gute Zucht, Ordnung und Sitte in Haus, Schule und Staat, so fehlt uns das Beste. Wie aber erhalten wir die rechten Personen und wie werden wir selbst rechte Persönlichkeiten? Wie werden wir tüchtig, um bildend und erziehend, helfend und rettend, schützend nnd schirmend auf unsere Umgebung einzuwirken und, wenn auch nicht grosse Thaten zu thun, so doch unsern kleinen bescheidenen Beitrag zu geben zur Lösung der grossen Kulturaufgabe der Gegenwart, in aller Liebe und Treue, in aller Demut und Geduld, mit allem Eifer und Fleiss? —

Es giebt nur einen einzigen Weg: dazu führt uns nur jener rechtfertigende Glaube des Kindes Gottes, welcher seines eigenen Heiles gewiss, den inneren Drang nnd die Kraft besitzt, den ganzen Umkreis weltlicher Kultur und Bildung auf das höchste Ziel der Gemeinschaft mit Gott zu beziehen und das Kleinste wie das Grösste zu weihen und zu heiligen als Mittel zum höchsten Zwecke, dem Reiche Gottes auf Erden. Das ist aber das Princip jenes echten evangelischen Protestantismns, dem die Kultur der Neuzeit ihr Bestes verdankt und welchem — trotz alledem, was sich entgegensetzt, — die Zukunft gehört. Darum auf in diesem Sinne zum Kampf für Religion, Sitte und Ordnung!

Hochverehrte Festversammlung! Der König rief, und alle, alle kamen. So hiess es einst in der Zeit schwerer äusserer Bedrängnis und Not unseres Volkes. Auch uns hat der Kaiser gerufen, wenn auch zu einem ganz andern Kampf mit andern Mitteln. Möchte keiner von uns zurückbleiben, und möchte es ihm durch Gottes Gnade und durch thatkräftige Mithilfe seines Volkes gelingen, diesen Kampf zum Siege hinanszuführen zum Heile des Vaterlandes. Gott möge ihm dazu Kraft, Weisheit und Geduld verleihen, Gott segne ihn mit seinem ganzen Hause.

Heidnische Kultusstätten

in Thüringen.

Vortrag

gehalten in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

am 20. März 1895

von

Dr. Zschiesche,

pr. Arzt.

Die Meinungen über Kultusstätten der heidnischen Vorzeit sind geteilt. Während die Einen leichter geneigt sind, gewisse Örtlichkeiten als Stätten der alten Götterverehrung anzuerkennen, mahnen andere — und mit Recht — zur Vorsicht, gehen aber in ihrem Skeptizismus wo möglich so weit, urkundlich beglaubigte Nachrichten zu verlangen. Einer solchen Anforderung können wir nicht entsprechen, positive Beweise werden sich wohl nur in seltenen Fällen beibringen lassen. Auch für unser Thüringen bin ich nicht imstande, Ihnen auch nur eine einzige sicher bezeugte derartige Örtlichkeit zu nennen, denn die Angaben der mittelalterlichen Chronisten verdienen wenig Glauben, wenn auch ein Körnchen Wahres bisweilen in ihren Erzählungen enthalten sein mag. Fehlt es somit an historischen Belegen, so mangelt es doch nicht an zahlreichen anderen Zeichen, aus denen wir mit mehr oder minder grosser, bisweilen an Gewissheit grenzender Wahrscheinlichkeit eine Kultusstätte aus der germanischen Vorzeit — und nur von dieser spreche ich — nachweisen können. Betreffs des Wortes Kultusstätte möchte ich jedoch vorweg bemerken, dass dasselbe nicht bei allen den unten aufgeführten Orten in strengem Sinne zu nehmen ist, dass vielmehr manche Berge z. B. auch als Wohnsitze der Götter gedacht, manche Stätten nur im allgemeinen als heilige bezeichnet werden können, besonders wenn von den erforderlichen Merkmalen nur gewisse vorhanden sind. Die Erörterung dieser Merkmale muss aber unsere nächste Aufgabe sein, damit Sie selbst in der Lage sind, sich ein Urteil über deren Bedeutung zu bilden.

Tacitus, unser hauptsächlichster Gewährsmann über das älteste Leben unserer Vorfahren, erzählt in der Germania, die am Ende des 1. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung abgefasst ist, dass die alten Deutschen es für unverträglich mit der Grösse der Himmlischen gehalten hätten, die Götter in Tempel-

wände *) einzuschliessen oder der Menschengestalt irgend ähnlich zu bilden. Wälder und Haine hätten sie ihnen geweiht. Solcher heiliger Haine erwähnt Tacitus mehrere, z. B. den Semnonen-Wald, den Hain der Nerthus und den Hain bei den Naharvalern. Hier standen die Altäre und hingen die Schädel der geopferten Pferde an den Bäumen, hier wurden die heiligen Geräte, sowie in Friedenszeiten die kriegerischen Feldzeichen, auch die erbeuteten, aufbewahrt, und die Tier- und Menschenopfer dargebracht; hier wurden von Gemeinde wegen Pferde gehalten, schneeweiss und nie von irdischer Arbeit berührt, die vor den heiligen Wagen gespannt wurden und aus deren Wiehern und Schnauben die Priester weissagten; hier wurden Feste gefeiert, Volksversammlungen und Gericht abgehalten. Niemand durfte, wie wir aus späteren Quellen **) wissen, solche Orte bei hoher Strafe verletzen, entweihen oder gar berauben. In ihnen hörte aller Streit auf, es herrschte Gottesfrieden. Ausser diesen Hainen mögen auch wohl noch einzelne Bäume, Quellen und Teiche, Felsen u. s. w. als heilig verehrt worden sein. Dieser anfangs einfache Kultus der Germanen veränderte sich aber im Laufe der Jahrhunderte durch die fortschreitende Kultur und die andauernde Berührung mit den Römern mehr und mehr, und die christlichen Bekehrer der späteren Zeit fanden, wie uns zahlreiche Zeugnisse bekunden, einen ausgebildeten Kultus mit Tempeln, Götzenbildern, Priestern u. s. w. vor. Tacitus sagt uns nicht, ob die heiligen Stätten in den Hainen durch Baumhecken, Wälle, Gräben, Steinsetzungen oder dergleichen von der profanen Umgebung geschieden waren. Doch darf man dies wohl annehmen, für die spätere Zeit wenigstens ist es gewiss. Die Irminsäule z. B. stand in einem Ringwalle der Iburg bei Driburg, deren Reste noch deutlich zu erkennen sind ***); in der Kirchengeschichte des Beda

---

*) Doch erwähnt Tacitus z. B. das templum Tanfanae.

**) Lex Frision. Tit. XII de honore templorum. Qui fanum effregerit et ibi aliquid de sacris tulerit, ducitur ad mare et in sabuso, quod accessus maris operire solet, finduntur aures ejus et castratur et immolatur deis, quorum templa violavit.

***) Hölzermann: Die Kriege der Römer und Franken etc. S. 90; Dr. Giefers: Die Iburg bei Driburg. Paderborn 1866.

venerabilis *) werden Einfriedigungen der Altäre und Heiligtümer der Götzen (der Angelsachsen) erwähnt, welche zerstört wurden; Hunibald **) erzählt von einem templum Jovis magnum atque fortissimum in der Stadt Neomagus; in Island standen die heidnischen Tempel meist innerhalb von Umwallungen, wie aus dem Bericht eines Isländer Altertumsforschers ***) hervorgeht. Ebenso waren die allerdings wendischen Tempel in Arkona †) und Carentia (Garz) auf Rügen, die erst in historischer Zeit (1168) zerstört wurden, von festen Wällen umgeben, die jetzt noch zu sehen sind; die Rosstrappe im Harz, zweifellos einst ein Heiligtum des Wodan, ist von einem mächtigen Walle umzogen u. s. w. Auch in unserem Thüringen finden wir die meisten Orte, in denen wir Kultusstätten zu erkennen glauben, umwallt. Meist liegen sie auf hochgelegenen Punkten, die eine weite Aussicht gewähren. Diese Werke sind bisweilen von einer staunenerregenden Grossartigkeit und umfassen einen Raum, der in einzelnen Fällen bis 100 Morgen beträgt. Solche umfangreiche Wallburgen waren zunächst wohl nicht zu Kultuszwecken erbaut, vielmehr dienten sie in erster Linie als feste Zufluchtsstätten in Zeiten der Not und Gefahr, wo die Anwohner sich und ihre Habe, besonders auch das Vieh, bargen. Aber es erscheint nur natürlich, dass man in diese Festen auch die heiligen Stätten mit ihren Heiligtümern verlegte, die hier am besten gesichert waren.

Befestigte Kirchen treffen wir auch in späterer Zeit häufig an. In den heissen Kämpfen der Friesen um ihre Unabhängigkeit gegen die bremischen Erzbischöfe war, wenn alles sonst verloren, die auf der höchsten Wurt des Dorfes gelegene feste Kirche mit ihrem umwallten Kirchhofe nicht selten der letzte Hort der bedrängten Freiheit ††). In der Pfalz, in Rheinhessen u. s. w. findet man allenthalben befestigte Kirchhöfe, die Cita-

---

*) Beda vener. hist. eccl. II, 13: Arae et fana idolorum cum omnibus septis, quibus erant circumdatae.

**) Hunibald: De origine regum et gentis Francorum.

***) Verhandl. der Berl. Ethnol. Ges. 1894. Auszugsweiser Bericht über die Forschungen des Isländer Sigurdur Vigfusson.

†) s. Saxo Grammaticus.

††) Allmers, Marschenbuch.

dellen der Dörfer, um die manche Kämpfe getobt haben *), und für andere Gegenden würde sich wohl das Gleiche nachweisen lassen. Innerhalb dieser Umwallungen werden die Tempel und sonstigen Gebäude für die Priester u. s. w., die Opfersteine und die Götterbilder aus Holz, Stein und Metall gestanden haben **). Unter den Tempeln dürfen wir uns freilich keine monumentalen Steinbauten, sondern nur Gebäude von Holz und Lehm, wie damals üblich, vorstellen. Bei der Vergänglichkeit dieses Materials werden wir nicht erwarten können, grössere Reste dieser Baulichkeiten noch vorzufinden, selbst wenn die Bekehrer die Tempel geschont hätten, um christliche Kirchen daraus zu machen, wie es bisweilen geschah. Stücke des Lehmbewurfs der Häuser mit den Abdrücken des Flechtwerkes, wie man solche auch in prähistorischen Herdgruben findet, sind die einzigen Spuren, die man auf solche Bauwerke vielleicht beziehen könnte, doch können dieselben natürlich eben so gut von Profanbauten herrühren.

Die Götzenbilder und Altäre wurden leider in allen Fällen schonungslos zerstört oder in das Wasser versenkt, die heiligen Bäume gefällt, wie wir aus den Lebensbeschreibungen der Bekehrer wissen ***). Grössere Götterbilder sind daher auch

---

*) Orts- und Landesbefestigungen des Mittelalters von Wörner und Hockmann. Mainz 1884.

**) Tempel, Altäre und Götzenbilder werden häufig erwähnt. In der Kirchengeschichte des Beda ven. werden aree et fanae genannt; im indiculus superstitionum et paganiarum handelt Abschnitt 4 de casulis, id est fanis, Abschn. 7 de his quae faciunt super petras (Felsaltäre); im Frisischen Gesetz Tit. 12 de honore templorum, Hunibald l. c. nennt ein templum Jovis; in dem Leben des h. Gallus (Kap. 7) lesen wir, dass derselbe 3 eherne und vergoldete Götzenbilder an den Felsen zerschmetterte und in die Tiefe des Sees schleuderte; Gregor von Tours (hist. Franc. II. 29) lässt die Gemahlin Chlodwigs zu dem Letzteren sprechen: nihil sunt dii, quos colitis, qui neque sibi, neque aliis poterunt subvenire: sunt enim aut ex lapide, aut ex ligno, aut ex metallo aliquo sculpti; im indic. sup. ot pag. handelt N. 28 de simulacro, quod per campos portant; im Haupthofe des Tempels in Upsala waren die Götter Odin, Thor und Freyr auf das prächtigste zu schauen; im Leben des h. Columban (Cap. X.) lesen wir von einer Menge steinerner Götzenbilder im Wasgau-Walde; in Wilibalds Leben des h. Bonifatius Cap. 6 u. 8 von Götzenbildern u. s. w.

***) Wilibalds Leben des h. Bonifatius Kap. 6 (Fällen der h. Eiche bei Geismar) und Kap. 35; Leben des h. Gallus Kap. 5 u. 7; Frank-

meines Wissens nicht erhalten — der fabelhafte auf der Rothenburg gefundene Püsterich ist kein solches — und von den kleinen bronzenen und tönernen Idolen, die man bisweilen antrifft, ist es zweifelhaft, ob sie den Germanen oder Slaven zuzuschreiben sind. Jedenfalls könnten sie ihrer Kleinheit wegen nur als Hausgötter gelten. Auch von den Altären, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, sind uns nur wenige überkommen, meist solche, die aus grossen natürlichen Felsen, deren Zerstörung nicht so leicht war, bestanden. So kenne ich in der Nähe meiner Heimat Halberstadt zwei Sandsteinfelsen, die durch ihre Beschaffenheit, die Funde in ihrer unmittelbaren Umgebung und andere Umstände als heidnische Altäre zu deuten sind, nämlich den gläsernen Mönch und die Uleckenburg im Osterholz unweit der Bocksberge; auch der bekannte Rosstrappefelsen im Harz dürfte hierher zu rechnen sein. In Thüringen sind als Felsaltäre anzusprechen unter anderen der Wolfstisch im Eichsfelde und eine leider zerstörte Steinplatte auf dem Bonifatiusberge bei Harras. Über dieso boiden Orte werden wir weiter unten noch näher sprechen. Sind wir somit nur selten in der Lage, die eben erwähnten wichtigen Merkmale einer Kultusstätte anzutreffen, so müssen wir mit um so grösserer Sorgfalt unser Augenmerk auf noch andere Funde lenken. Zwar ist die Zeit vorbei, wo man aus jeder Asche- und Kohleschicht mit Topfscherben und Tierknochen einen Opferplatz konstruierte, dennoch aber sind diese Dinge in Verbindung mit anderen Merkmalen natürlich von Wichtigkeit. Was besonders die Topfscherben und Tierknochen anbelangt, so können dieselben selbstverständlich auch von der zeitweisen Benutzung der Wallburgen als Zufluchtsstätten herrühren. Finden wir aber, wie z. B. auf dem Frauenberge bei Sondershausen, unter und an den Grundmauern einer christlichen Kapelle eine derartige Schicht von Asche, Scherben u. s. w., so bekommt der Fund eine ganz andere Bedoutung, denn das Vorhandensein einer Kapelle an solcher Stätte ist ein wichtiger

---

furter Konzil vom Jahre 793, de arboribus et lucis destruendis canonica autoritas observanda est; Concil. Nannet. can. 20; der h. Burkhard Bischof von Würzburg forderte die Priester seiner Diöcese auf, die heidnischen Tempel zu zerstören (Klemm, Handbuch d. germ. Alt. S. 340); Brief Gregors an den Abt Mellitus im Jahre 601 im Eingange (s. unten) u. s. w.

Fingerzeig, wie wir gleich sehen werden. Zu bemerken ist ferner, dass es wahrscheinlich Sitte war, die beim Opfermahle gebrauchten Gefässe zu zertrümmern, um einer Profanierung derselben durch anderweitige Benutzung vorzubeugen. Auf diese Weise erklärt man auch in Totenhügeln das häufige Vorkommen der zahlreichen zerstreuten Scherben, die von absichtlich zertrümmerten Gefässen herrühren. Bis in die Neuzeit hat sich der Brauch, bei besonderen Gelegenheiten die Becher nach dem Trunke zu zerschellen, erhalten. Dass bei den Opferfesten fleissig geschmaust und auch gezecht wurde, wissen wir. So traf der heilige Columban *) einmal die Sueven, wie sie ein heidnisches Opfer zu Ehren des Wodan begehen wollten. Sie hatten ein grosses Gefäss, eine cupa (Kufe), das ungefähr 20 Eimer hielt, mit Bier gefüllt und in ihre Mitte gesetzt. Der heilige Mann, empört über das scheussliche Werk, blies das Fass an, so dass es mit Gekrach in Stücke sprang und das Bier herausströmte. Die armen Sueven kamen auf diese Weise um ihren Feiertagstrunk, aber das Kraftstück flösste ihnen solche Bewunderung ein, dass sich viele taufen liessen.

Wichtig für den Nachweis einer heiligen Stätte ist weiter das Vorkommen von Gräbern, die man häufig sowohl innerhalb der Umwallungen oder in unmittelbarer Nähe derselben antrifft. Bis in unsere Zeit hinein hat sich ja der Brauch erhalten, die Begräbnisstätten in der Nähe der Kirchen anzulegen und hervorragende Personen in der Kirche selbst zu beerdigen.

Es wurde oben schon erwähnt, dass die christlichen Bekehrer die heidnischen Tempel nicht immer, wie ihnen der heilige Bischoff Burkhardt riet, vernichteten, sondern dieselben in christliche Kirchen umwandelten. Ein ebenso wichtiges als interessantes Dokument dafür ist uns ein Brief, den der Papst Gregor im Jahre 601 an den Abt Mellitus schrieb, welcher zur Unterstützung des Bischofs Augustin zu den Angeln gesandt war. Die betreffende Stelle des Schreibens, das in der Kirchengeschichte des Beda vener. zu finden ist, lautet also: Man soll die heidnischen Tempel desselben Volkes nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder in denselben, dann soll

*) Leben des Abtes Columban Kap. 27.

man diese Tempel mit Weihwasser besprengen, Altäre errichten und Reliquien dort niederlegen; denn wenn diese Tempel gut gebaut sind, so können sie ganz wohl aus einer Stätte der Dämonen zu Häusern des wahren Gottes umgewandelt werden, so dass, wenn das Volk seine Tempel nicht zerstört sieht, es von Herzen seinen Irrtum ablegt, den wahren Gott anerkennt und anbetet und sich an den gewohnten Orten nach alter Sitte einfindet. Und weil sie viele Ochsen zu Ehren der Dämonen zu schlachten gewöhnt sind, soll auch dies in eine Art Fest verwandelt werden: am Tage der Weihe oder an den Geburtstagen der heiligen Märtyrer, deren Gebeine dort ruhen, sollen sie um die Kirchen herum, die aus jenen Tempeln entstanden sind, Hütten aus Zweigen bauen und ein wirkliches Fest begehen. Dann opfern sie nicht mehr dem Teufel die Ochsen, sondern töten die Tiere bei ihrem Schmause Gott zu Ehren, denn wenn ihnen äusserlich einige Freuden zugestanden werden, so werden sie sich zu den innerlichen Freuden leichter gewöhnen.“ Wir erkennen auch aus diesem Briefe die Klugheit mancher Bekehrer; man vermied die Entweihung der altheiligen Stellen, knüpfte die neue Art des Gottesdienstes an sie an und pfropfte gleichsam das Christentum auf das Heidentum auf. Es lassen sich zahlreiche Beläge dafür anführen. Willibald erzählt uns im Leben des heiligen Bonifatius *) dass der letztere aus dem Holze der gefällten Donars-Eiche bei Geismar an derselben Stelle ein Bethaus baute und dem Apostel Petrus weihte. Nach der Zerstörung der schon oben erwähnten Tempel zu Arkona, wo die Kolossal-Statue des Swantewit stand, und Carentia durch die Dänen im Jahre 1168 wurden sofort daselbst christliche Kapellen errichtet, wie uns Saxo Grammaticus, ein Augenzeuge dieser Vorgänge, berichtet. Noch jetzt stehen die Kirchen mancher Ortschaften innerhalb alter Ringwälle, z. B. in dem uns benachbarten Möbisburg und in vielen anderen Fällen lässt sich das frühere Vorhandensein nachweisen. Der gelungene Nachweis aber muss nach den obigen Ausführungen als ein fast sicheres Zeugnis für die frühere religiöse Bedeutung und Bestimmung einer solchen Stätte angesehen werden, besonders wenn noch andere gleich zu erwähnende Umstände hinzukommen.

*) Cap. 23.

An solchen heiligen Orten wurden die grossen heidnischen Feste gefeiert, wurden Volksversammlungen und Gericht abgehalten. Anklänge an diese Zusammenkünfte erkennen wir noch jetzt in manchem alten Herkommen und Gebrauche. Bis auf den heutigen Tag strömen nach mancher alten sagenumwobenen Wallburg, die ehedem ein Heiligtum harg, die Bewohner der umliegenden Dörfer an bestimmten Tagen, meist Ostern, Himmelfahrt oder Pfingsten, zusammen, um hier bei Schmausen, Trinken und Tanzen bis zum Abend fröhlich zu sein. Ich erwähne beispielsweise die Wöbelsburg bei Hainrode, den Frauenberg bei Sondershausen, den Questenberg, die Helbeburg, die Hasenburg. Noch heute lodern auf mancher altheiligen Stätte die Oster- und Johannisfeuer wie schon vor tausend Jahren. Nicht wenige solcher Opferplätze wurden im Mittelalter zu christlichen Wallfahrtsorten, z. B. die Burgkapelle auf dem Kyffhäuser, und sie mögen wohl auch im Ganzen, wie Dr. Klemm *) sagt, das Ansehen jener einzeln gelegenen Wallfahrtsorte gehabt haben, die man noch jetzt hin und wieder in den katholischen Ländern antrifft, wie denn selbst das Wort Wallfahrt aus der dem Heidentum nahe stehenden Zeit stammen mag.

Das Gericht war den Germanen heilig und so ist es natürlich, das es an heiliger Stätte gehegt wurde. So war es auch noch später in christlicher Zeit, wo der Kirchhof oder die Kirche vielfach der Gerichtsplatz war **), z. B. in Rheinhessen und sächsischen Dörfern. Karl der Grosse verbot an diesen Stätten Gericht zu halten. Die Tretenburg z. B. im Unstrutriet bei Gebesee, ein alter Kultusplatz, über den wir noch sprechen werden, war bis in das Mittelalter hinein sowohl der Sitz des höchsten Landgerichts, als auch, jedenfalls von uralten Zeiten her, der Versammlungsort der Thüringer. Dr. Rackwitz in den Beiträgen zur Volkskunde Thüringens ***) sagt: „Eigentümlich ist es, dass überall da im Helmegau, wo ein grosser Dingplatz sich befindet, auch eine alte sagenumwebte Kultusstätte

*) Handbuch der germanischen Altertumskunde.

**) Orts- und Landesbefestigungen des Mittelalters mit Rücksicht auf Hessen von Wörner und Heckmann: Klemm, S. 218 in sächsischen Dörfern.

***) Mitteilungen des Vereins für Erdkunde 1884.

ist, und dass sich die Kirche hinwiederum bewogen fühlte, gerade dahin ein christliches Heiligtum mit einem Erzpriester an der Spitze zu pflanzen (oft sind noch heute die Sitze der Erzpriester Superintendenturen)."

Von grosser Bedeutung sind ferner die Sagen, die mehr oder minder zahlreich sich fast immer an solche heiligen Orte knüpfen und oft in beinahe gleichlautender Form sich wiederholen. Ich führe als Beispiel nur die Sage von dem im Berge verzauberten und schlafenden Helden an. Ihre mythologische Deutung vermag uns nicht selten manche wertvolle Aufklärung zu geben, besonders wenn es sich um Feststellung der betreffenden Gottheit handelt. Dabei spielen auch die Namen der uns beschäftigenden Örtlichkeiten eine wichtige Rolle. Bezeichnungen wie Donnershauck, Wodansberg, Hollenteich, heiliger Berg, Himmelsberg u. s. w. weisen uns auf zum Teil sehr deutliche Spuren, die wir weiter verfolgen müssen. Doch ist bei den Namen auch einige Vorsicht geboten. So dürfen z. B. nicht alle Osterberge, Osterhaine auf die Ostara bezogen werden. Sehr wichtig ist endlich in dieser Beziehung noch die Kenntnis der Namen derjenigen Heiligen, denen die auf solchen alten Kultusstätten erbauten Kapellen geweiht waren. Bekanntlich traten bei der Christianisierung an die Stelle der alten Götter bestimmte Heilige, auf die manche Eigenschaften und Attribute der ersteren übergingen. So vertritt Martin den Wodan, Petrus den Donar, die Jungfrau Maria die Göttinnen, speziell die Freia. Doch ist zu bemerken, dass die Götter, besonders Wodan und Donar, auch zu Teufeln und die Göttinnen zu Tenfelinnen wurden. Somit sind auch Namen wie Petersberg, Martinskirche, Teufelsburg u. s. w. beachtenswert. Bei der Besprechung der einzelnen Kultusstätten wird sich Gelegenheit bieten, auf diese Verhältnisse, soweit es nötig ist, näher einzugehen.

Je mehr von den eben besprochenen Merkmalen — also Umwallung, gewisse Funde, eigentümlich gekennzeichnete Steinplatten oder Felsen, Grabstätten, Kapellen, Dingplätze, Wallfahrtsorte, alte Gebräuche, bestimmte Sagen, besondere Namen — wir an einem Orte vereinigt finden, um so bestimmter werden wir ein heidnisches Heiligtum in demselben erkennen.

Die nun folgende Aufzählung und Beschreibung von Kultusstätten in Thüringen erhebt auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Wir beschränken uns auf den nördlichen und mittleren Teil und werden auch nur diejenigen Örtlichkeiten ausführlicher behandeln, deren Beziehungen zum Heidentum uns sicherer erscheinen oder die sonst ein erhöhtes Interesse beanspruchen, die anderen nur flüchtig berühren.

Als vornehmster Gott der Germanen gilt im allgemeinen Wodan und es ist daher billig, mit seinen Heiligtümern zu beginnen. Wir brauchen nicht weit zu gehen, um eine nach ihm genannte Stätte anzutreffen. Etwa zwei Stunden östlich von Erfurt erhebt sich bei dem gleichnamigen Dorfe der Utzberg. Das Dorf und somit auch der Berg hiess aber früher urkundlich Utensberg, Wothensberc *). Spuren von Umwallungen oder dergleichen sind nicht vorhanden, auch von Sagen, die sich an den Berg selbst knüpfen, ist mir nichts bekannt. Doch hat sich in der dortigen Gegend eine Erinnerung an die Schlacht auf dem Walserfelde erhalten. Bei Nohra, unweit des Utzberges, soll einst jene grosse Schlacht geschlagen werden, in welcher die Türken vollständig besiegt und ihr Reich vernichtet werden soll. Da wird so viel Blut vergossen werden, dass es den Rossen bis an den Bauch geht und an den zerbrochenen Waffen wird man lange Zeit Brennholz haben **). Ich will dabei erwähnen, dass früher südlich von Hemmleben an der Schmücke ebenfalls ein Dorf Utzberg oder Utenberg gelegen hat (schon seit 1500 wüst). Dicht dabei liegt der Seegelsberg, der ehedem umwallt war und eine Kapelle getragen haben soll. Vorgeschichtliche Gefässscherben finden sich auf ihm. Ob auch dieser, wie man aus der Gleichheit des Namens schliessen könnte, eine Wodanstätte gewesen, bleibe dahingestellt. Einen Wodansberg nennt aber eine Walkenrieder Urkunde vom Jahre 1277 in der Gegend der Helme bei Wallhausen und Pfiffel. Fulda ***) hält denselben für den Kyffhäuser, Grössler †) dagegen glaubt ihn in der Wüste (ur-

*) v. Tettau, Geschichtliche Darstellung des Gebietes der Stadt Erfurt, S. 59.

**) Dr. Witzschel, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen.

***) Fulda, Die Kyffhäusersage.

†) Grössler, Kyffhäuser und Wodansberg, a. d. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde, Halle 1893.

kundlich Wostene) bei Allstedt zu finden, speziell in dem Teil, welcher den Namen „Hagen“ führte. Hier soll um Martini herum der wilde Jäger, unter dem sich Wodan verbirgt, nach dem Hirsche jagen. Noch um 1800 glaubte das Landvolk an den Umzug des wütenden Heeres. Grössler führt ferner im Aspenwalde, eine Stunde von Allstedt, eine „Wodichanslache“ an. Mag nun aber unter dem genannten Berge der Hagen bei Allstedt oder der Kyffhäuser gemeint sein, der letztere ist jedenfalls ein Wodansberg ebenso wie der Singer-Berg bei Stadtilm. Auf die hohe sakrale Bedeutung des Kyffhäusers in der Heidenzeit weist zunächst der Umstand hin, dass bis zur Reformation die Burgkapelle ein vielbesuchter Wallfahrtsort war und dass das Recht, sich auf deren Kirchhof begraben zu lassen, mit hohen Summen erkauft wurde. Vor allem aber sind die Sagen, die in reichem Kranze den Berg umflechten, bemerkenswert. Hier schläft verzaubert im unterirdischen prächtigen Schlosse Kaiser Friedrich mit seinen Rittern; er sitzt am Steintisch, den Kopf in der Hand und ruht, dabei nickt er mit dem Kopf und zwinkert mit den Augen, als ob er nicht recht schliefe oder bald erwachen wollte. Sein langer roter Bart ist schon zweimal um den Tisch gewachsen. Dem Hirten, der zu ihm in den Berg geführt wird, fragt er, ob die Raben noch um den Berg fliegen und auf die bejahende Antwort spricht er bekümmert: nun muss ich hier noch hundert Jahre schlafen. Ist der Bart das dritte Mal um die Rundung des Tisches gewachsen, dann wird der Kaiser hervorkommen, seinen Schild an einen dürren Baum hängen, davon wird der Baum ergrünen und eine bessere Zeit anbrechen. Ein anderer Hirt fand einst in dem verfallenen Gemäuer auf einem Rasenplatz zwölf ernste Ritter, deren keiner ein Wort sprach, beim Kegelspiel. Ganz ähnliche Sagen knüpfen sich an den Singerberg bei Stadtilm, welcher noch Spuren eines Schlackenwalles zeigt und der Fundort vorgeschichtlicher Gefässreste ist. Ein Schäfer, der die gelbe Blume gefunden, wird von einem wunderschönen Fräulein in den Berg geführt. Durch Säle und Hallen voll blitzender Wehr und Waffen, durch Ställe mit gerüsteten Pferden, durch Keller voller Wein, gelangen sie endlich in einen mächtigen Saal, in dem an steinerner Tafel viele Ritter sitzen, aber alle schlafend und ihre Bärte sind durch den Tisch gewachsen.

Einer der Schlafenden erhebt sein bleiches Antlitz und fragt: „Sieht man die weissen und schwarzen Vögel noch am Berg“ und auf die Antwort: „man sieht sie noch“ seufzt er: „So ist die Stunde noch nicht gekommen“. Es ist bekannt, dass noch in manchen anderen Bergen verzauberte Helden schlafen, im hessischen Odenberge Kaiser Karl, im Untersberge bei Salzburg Kaiser Friedrich oder Karl der Fünfte u. s. w. Unter den Kaisern und Rittern aber, die in den Berg entrückt sind, birgt sich Wodan mit seinen Einheriern, den in der Schlacht gefallenen Helden, die hier wie in den anderen vollständigeren Sagen erzählt wird, der letzten grossen Entscheidungsschlacht auf dem Walserfeld, dem Weltkampf, entgegenschlafen, dem eine bessere Zeit folgen soll. Die Raben, die um den Berg fliegen, sind Wodans Raben; die Pferdeköpfe, die in einer Sage die Musikanten, die dem Kaiser Friedrich im Kyffhäuser aufgespielt, zur Belohnung erhalten, erinnern an das Ross des Wodan. Im Singerberg hört man zu gewissen Zeiten ein grauenhaftes Rumoren der Geister und derer, die in den Berg gebannt sind. Dazu erschallt Hörnerklang, Peitschenknall und lautes Halloh weithin durch die Thäler. Es ist das wilde Heer, das Wodan führt und das überhaupt in der Gegend zwischen Arnstadt, Ilmenau und Königssee, also wo der Singerberg liegt, sein Wesen treibt *). Auch die Gemahlin des Wodan, die Freia, in Thüringen unter dem Namen Holla oder Perchtha bekannt, vermissen wir weder auf dem Kyffhäuser noch auf dem Singerberge. Wir erkennen sie in dem wunderschönen Fräulein, in der weissen Frau, in der Frau, Tochter oder Schaffnerin des Kaisers Friedrich und in der verzauberten Prinzessin, die Flachsknotten dörrt, denn Holla ist eine fleissige Spinnerin und beaufsichtigt die spinnenden Mägde. In einer Sage vom Kyffhäuser ist sogar Frau Hulle selbst genannt. In den zwölf Rittern endlich, die Kegel schieben, finden wir die volle Zahl der Asen. Nach alledem kann es nicht zweifelhaft sein, dass wir in dem Kyffhäuser sowohl als auf dem Singerberge heilige Stätten, vor allem des Wodan zu erkennen haben.

Das Gleiche dürfen wir von dem Ruppberg bei Mehlis im Thüringer Walde annehmen. Sein Doppelgipfel zeigt noch

*) Witzschel, l. c. S. 188.

deutliche Spuren einer ehemaligen Umwallung. An seinem Fusse befindet sich der Rupprasen und das Ruppertsthal. Aus dieser letzten Bezeichnung geht wohl hervor, dass auch der Ruppberg ein Rupperts- oder Ruprechtsberg ist. Ruprecbt aber (althochdeutsch Hruodperaht = der Ruhmglänzende) war ein Beiname des Wodan. Auf dem Ruppberge soll einst ein Schloss gestanden haben und grosse Schätze sollen dort vergraben liegen. Eine der Ruppbergs-Jungfrauen, Dienerinnen der Holla, die bisweilen erscheinen, zeigte einst einem Hirten den Stein, unter dem der Schatz vergraben lag und forderte den Mann auf, denselben zu heben. Als er dies thun wollte, fand er auf dem Stein eine grosse Schlange, die sich zischend gegen ihn aufbäumte, so dass er entfloh. Nach einer anderen Sage wollte ein Jesuiter einen grossen Schatz im Keller des ehemaligen Schlosses heben und warb dazu einen Zellaer Mann, dass er ihm drei schuldlose Knäblein herbeischaffe, die alle den Namen Johannes führen und dem grossen schwarzen Hunde, der den Schatz bewachte, geopfert werden sollten. In einer Johannisnacht wurde die Beschwörung angestellt, und schon wurde der grosse Braukessel, in dem der Schatz lag, sichtbar und wurde an einem der Ringe gefasst, als sich plötzlich ein furchtbarer Spuk erhob. Die Schatzgräber sahen ein Rad und einen Galgen, dann ein grosses Heer von Soldaten ohne Köpfe, ein grosses Fuder Heu fährt an ihnen vorüber und droht auf sie zu fallen, ein schreckliches Getöse dringt aus der Tiefe, und weisse Jungfrauen umtanzen sie und winken ihnen zu folgen. Da stösst einer der Leute einen Angstruf aus, und alsbald ist alles verschwunden, nur der Ring bleibt in der Hand des einen zurück. In der Kirche von Meblis soll dieser Ring noch heute aufbewahrt werden. Nach einer anderen Sage haust auf dem Ruppberg der Teufel.

Wenn wir von dem oben erwähnten Singerberge das Flussthal der Ilm etwa 20 Kilometer abwärts wandern, bemerken wir zwischen Hetschburg und Buchfahrt von den das rechte Ufer der Ilm begleitenden Höhen des Buchfahrter Forstes einen steil abfallenden und in einen scharfen Grat endenden Bergrücken hervorspringen, der den Namen Martinskirche trägt. Diese Örtlichkeit ist besonders dadurch merkwürdig, dass sie in eigentümlicher Weise befestigt ist. Wir wollen nur dem

südlichen Teile der Umwallung einige Worte widmen. Hier an der am meisten gefährdeten Stelle ist der Bergvorsprung von dem Plateau durch einen 130 Schritt langen und ca. 8 m hohen, aus Steinen und Erde aufgeschütteten Wall abgeschnitten. Die äussere Böschung dieses Walles nun besteht in der Dicke von über 1 m aus rot gebrannten, zum grössten Teil vollständig verschlackten und verglasten lehmigen Massen, zwischen denen sich gebrannte Kalksteine, Holzkohle und Abdrücke von Baumästen finden. Das Ganze ist zu einer kompakten Masse zusammengeschmolzen. Der Zweck dieses offenbar künstlichen Brandes ist jedenfalls gewesen, den Wall gegen Witterungseinflüsse und Zerstörung durch Feindeshand widerstandsfähiger und auch schwerer ersteigbar zu machen. Solcher Brand- oder Schlackenwälle, die ich in dem letzten Hefte der Mitteilungen des hiesigen Altertumsvereins näher beschrieben habe, finden sich in Thüringen noch mehrfach, z. B. am Singerberg und auf der später noch zu besprechenden Himmelsburg. Zu erwähnen sind noch die zahlreichen wahrscheinlich der Bronzezeit angehörenden Topfscherben, sowie einige Steingeräte, die hier oben gefunden sind. Doch am meisten interessiert uns heute, dass innerhalb der alten Wallburg eine allerdings nur kleine Kapelle gestanden hat, deren Fundamente erst vor wenigen Jahren der Kultur zum Opfer gefallen und herausgerissen sind. Irgend eine urkundliche Nachricht über dieselbe ist nicht vorhanden, der Volksmund nennt sie resp. die ganze Örtlichkeit die Martinskirche. Sie wird also dem hl. Martin geweiht gewesen sein. Dieser trat, wie schon oben erwähnt, an Stelle des Wodan; Mantel, Schwert und Ross hat er von ihm entliehen. Dem Wodan zu Ehren wird ehedem in herbstlicher Zeit hier oben das Feuer gelodert haben.

Eine der merkwürdigsten Wodansstätten endlich ist der Bonifatiusberg auf der Schmücke, unweit des Dorfes Harras. Ein jetzt fast ganz eingepflügter Ringwall, die Schanze genannt, umzog einst seinen ehedem mit Buschwald bewachsenen Gipfel. Zahlreiche Funde von Stein, Bronze und Eisen, sowie von alten Gefässscherben sind hier und in der Nähe gemacht worden. Die Schmücke ferner in ihrer ganzen Ausdehnung ist fast buchstäblich bedeckt mit Grabstätten, sowohl Hügel- als Flachgräbern, die reiche Ausbeute an Bronzesachen geliefert haben,

durch unverständige Ausgrabungen aber fast alle verwüstet sind. Von den Funden innerhalb des Ringwalles muss ich einen besonders hervorheben, der eine grosse Seltenheit und ein Prachtstück der Sammlung des hiesigen Altertumsvereins bildet, ein grosses Jadeitbeil. Als Waffe kann dasselbe wohl nicht gebraucht worden sein, auch zeigt es keinerlei Spuren von Abnutzung. Wahrscheinlich hat es zu irgend welchen religiösen Zwecken gedient. Ein zweites Altertum, das sich in der Mitte des Ringwalles befand und für uns noch weit grösseres Interesse und grössere Wichtigkeit hat, ist leider nicht mehr vorhanden. Es lag hier bis vor etwa dreissig Jahren eine erratische Felsplatte, ein Kiesling im Munde des Volkes, von etwa $1^1/_2$ m im Geviert, auf deren oberer Fläche sich nach der übereinstimmenden Aussage von glaubwürdigen und intelligenten Einwohnern von Harras vier hufeisenförmige Vertiefungen befanden, in solcher Anordnung, wie sie etwa durch ein stehendes Ross hervorgebracht würden. Diesen Opferstein oder Altar hat der damalige Pächter zersprengen lassen, und seine Trümmer sind zu dem Fundamente eines Hauses in Oberheldrungen verwendet worden. Unser Intoresse an dieser alten Stätte wächst noch, wenn wir die sagenhaften Berichte aus dem Volksmunde vernehmen. Am westlichen Fusse des Berges, wo ein kleiner Bach entspringt, befindet sich die heilige Wiese. Hier habe eine heiligo Eiche gestanden, die von Bonifatius gefällt sein soll. Die merkwürdigste Sage knüpft sich aber an den erwähnten Hufeisenstein. Die Rosstrappen sollen nämlich vom Pferde des heiligen Bonifatius herrühren, der vor einer Schlacht mit den Heiden, die auf dem gegenüberliegenden Heidelberge lagerten, zu den Seinen, indem er auf den Stein sprengte, gesagt habe: „So gewiss ich diesen Stein lasse treten wie Weizenteig, so gewiss gewinnen wir den Sieg.“ Darauf habe er die Seinigen in don Kampf geführt und die Schlacht gewonnen. Wir werden dem Bonifatius als streitbaren Helden noch an einer anderen Stelle begegnen. In dieser Sage scheint er an die Stelle des alten Schlachtengottes der Germanen, des Wodan, getreten zu sein. Die Spuren seines Götterrosses erkennen wir in den vier Trappen, denn unsere Vorfahren stellten sich Wodan vor bekleidet mit Hut und weitem Mantel, ein Schwert in der Hand und auf weissem Rosse durch die Luft

reitend. Die Schlacht der Christen gegen die Heiden bedeutet den Kampf der Götter mit den Riesen.

Solcher Hufeisensteine mit daran sich knüpfenden ganz ähnlichen Sagen giebt es noch mehrfach und zwar finden sie sich alle in Ländern, die einst von Germanen bewohnt waren, die meisten im jetzigen Deutschland und von diesen wieder die meisten auf altsächsischem Boden. Petersen hat in einer Abhandlung *), in der übrigens unser Bonifatiusberg nicht erwähnt ist, diese Steine und Sagen zusammengestellt. Er teilt die letzteren in drei Gruppen. In der ersten Gruppe ist immer von zwei kämpfenden Heeren die Rede und der Huf soll von dem Pferde des siegenden Heerführers in den Stein gedrückt sein. Die Sagen der zweiten Gruppe bieten eine grössere Mannigfaltigkeit, stimmen jedoch darin überein, dass die Hufe von einem gewaltig ansprengenden Reiter eingeschlagen seien, der entweder verschwindet oder stürzend hier sein Leben endet. In der dritten Gruppe wird das Hufzeichen von dem Pferdefuss des Teufels abgeleitet, wozu die Veranlassung aber sehr verschiedenartig ist. In allen drei Gruppen sind aber auch Sagen zu berücksichtigen, die an Steinen haften, an denen sich kein Pferdefuss findet und selbst solche, die ohne Erwähnung eines bestimmten Denkmales überliefert sind. Unsere Sage würde zur ersten Gruppe gehören ebenso wie eine andere, an die wir in Thüringen sogleich denken, die von Hoyer von Mansfeld, dem roten Ritter. Vor der Schlacht am Welfesholze im Jahre 1115 soll er in einen Stein gegriffen und gesprochen haben: „So wahr ich in den Stein greife wie in Weizenteig, so wahr will ich den Sieg gewinnen.“ Hier hat die Hand dieselbe Bedeutung wie das Hufeisen. Freilich gewann Hoyer die Schlacht nicht, sondern wurde getötet. Der Stein, der Hoyer-Stein, ist noch vorhanden; er zeigt eine Öffnung mit Eindrücken wie von den Fingern einer Hand und ist mit zahlreichen Nägeln beschlagen, ein sogenannter Nagelstein. Zu Ehren des gefallenen Helden und zum Andenken an den Sieg errichteten die Sachsen die Bildsäule eines geharnischten und gehelmten Man-

*) Chr. Petersen, Hufeisen und Rosstrappen oder Hufeisensteine in ihrer mythologischen Deutung.

nes mit dem eisernen Streitkolben in der Rechten und dem sächsischen Wappen in der Linken. Diese Bildsäule nannte man Jodute, und die Landleute gingen fleissig dahin zu beten und auch die Priesterschaft ehrte sie als heiliges Bild. Verknüpft war damit die Verehrung eines dabei stehenden Weidenstockes, der während der Schlacht „Jodute" gerufen und durch diesen Schlachtruf den Sachsen den Sieg verschafft haben sollte. Später wurde daselbst eine Kapelle erbaut, die ein berühmter Wallfahrtsort wurde. Petersen findet in dem Namen Jodute einen Hinweis auf Ziu, bei den Sachsen Tiu auch Saxnot genannt, der ebenfalls ein Schlachtengott der Germanen war, und in dem Zeichen einer Hand ein Symbol des Gottes, den man sich, wenigstens in Nordgermanien, als Tyr, einarmig vorstellte, denn die Rechte hatte er bei der Fesselung des Fenriswolfes verloren.

Zu den Sagen der zweiten Gruppe, deren bekannteste die von der Rosstrappe im Bodethale ist, gehört diejenige, die sich an mehrere am Rothensteine im Saalethale eingehauene Hufeisen knüpft *). Thalmann von Lunderstedt, ein Ritter **), lebte in Feindschaft mit den Erfurtern, die ihn eines Tages zwischen Jena und Kahla so hart bedrängten, dass es unmöglich schien zu entrinnen. Da sprengte er in der Not vom Rothenstein herab in die grausige Tiefe in die Saale hinein und entkam glücklich. Nach einer anderen Version war es ein Trompeter im 30jährigen Kriege, der denselben Sprung wagte und glücklich in der Tiefe anlangte, aber nachträglich von einem der verfolgenden Kroaten durch einen Karabinerschuss getötet wurde.

Erwähnt sei hier noch der Eselssprung. Am Ausgang des Thüringer Thales unweit Liebenstein liegt eine Felsplatte mit einer hufeisenartigen Vertiefung, der Eselssprung genannt. Dieser Eindruck soll von den Hufen eines Esels herrühren, auf dem Luther auf der Flucht vor seinen Feinden über diese Steinplatte geritten ist. Es würde uns zu weit führen, auf die

---

*) Witzschel, l. c. I. S. 235.

**) Nach einer anderen Fassung heisst der Ritter Eppelin von Geilingen, dessen Sprung für gewöhnlich nach der Burg von Nürnberg verlegt wird.

mythologische Deutung dieser Sagen näher einzugehen, es sei nur angeführt, dass Petersen auch in dieser Gruppe den Wodan zu erkennen glaubt.

Der letzten Gruppe dürfen wir einen Stein einreihen, der sich auf der Finne unweit Garnbach findet, der Mägdesprung genannt. Er zeigt die Abdrücke eines menschlichen Fusses und eines Pferdehufes und zwar sollen dieselben herrühren von einer Riesenjungfrau und dem Teufel, die in grauer Vorzeit von dem gegenüberliegenden Wendelstein zusammen den Sprung nach der Finne wagten. Leider ist in der Sage nicht angegeben, weshalb sie dies thaten *). Heilige Stätten dürfen wir wohl in allen diesen Örtlichkeiten vermuten.

Wir können diesen Abschnitt über Rosstrappen nicht schliessen, ohne die Kirche in Heilsberg bei Stadt-Remda zu erwähnen. An die Thür derselben ist ein grosses Hufeisen angenagelt, und es geht die Sage **), dass es vom Pferde des Bonifatius herstamme. Denn als dieser hierhergekommen und unter dem Viehberg gerastet, habe er sein Pferd auf die Weide gehen lassen. Weil es aber einen bösen Schenkel gehabt hat, soll es mit demselben Fusse auf der Erde gescharrt haben, und zwar solange, bis endlich allda eine Quelle entsprungen, von deren Wasser des Pferdes böser Fuss alsbald heil wurde. Und weil durch das Wasser, das noch heute fliesst, auch Menschen geheilt wurden, so gab man dem Brunnen den Namen Heilsborn und nannte das Dorf Heilsberg. Das Hufeisen aber, welches von des Pferdes Fuss abgefallen war, nagelte man zum ewigen Gedächtnis an die Kirchenthür. Sagen von dem Hervorlocken von Quellen durch den Hufschlag eines Pferdes giebt es noch mehrere. Unter den Reitern des Rosses aber birgt sich entweder Wodan oder, wie in unserer Sage, Balder. Das Dasein Balders oder Phols, wie er auch heisst, im Volksglauben von Mittelgermanien ist uns durch die auch in anderer Beziehung so interessanten Merseburger Zaubersprüche verbürgt. Dieselben lauten:

---

*) Grössler, Wanderung durch das Unstrutthal. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde, Halle.

**) Witzschel, l. c. I. 26.

Phol und Wodan	zogen zum Walde.
Da ward des Balders Fohlen	sein Fuss verrenkt,
Da besprach ihn Sinthgunt	und Sonne ihre Schwester,
Da besprach ihn Freia	und Volla, ihre Schwester.
Da besprach ihn Wodan,	wie er wohl konnte:
„So die Beinrenkung	so die Blutrenkung
So die Gliedrenkung!	
Bein zu Beine,	Blut zu Blute,
Glied zu Gliedern,	als ob sie geleimt seien!“

An Phol erinnern ferner noch eine Anzahl Ortsnamen in Baiern und Thüringen, z. B. Pfuhlsborn bei Apolda, früher Pholesbrunnen *). Hier soll an einer Quelle ein Tempel, dem Götzen Phul geweiht, gestanden haben. Dieses Pholesbrunnen wird vor anderm auf Vollenborn im Eichsfelde bezogen. Weiter gehört vielleicht hierher Pfullendorf bei Gotha, im 14. Jahrhundert Phulsdorf. Auch der Junker Voland, ein Beiname des Teufels, deutet auf Phol. Wir beziehen unsere Heilsberger Sage auf letzteren, weil jede Andeutung auf den kriegerischen Wodan fehlt und andererseits eine Beziehung mit den Merseburger Zaubersprüchen durch den kranken Schenkel des Rosses unverkennbar ist.

Wir wollen hier noch eine höchst interessante Örtlichkeit aufführen, die vielleicht wenigstens als Opferstätte des Wodan zu deuten ist, den Wolfstisch im südlichen Eichsfelde **) zwischen Pfaffschwende und Hitzelrode. Hier steht auf dem Plateau der Goburg an einer nach dem Werrathal steil abfallenden, eine prachtvolle Aussicht gewährenden Felswand, mitten im dichten Walde, umgeben von einem Graben, ein merkwürdiger Steintisch. Auf einem viereckigen 1,40 m hohem Fusse liegt eine mächtige, etwas geneigte Felsplatte von unregelmässig fünfeckiger Form, die sicher kein Naturgebilde ist. Niemand weiss über diese Stätte, die auch der Wolfszaun oder das Wolfshaus heisst und die bis vor wenigen Jahren selbst den Umwohnern fast unbekannt war, etwas anzugeben. Nachgrabungen, die ich 1893 daselbst anstellte, schafften keine

*) Schannat. Trad. Fuld. S. 291.

**) Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt Heft XVI.

Aufklärung. Nur der Name scheint auf Wodan zu weisen, denn zwei Wölfe waren nebst zwei Raben seine Begleiter.

Wir wenden uns zu Donar, dem Gotte, der an Bedeutung dem Wodan gleich oder wenigstens nahe stand. An seinen Kultus erinnern in erster Linie die Donnersberge, deren bekanntester der in Deutschland von einem Schlackenwall umzogene Donnersberg in der Pfalz ist, der mons Jovis, wie er auch genannt wurde. Auch Thüringen weist einen solchen auf, den Donnershauck, zwei Stunden westlich von Oberhof gelegen. Auch hier haust der Sage nach, wie auf dem Ruppberg, der Teufel, der in der Walpurgisnacht auf die Blockswiese bei Oberschönau hinunterfährt, um hier mit den Hexen zu schmausen und zu tanzen. Auf einen Punkt möchte ich ferner noch aufmerksam machen. Es ist vielleicht kein Zufall, dass dieser Donarsberg unmittelbar an dem Rennsteige liegt, jenem uralten Grenzwege zwischen Thüringen und Franken. Denn Donar war unter anderem der Gott des Eigentums. Mit seinem Hammer weihte man die Grenzsteine, der Wurf des Hammers bestimmte nach deutschem Rechte die Grenzen des Besitztums. Als Nachklänge haben wir noch heute drei Hammerschläge bei dem Feste der Grundsteinlegung und den endgültigen Schlag des Hammers bei Versteigerungen. Das Hammerzeichen des Donar aber war ein Kreuz und es ist merkwürdig, dass in alten Zeiten, wie uns der Chronist Junkers überliefert hat, der Rennsteig mit einem Kreuz und drei Hieben ⨯ an den Malbäumen bezeichnet war. Ich halte es nicht für gewagt, darin einen Anklang an heidnische Sitte zu finden.

In zweiter Linie kommen die Petersberge in Betracht, denn Petrus trat, wie schon oben erwähnt wurde, vornehmlich an Donars Stelle. So wird auch unser Petersberg in Erfurt eine heilige Stätte gewesen sein, auf der, wenn auch nicht schon von König Dagobert, wie die Sage erzählt, aber wohl schon lange vor der Gründung des Peter-Pauls-Klosters im 11. Jahrhundert eine christliche Kapelle erbaut sein mag. An den Berg knüpft sich folgende merkwürdige Sage *). Der König in Frankreich hatte zwölf Studiosos, die wurden die

*) Falkenstein, Historie von Erfurt, S. 8.

deutschen Schüler genannt und hiessen alle Johannes. Die fuhren auf einer Glücksscheibe in der Welt herum, konnten also in 24 Stunden alles erfahren, was in der Welt passiert, und das berichteten sie dem Könige. Der Teufel aber liess alle Jahre einen davon herunterfallen und nahm ihn zum Zolle. Den letzten hiervon liess er auf den Petersberg fallen, der hiess zuvor Berbersberg. Der König war bekümmert, wo doch der letzte hingekommen wäre, und da er es erfuhr, dass es ein schöner Berg sei, liess er eine Kapelle bauen und nannte sie corporis Christi und setzte auch einen Einsiedler dahinein. — Aber in Erfurt mahnt noch mehr an das Heidentum. Ich erinnere an den Walperzug *), ursprünglich ein germanisches Frühlingsfest, bei dem die Erfurter vier Eichen in der Wagede (dem Steiger), trotzdem derselbe mainzisch war, fällen und sich daselbst erlustigen durften. Dieser Brauch wurde später mit der Zerstörung eines Raubschlosses, der Dienstburg auf der Kuhweide, in Verbindung gebracht. Ein solches hat dort nie gestanden, wohl aber befindet sich daselbst eine vorgeschichtliche Wallburg **). Ich verweise ferner auf die verschiedenen Faustsagen, den rothaarigen Riesen Polyphen, den heiligen Brunnen, über dem eine Kirche gebaut wurde u. s. w. Es würde zu weit führen, wenn wir alle diese Spuren näher verfolgen wollten. Weist der Name Petersberg und der rothaarige Riese auf Donar, so dürfen wir in der Glücksscheibe und in dem Mantel des Faust, auf dem er durch die Luft fliegt, den Mantel des Wodan und in den zwölf Studenten die zwölf Asen erkennen. Es darf uns nicht wundern, eine derartige Vermischung zu finden, geht doch das Wesen der einzelnen Gottheiten oft in einander über, und Wodans und Donars Kultus konnte allem Anschein nach, wie Grimm sagt, nebeneinander gepflogen werden. Dass Erfurt ehedem eine wichtige und berühmte heidnische Kultusstätte war, dürfen wir unter Hinweis auf die einleitenden allgemeinen Erörterungen auch daraus schliessen, dass Bonifatius den Ort als passend für ein Bistum dem Papst Zacharias empfahl. Es wird dafür gewiss nicht die Grösse des

---

*) Urkundlich seit 1310 nachweisbar.

**) S. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. Heft XVII.

Platzes, den er eine Stadt heidnischer Ackerbauer nennt, allein massgebend gewesen sein.

An dem westlichen Ende des Eichenwaldes der Wagede, in der wir einen dem Donar geweihten Hain vermuten können, liegt dicht bei dem Dorfe Möbisburg die „Burg", eine alte Umwallung, die durch den Fund einer Bronzefibel und zahlreicher Gefässscherben als vorgeschichtlich gekennzeichnet ist. Innerhalb der Befestigung steht die dem heiligen Dionysius geweihte Kirche, deren einer Teil wenigstens in ein hohes Alter hinaufzureichen scheint. Eine Menge von Sagen knüpfen sich an diese Stätte. Ein goldener Wagen und sonstige unermessliche Schätze sollen hier, von einem bösen Geiste bewacht, verborgen liegen. Als die Kirche gebaut wurde, liessen sich drei Männer von Jesuiten belehren, wie der Schatz gehoben werden müsste. Am bestimmten Tage und der bestimmten Stunde mittags 12 Uhr, als sie ungestört waren, schickten sie sich zur Beschwörung an. Da kamen wider ihren Willen und gegen das Verbot der Jesuiten die Weiber der zwei verheirateten Männer mit dem Mittagessen. Kaum waren diese zu ihren Männern getreten, als ein Mann im roten Kleide auf einem kleinen Wagen mit weissen Böcken bespannt, den rodischen Berg herab und auf sie zugefahren kam. Der rote Mann ergriff sie und drehte einem nach dem andern den Hals um. Zum Andenken daran sind an dem Gesims der Kirche unter dem Dache vier Köpfe ausgehauen, die jetzt noch zu sehen sind, wie Sie sich gelegentlich eines Besuches überzeugen können. Donar ist in dieser Sage unverkennbar, denn unsere Vorfahren stellten sich denselben als einen Mann mit einem roten Barte vor, auf einem Wagen mit zwei Böcken fahrend. Es finden sich hier auch noch zahlreiche andere Sagen, z. B. zeigt sich häufig der kopflose Reiter um Mitternacht, doch würde es zu weit führen, darauf näher einzugehen, so interessant dieselben auch sind.

Wir müssen noch einmal zum Kyffhäuser zurückkehren. An der nordwestlichen Ecke desselben über der Domäne Numburg erheben sich zwei nach Norden steil abfallende Gypsberge, die Schlossberge genannt, welche beide von vorgeschichtlichen Wallburgen gekrönt sind. Auf dem westlichen dieser Schlossberge, früher Petersberg geheissen, wurde in christlicher

Zeit eine Kapelle gebaut und dem heiligen Petrus geweiht. Erzbischof Werner von Mainz erzählt 1266, das umliegende Landvolk habe sich in monte St. Petri prope Kelbera, am Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus, an dem Kirchweihtage der dort liegenden Kirche, sehr zahlreich eingefunden, aber diese Zusammenkünfte dergestalt nach uraltem d. h. heidnischem Gebrauche gefeiert, dass er als geistlicher Oberhirte gezwungen gewesen, diese dort abgehaltene Festfeier zu verbieten. Der Sage nach lässt sich noch heute am Himmelfahrtstage, der ein Donnerstag ist, nicht nur eine gespenstische Schlüsseljungfrau dort oben sehen, sondern es reitet auch an diesem, angeblich stets mit Gewittern verbundenem Tage, ein hoher heiliger Mann auf einem Ziegenbock den Schlossberg zur wüsten Kirche hinauf *). Weiter ist zu bemerken, dass in der Nähe zahlreiche Grabhügel mit Bronzebeigaben liegen und dass am Nordfusse zwei Soolquellen entspringen. Solche Salzgegenden lagen aber nach dem Glauben der Germanen dem Himmel näher, und Gebete der Menschen wurden von den Göttern nirgends besser erhört wie hier, wie uns Tacitus **) bei der Schilderung des Kampfes der Hermunduren und Chatten um den Salzfluss — die Werra — erzählt. Somit kann es gar nicht zweifelhaft sein, dass dieser Schlossberg oder Petersberg eine germanische Kultusstätte und zwar des Donar war, zu der man schon in heidnischer Zeit an einem Donnerstage wallfahrtete. Der heilige Mann, der auf dem Bocke reitet, ist Donar, auf ihn weist noch die Kapelle des Petrus, der an des Gewittergottes Stelle trat; denn noch jetzt sagt das Volk, wenn es donnert, Petrus schiebt Kegel.

Wir haben oben den Kyffhäuser als Wodansberg bezeichnet und finden hier in seiner unmittelbaren Nähe auch einen Opferplatz des Donar. Die oben ausgesprochene Ansicht, dass man die Heiligtümer der beiden vornehmsten Götter gern nahe bei einander errichtete, wird dadurch aufs neue bestätigt.

Wie Wodan und Donar die erste Stelle unter den Göttern einnahmen, so Freia unter den Göttinnen. Sie ist Wodans Gemahlin, wie uns in der von Paulus Diaconus mitgeteilten

---

*) Heimath 1887, No. 39 Meyer.
**) Tacit. Annal. XIII. 57.

Stammsage der Langobarden bezeugt ist (hier Frea). Sie ist die Göttin der Liebe, Ehe und Fruchtbarkeit, die personifizierte Mutter Erde. In Thüringen und Hessen tritt sie unter anderem Namen auf, meist als Frau Holle, seltener, wie im Orlagau, als Frau Perchtha oder Bertha, in Norddeutschland endlich als Frau Erka oder Herke. In Hessen wohnt sie im Meissner, wo der Frau Hollenteich an sie mahnt, in Thüringen in dem sagenumwobenen Hörselberg, der später zum Venusberg wurde, wie sie selbst zur Venus, die edle Ritter, z. B. den Tannhäuser, an sich hinablockt. Alle sieben Jahre zeigt sie sich hier als das wisse wîbge, von hier aus hält sie in den zwölf heiligen Nächten ihren segnenden Umzug; als vornehmste Spinnerin beaufsichtigt sie die spinnenden Mägde. Auch am wütenden Heere nimmt sie teil, das im Hörselberge haust und dem der getreue Eckardt warnend voran schreitet. Da Holla auch als Todesgöttin gedacht wurde, eine Seite ihres Wesens, auf die wir gleich noch zurückkommen werden, so liessen spätere Sagen hier die Seelen der Verstorbenen im Fegefeuer schmachten. Es würde zu weit führen, alle hierher gehörigen Sagen und deren Beziehungen zur Holla anzuführen, zumal die meisten wohl bekannt sein dürften.

Wir wenden uns zum Frauenberge bei Sondershausen, in dem wir gleichfalls aus vielerlei Anzeichen eine Kultusstätte der höchsten Göttin finden, auch wenn ihr Name selbst hier nicht, wie beim Hörselberge, genannt wird. Das Plateau des majestätisch in das Wipperthal vorspringenden und eine herrliche Aussicht gewährenden Frauenberges trägt eine noch ziemlich wohlerhaltene germanische Wallburg von etwa 60 Morgen Flächeninhalt, die alte Jechaburg der Chronisten, die vom König Ludwig, einem Sohne Ludwigs des Deutschen, um 878 erbaut und 933 von den Ungarn zerstört sein soll. Vorgeschichtliche Gefässscherben, Tierknochen, Ascheschichten, Bronze- und Bernsteinsachen hat man hier gefunden. Innerhalb der Umwallung hat ferner, wie urkundlich festgestellt ist, eine unserer lieben Frau geweihte Kapelle gestanden, deren Erbauung etwa in das Jahr 1000 zu setzen ist. Sie war noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vorhanden. Bei einer im Jahre 1873 erfolgten Aufgrabung der Grundmauern wurden unter und neben denselben Ascheschichten mit Topf-

scherben und Tierknochen blossgelegt, die vielleicht von einer Opferstätte herrührten, auf der man die Kapelle errichtete. Auch eine alte Begräbnisstätte wurde bei einer früheren Nachgrabung daselbst aufgedeckt. Die Volkssage erzählt, hier oben sei ein heiliger Hain gewesen und in demselben das Bild einer Göttin, der Jecha. Zu ihr sei man fleissig gewallfahrtet und habe ihr reichliche Opfer an Wildpret und Geflügel gebracht. Am häufigsten sei das zur Zeit des Osterfestes geschehen, wo der lieben Frau, so nannte man sie, viel geopfert wurde. Nach Einführung des Christentums verschwand ihr Bild, und Bonifatius baute an seiner Stelle einen Tempel der Jungfrau Maria, zu der man nun, wie bisher, wallfahrtete. Noch jetzt ist der Frauenberg am dritten Ostertag der Versammlungsort der Umwohner, obwohl in der letzten Zeit die Sitte mehr und mehr abnimmt. Auch Osterfeuer wurden früher dort gebrannt. Vom Frauenberge geht auch noch folgende schöne Sage, die in poetischer Form also lautet:

Tief unten im Frauenberge
Da liegt ein dunkler See,
Drauf ziehet seine Kreise
Ein Schwan, so weiss wie Schnee.

Er hält in seinem Schnabel
Ein golden Ringelein,
Die Wellen geh'n so leise,
Es blitzt der Widerschein.

Und wenn aus seinem Schnabel
Der Ring ins Wasser fällt,
Dann stürzt der Berg zusammen,
Mit ihm die ganze Welt.

Von Wasserfluten erfüllte Berge giebt es in Thüringen noch mehrere, so der Kyffhäuser, der Singerberg, der Hörselberg. Die Wasserflut bedeutet die Unterwelt. Nach dem Glauben unserer Vorfahren wurden die in der Schlacht gefallenen Helden durch die Walkyrien, die Schlachtjungfrauen, zu Wodan nach Wallhall geleitet, wo sie als Einherier unter Kämpfen, Schmausen und Zechen ein seliges Leben mit den Göttern führten. Die anderen aber, die durch Krankheit dem Strohtod verfallen waren, kamen in die Unterwelt, die man

sich vorzugsweise, wie ja der Name besagt, unter der Erde, im Schosse der Flut und der hohlen Berge dachte. Analoges findet sich in der griechisch-römischen Mythologie. Hier in der Unterwelt herrscht die Todesgöttin, die Hel oder Hellia, daher die Hellwege und die Hölle, die jedoch unseren Altvorderen noch nicht ein Ort der Qual war. Wie in das Wasser alles Leben zurückkehrt, so kommt aber auch daraus alles Leben. Die Kinder werden ja aus dem Brunnen geholt, aus dem Hollen-Teich; der Adebar, der Storch, bringt sie, an dessen Stelle in einzelnen Sagen auf Rügen auch der Schwan tritt. So ist die Göttin der Unterwelt ursprünglich nicht bloss eine Göttin des Todes, sondern auch des Lebens, und aus ihr sind wohl in letzter Linie alle die Göttinnen hervorgegangen, die wir später unter verschiedenen Namen als Freia, Holla, Bertha, Herka u. s. w. antreffen und in denen wir nur einzelne Seiten und Erscheinungen dargestellt sehen, die zusammen einst ausmachten das Wesen der geheimnisvoll wirkenden Erdgöttin, der grossen Lebensmutter, die Segen und Fruchtbarkeit spendend, selbst als Todesgöttin nicht verderblich wirkt und nichts Furchtbares hat, indem sie die Seelen der Verstorbenen in ihren mütterlichen Schoss zurücknimmt *). In unserer Sage ist in dem Schwan, dem Schicksalsvogel, diese Göttin personificiert. Auf die Freia weist die Kapelle der Jungfrau Maria, die vornehmlich an ihre Stelle trat, und in den Wallfahrten und Zusammenkünften erkennen wir die letzten Spuren eines der grossen heidnischen Feste. Darauf deutet auch das Brennen des Osterfeuers hin.

Diese Festfeuer, die auch zu andern Zeiten entzündet werden, z. B. Johanni, wo die Sonne am höchsten steht, haben zumeist Bezug auf die siegreiche Kraft des leuchtenden Tagesgestirnes. Dass die Sonne von den Germanen verehrt wurde, berichtet uns schon Caesar und in den oben erwähnten Merseburger Zaubersprüchen lernen wir sie ebenfalls als besondere Gottheit kennen, denn es heisst:

„Da besprach ihn Sinthgunt und Sonne ihre Schwester". Über ihren Kultus und dessen Stätten giebt es indessen nur spärliche Andeutungen. Erwähnung verdient in dieser Beziehung der Sonnenberg bei Sulza. Derselbe zeigt noch Reste

*) Simrock, Mythologie.

einer alten Umwallung und ist der Fundort von vorgeschichtlichen Gefässen und Steinwerkzeugen. Die Sage geht, dort habe zur Heidenzeit ein Sonnendienst stattgefunden und eine gewisse Bestätigung darf man in einem weiteren höchst merkwürdigen Funde erkennen, der leider verloren gegangen ist. Es war eine runde, gelbliche Steinscheibe, durchbohrt, von der Grösse eines Tellers, auf der in rohen Umrissen das Bild der Sonne, des Mondes und mehrer Sterne eingegraben war *). Einen Sonnenstein giebt es ferner noch im Kreise Worbis, derselbe trägt eine kleine, nur 16 m im Durchmesser haltende Umwallung, die Urbenschanze. Ob an diesem Punkte sowie an anderen Sonnenbergen sich Beziehungen zum Sonnenkultus finden, ist mir nicht bekannt.

Wir haben nun noch eine Anzahl Stätten zu besuchen, die, obwohl sie als heilige anzusehen sind, Beziehungen zu bestimmten Gottheiten weniger deutlich erkennen lassen. Wir verweilen noch im Ilmthale, das überhaupt reich an merkwürdigen Örtlichkeiten der Vorzeit ist, und wandern vom Sonnenberg flussaufwärts bis Mellingen. Hier liegt an dem Zusammenfluss der Magdel und der Ilm auf einem vorspringenden Bergrücken, das lange Loh genannt, die Heinrichsburg oder wie sie im Volksmunde heisst, die Himmelsburg, ein Schlackenwall von ganz ähnlicher Beschaffenheit wie die oben beschriebene Martinskirche. Urnen und Topfscherben vorgeschichtlichen Ursprungs sind auch hier gefunden; der höchste Punkt innerhalb der Umwallung scheint ein Hünengrab zu sein. Die Sage erzählt, hier habe früher ein Schloss gestanden und von diesem soll nach einem anderen Schlosse in Mellingen, (etwa eine halbe Stunde Wegs), das dem Bruder des Ritters gehörte, eine gewaltige Brücke durch die Luft geführt haben. Weiter ist zu bemerken, dass der Graben vor dem östlichen Walle der Kugelleich heisst, weil hier die Ritter, wie mir ein alter Bauer erzählte, Kegel geschoben hätten. Bei der gewaltigen Brücke denkt wohl jeder sogleich an die Brücke Bifröst, die den Himmel mit der Erde verbindet, den Regenbogen, auf dem die Asen jeden Tag zum Urdsbrunnen zum Gericht reiten. Der Regenbogen heisst im Volke der Himmelring, auf ihm

*) Zweiter Jahresbericht des Thür.-Sächs. Vereins etc.

steigen die Toten zum Himmel und die Engel zur Erde nieder. Da wo er die Erde berührt, lassen sie ein goldenes Schlüsselchen fallen, welches der bekannten Blume den Namen giebt. Der Wächter der Brücke gegen die Riesen aber ist Heimdall, der ein Horn führt; seine Götterwohnung steht ihr zunächst und heisst, wie wir in der Edda lesen, Himmelsburg:

„Himinbejörg ist die achte, wo Heimdell soll
Der Weihestatt walten.
Da trinkt der Wächter der Götter in wonnigem Hause
Selig den süssen Meth."

Sein Symbol ist der Regenbogen. Übrigens sitzt auch nach dem neueren Volksglauben ein Engel oben an der Himmelsbrücke, dem Regenbogen, der mit seiner Posaune zum jüngsten Gericht ruft.

Eine heilige Stätte haben wir in unserer Himmelsburg jedenfalls vor uns, obwohl wir es nicht wagen wollen, sie auf Heimdall, der von allen deutschen Göttern, wie Simrock sagt, am schwierigsten zu fassen ist, zu deuten. Es sei hier im allgemeinen bemerkt, dass die prächtigen Schlösser, von denen fast immer die Sage an solchen Örtlichkeiten erzählt, auf Asgard, die glänzende Wohnung der Götter, zu beziehen sind und dass das Spiel mit Kegeln und Kugeln, die meist als goldene bezeichnet werden, eine Lieblingsbeschäftigung der Götter ist; denn diese goldenen Kegel und Kugeln sind wohl nichts anderes als die goldenen Scheiben, welche die Götter nach der Erneuerung der Welt auf dem Idafelde wieder finden.

Einen Himmelsberg giebt es in Thüringen noch bei Etzleben unweit der Schmücke, auf dem Gräber aus der Bronzezeit gefunden wurden, und auch der Questenberg, über den wir noch sprechen werden, soll früher Himmelsberg geheissen haben. Im Leben des hl. Gallus *) lesen wir, dass die Teufel in der Wildnis vom Himilinberc herab mit Geschrei fragen, ob Gallus noch da wäre. Solcher Himmelsberge wird es wohl noch mehr geben und sie dürften alle Beziehungen zum alten Kultus haben. Wir nennen im Anschluss hieran den heiligen Berg bei Gross-Furra auf der Hainleite. Derselbe ist umwallt und der Fundort vorgeschichtlicher Scherben. Das Land ge-

*) S. 16.

hört auch heute noch der Kirche, die dem Bonifatius geweiht, also wohl sehr alt ist.

Wir wenden uns nunmehr zu einer Stätte, die nicht bloss in der Sage, sondern auch in der Geschichte Thüringens mehrfach eine Rolle spielt, der Tretenburg, auch Treteburc, Trecheberg in den alten Chroniken genannt. Unweit des Zusammenflusses der Gera und Unstrut bei Gebesee erhebt sich mitten im sumpfigen Riethe ein flacher Hügel, der noch Spuren eines Querwalles zeigt. Auf der westlichen Spitze der Erhebung hat eine, wie Letzner in der Hist. Bonifatii berichtet, von Bonifatius im Jahre 731 erbaute und dem h. Johannes geweihte Kapelle gestanden, deren Fundamente vor einer Reihe von Jahren aufgedeckt wurden. Vorgeschichtliche Topfscherben finden sich auf dem ganzen Hügel zerstreut vor, von anderen Altsachen ist mir nichts bekannt. Von der Tretenburg erzählt die Sage, dass jeden Sonntag Mittag zwei Prinzessinnen hier spazieren gehen, nach Anderen zeigt sich allnächtlich ein Burgfräulein mit einem Bunde goldener Schlüssel; die Bewohner der früher hier befindlichen Burg sollen mit goldenen Kugeln gespielt haben u. s. w. Sagenhaft ist wohl auch folgender Bericht aus der Legenda Bonifatii: „Der Bischoff Bonifatius versammelt sich stark mit viel Volk und zog mit grosser Heereskraft ins Land zu Döringen. Do die Döringer das vernommen, erschracken sie sehr, und hatten sich ihres Lebens erwogen und flohen alle zusammen und Weib auf einen Bruch bey der Unstrut, an einen Wahl, das heisst Trettenburg, da meynten sie uffen zu bleiben, todt oder lebendig.“. Bonifatius rückt nun mit seinem Heere vor die Tretenburg, unterhandelt mit den Thüringern und sucht sie zur Annahme des Christentums zu bewegen. Diese erklären sich dazu bereit, wenn er sie von dem Zehnten an die Ungarn befreien wolle. Bonifatius verspricht dies und liefert bald darauf in Gemeinschaft mit den Thüringern den Ungarn eine blutige, aber siegreiche Schlacht auf dem Unstrutriethe bei Nägelstedt. In der Geschichte tritt die Tretenburg zuerst 1073 auf. In diesem Jahre empörten sich die Sachsen gegen Kaiser Heinrich IV. und schickten Gesandte zu den Thüringern, um sie zum Beistande für die Erhaltung der bedrohten Freiheit aufzurufen. Die thüringischen Stände setzten deshalb einen allgemeinen Landtag auf der

Tretenburg an, wo die sächsische Botschaft in gemeiner Versammlung gehört, mit allen Freuden angenommen und eine Vereinigung mit den Sachsen beschlossen wurde. Noch einmal fand hier eine grosse Versammlung statt, als 1123 der Erzbischof Albrecht von Mainz den Zehnten von allen Früchten des Thüringer Landes erzwingen wollte. Dagegen lehnten sich die Thüringer einmütig auf. Von allen Orten strömten sie nach der Tretenburg, so dass ihrer 20000 zusammen waren. Dann rückten sie vor Erfurt und belagerten den Erzbischof, der, um Frieden zu haben, von seinem Plane abstehen musste. Die Tretenburg war ferner der Sitz des höchsten Landgerichts von Thüringen; später wurde dasselbe nach Mittelhausen bei Erfurt verlegt. Noch im Jahre 1089 hält Kaiser Heinrich ein Gericht auf dem collis Trecheberg ab. Wir haben also einen uralten Versammlungsort, die höchste Dingstätte und, wie die christliche Kapelle beweist, einen Opferplatz an einer Stelle und das lässt fast annehmen, dass hier eine Art von National-Heiligtum der alten Thüringer gewesen ist. Auch hier erscheint Bonifatius, wie oben auf dem Bonifatiusberge bei Harras, als Stellvertreter einer heidnischen Gottheit, welcher aber, lässt sich nicht erkennen.

Etwa eine Stunde östlich des soeben erwähnten Bonifatiusberges liegt auf der Schmücke bei Burgwenden, da wo der Höhenzug den Namen Finne annimmt, eine andere Kultusstätte, die Monraburg. Die Monraburg mit der damit verbundenen Wendenburg gehört mit zu den grössten und am besten erhaltenen Wallburgen in Thüringen, denn die Schanzen schliessen einen Raum von etwa 120 Morgen ein. Neben mancherlei Altsachen, die auf eine frühe Vorzeit hinweisen, sind hier auch drei römische Kaisermünzen aus dem 2. und 3. Jahrhundert gefunden worden. Uns interessiert besonders, dass hier eine Kapelle mit Glocken gestanden hat, die noch im 16. Jahrhundert vorhanden war und deren Klausner vom Beichlinger Schlosse ihre Kost erhielten. Bis zur Reformation wurde daselbst am Osterdienstag Ablass erteilt, zu dem die Grafen von Beichlingen und nachher die Herren von Werthern mehrere bewaffnete Leute stellen mussten, um Unfug zu verhüten. Man darf daraus schliessen, dass die frommen Wallfahrer dort nicht

bloss gebeichtet haben. Welchem Heiligen die kleine Kirche geweiht war, ist leider nicht festzustellen, auch von Sagen habe ich nichts erfahren können. Dagegen ist noch zu erwähnen, dass an der Monraburg früher ein Zoll erhoben wurde, weil hier ein Weg durch das Gebirge führte. Klemm in seinem Handbuche der germanischen Altertumskunde sagt in dieser Beziehung: „Überhaupt scheint in der Nähe solcher heiliger Orte ein lebhafter Verkehr stattgefunden zu haben. Das mit dem Dienste beschäftigte Personal hatte dort seine Wohnung, die dorthin kommenden Opfernden brauchten Herberge, es mussten Wege dorthin entstehen und der sich gestaltende Verkehr auch zu weltlichen Zwecken benutzt werden.“ So wird es wohl auch hier gewesen sein.

Aber noch ein anderer Weg als die grosse Verkehrsstrasse verdient unsere Beachtung. Sowohl nach der Wendenburg als nach der Monraburg führt ein „Diebessteig“ herauf. Solcher Diebessteige giebt es auf der Finne noch mehrere. Es sind uralte, nur wenigen bekannte und meist nur von Förstern benutzte schmale Fusspfade, die über das Gebirge führen und merkwürdigerweise da, wo sie den Kamm überschreiten, durch einen kleinen Erdwall gesperrt sind. Ich will dazu eine Stelle aus „Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen“ anführen. Es heisst da: „Zu dem Berge (nämlich dem Frau Harkenberge, Harke oder Herke entspricht unserer thüringischen Holla) hinan ziehen zwei schmale Thäler, der grosse und kleine Dêvesstieg genannt. Ist das etwa der Tîvessteig, ein Weg des Ziu oder Tiu und stand dieser Gott in Beziehung zu Frau Harke?“ Es liegt nahe, die Frage aufzuwerfen, ob auch unsere Diebessteige als Wege des Tiu zu deuten seien. Bemerkenswert ist dabei, dass der Ablass an einem Dienstag, dem heiligen Tage des Ziu, erteilt wurde. Endlich will ich noch anführen, dass in der Nähe der Monraburg eine ganze Anzahl sehr alter Ortschaften liegen, dass das in der Nähe befindliche Gross-Monra früher Sitz eines Erzpriesters war und dass die Peter-Paulskirche daselbst von Bonifatius gegründet sein soll. Halten wir alles zusammen, so werden wir an der Bedeutung der Monraburg als heilige Stätte kaum zweifeln können.

Der Ort, zu dem ich Sie nun führe, ist dem Namen nach Ihnen gewiss bekannt, der Questenberg am Fusse des Süd-

harzes, nördlich der Station Bennungen. Auch dieser Berg, der Sage nach früher Himmelsberg, urkundlich auch das Reckeveld genannt *), zeigt eine prähistorische Umwallung und ist die Fundstätte von Gefässresten und Tierknochen. Alljährlich wird hier am dritten Pfingsttage seit alters her ein eigentümliches Fest gefeiert. Die Gemeinde Questenberg hat nämlich das Recht, jährlich aus dem Gräflich Stollberg-Rossla'schen Walde Rückfeld einen Eichbaum auszusuchen und zu fällen **). Dieser muss von sechzehn Burschen auf Tragbäumen und mittels Stützen, die ebenfalls in Rückfelde zu hauen sind, nach dem Questenberge getragen werden. Daselbst wird er seiner Rinde entkleidet und mit einem wagenradgrossen Kranze und einer Spitzquaste und zwei Seitenquasten geschmückt. Kranz und Quasten bestehen aus Birkenreisig. Der so geschmückte Baum heisst die Queste. Sie wird am Vormittage (früher vor Sonnenaufgang) des dritten Pfingsttages aufgerichtet nach einem voraufgegangenen Gottesdienste, von dem die Burschen, versehen mit Ober- und Untergewehr, unter Musik und Trommelschlag hinauf auf den Questenberg ziehen. Nach Aufrichtung der Queste geben die ältesten drei Burschen drei Schüsse durch das grosse Kranzrad ab. Am Nachmittage wird unten im Dorfe getanzt und das Questenbier getrunken, welches aus dem Erlös der Tragbäume und Stützen geschafft wird. Es muss ferner vor Sonnenaufgang ein Mann aus Rotha, früher der letzte Hochzeiter, dem Questenberger Pfarrer die althergebrachte Abgabe des Dorfes, vier Käse und ein Brot, bringen. Geschieht dies nicht in alter Weise und zur rechten Zeit, so dürfen die Questenberger das beste Stück Rindvieh aus der Rothaer Herde nehmen. Der Sage nach soll das Fest gestiftet sein im Jahre 1300 von dem Ritter der Questenburg aus Freude darüber, das sein Töchterchen, das sich im Walde verlaufen hatte, von den Bauern gefunden und ihm wiedergebracht wurde.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, dass das Questenfest ein aus dem germanischen Heidentum stammendes Frühlingsfest ist, in dem der Sieg der schönen Jahreszeit über den

---

*) Heimat 1887 No. 19, Meyer: Der Questenberg.

**) Heutzutage wird nur ein neuer geholt, wenn der alte umfällt.

Winter gefeiert wurde. Die mit dem radförmigen Kranze, dem Symbol der Sonne, geschmückte Queste ist nichts anderes als der Maibaum, wie er in manchen Gegenden in dieser oder jener Form im Frühling oder auch im Mitsommer errichtet wird. In dem Maibaum aber sieht Mannhardt *) den Geist des Frühlings oder des Sommers, die personifizierte schöne Jahreszeit als Dämon der Vegetation in Baumgestalt aufgefasst. In dem Hreckafeld will man **) das Feld der Herka, unserer Holla, der segenspendenden Erdgöttin erkennen, in der Gabe von Brot und Käse die Erinnerungen an ein ihr gespendetes Opfer; auf sie weist auch die der Maria geweihte Kapelle im Thale und der Kunkelstein, der früher vor der Rolandssäule im Dorfe Questenburg lag.

Noch an mehreren Orten erinnern festliche Zusammenkünfte an das Frühlingsfest. Nach der Wöbelsburg bei Hainrode strömen noch heute die Umwohner am Himmelfahrtstage zusammen und auf der tief im lieblichen Helbethal versteckten Helbeburg versammelte man sich an demselben Tage noch bis vor wenigen Jahren. Beide Stätten sind vorgeschichtliche Wallburgen und von Sagen umwoben. Näher eingehen wollen wir nur auf eine dritte derartige Örtlichkeit, die Hasenburg bei Hainrode. Schroff und unvermittelt steigt der von vorgeschichtlichen Wällen umgebene Berg aus der Ebene auf. Reich sind die Funde, die, zum Teil aus Gräbern stammend, hier oben gemacht sind. Fast alle Kulturperioden sind vertreten. Gegenstände von Stein, Bronze, Eisen, Knochen, Silber, Gold, Bernstein, Thon und Glas hat der Boden geliefert und birgt deren wahrscheinlich noch mehr. Die Sage erzählt von unermesslichen Schätzen, die in der Bergestiefe verborgen sind, von geheimnisvollen Rittern, die sich hier sehen lassen und in den Felsenspalten wieder verschwinden. Auch nach der Hasenburg ziehen die Bewohner der umliegenden Dörfer am Himmelfahrtstage, um den Tag fröhlich zu verbringen. Ausserdem wurde früher hier das Osterfeuer gebrannt. Bemerkenswert ist aber besonders noch der Name. Mit dem Tiere, das uns den geschätzten Braten liefert, hat die Bezeich-

*) Der Baumkultus der Germanen.
**) Heimat 1887, 19.

nung Hasenburg *) nichts gemein. Bei Lambert von Hersfeld (1073) heisst der Ort noch Asaberg, abzuleiten von âs, altsächsisch ôs = Gott **), die Asenburg ist also die Götterburg, ist eine heilige Stätte, worauf die übrigen Verhältnisse gleichfalls hinweisen.

Ebenso wie die Hasenburg sind auch die Ochsenburgen und Ochsenberge, so verschieden die Namen auch zunächst klingen, als Götterberge zu deuten. Es sind ursprünglich Ôsenberge; als das Volk nicht mehr wusste, wer die Ôsen oder Âsen waren, wurden daraus Ossenberge, hochdeutsch Ochsenberge. Ich will Ihnen solche Orte anführen. Am westlichen Abhange des Kyffhäusers liegt die Ochsenburg, deren Oberfläche bedeckt ist mit vorgeschichtlichen Topfscherben. Das Volk erzählt, dass hier die Heiden geopfert hätten. In einem Waldthale der hohen Schrecke bei Heldrungen liegen tief versteckt die Wälle der Teufelsburg. Dicht dabei befindet sich der Ochsenberg, eine reiche Fundstätte von Steinaltertümern. Auf die Sachsenburg führt ein Ochsenstieg, auf dem die Opfertiere auf den Berg getrieben sein sollen. Einen Ossberg giebt es bei Heiligenstadt. In einem Mossberg, nach Simrock ***) gleich Ossberg, soll aber Hakelbärend, der wilde Jäger, begraben liegen, dessen Grab jedoch niemand finden kann. Vielleicht können wir sogar den Hörselberg hier noch anführen, denn bei Agricola †) wird er Hoselberg genannt. Oselberge aber sind noch sonst bezeugt und werden von Simrock ††) für Osenberge gehalten. Von ausserhalb Thüringens gelegenen und hierher gehörigen Örtlichkeiten will ich noch anführen die Ochsenburg im Solling, den Ossenberg in der Altmark, den Osenberg in Oldenburg und die Ossensteine, lauter Stätten, die mannichfache Beziehungen zum Heidentume haben.

*) Ein umwallter Hasenberg, der ebenfalls als Kultusstätte gedeutet, findet sich auch in Süddeutschland. Protokolle d. Gen.-Vers. etc. in Sigmaringen 1891. S. 80.

**) Hochdeutsch ans. Zwischen regelmässigen hochdeutschen Formen mit ans und niederdeutschen mit os finden sich nicht wenige mit auffallendem, altnordisch aussehenden as. Ansbert, Asbert, Osbert — Ansulf, Asulf, Osulf u. s. w. (Foerstemann).

***) Mythologie, S. 201.

†) Auslegung deutscher Sprüchwörter, 361.

††) 387.

Zum Schlusse möchte ich noch auf ein wohl nicht zufälliges Vorkommnis und in Verbindung damit auf ein Volksfest hinweisen. Mit dem Worte Hain scheint ebenso wie mit Loh (ich erinnere an das lange Loh bei der Himmelsburg) der Begriff des Heiligen verknüpft zu sein. Nun liegen in Thüringen in der Nähe verschiedener Ortschaften, die Hain, Hainrode oder ähnlich heissen, vorgeschichtliche Wallburgen, die wenigstens zum Teil Beziehungen zum heidnischen Kultus haben. So befinden sich in geringer Entfernung von Hainrode im Eichsfelde die eben genannte Hasenburg, der Klei und die Matzenburg; unmittelbar über Hainrode an der Hainleite erhebt sich die oben erwähnte Wöbelsburg; dicht bei Hayna im Nessethal liegt die Burg und unweit davon das Schlösschen. Dr. Behla in seinem Buche über die Rundwälle im östlichen Deutschland führt ähnliche Beispiele an. Die Vermutung liegt nahe, dass hier überall heilige Haine gewesen sind, ebenso wie bei dem Dorfe Hayn östlich von Erfurt, im Volksmunde Hähniehen genannt. Hier wird im Frühjahr das Ramschelfest gefeiert. An einem Tage vor der Walpurgisnacht, „bevor die Hexen durch den Wald streifen und der Pflanze die Wunderkraft rauben", wird am frühen Morgen in einem Wäldchen, dem Hain, die Ramschel, eine Lauchart, gesucht, die ein die Krankheit der Tiere verhütendes Wunderkraut ist. Genaueres über die Gebräuche kann ich leider zur Zeit nicht mitteilen. Vermutlich reicht das Fest bis in die heidnische Zeit zurück.

Hiermit schliesse ich meine Aufzählung, denn ich fürchte Ihre Geduld und Aufmerksamkeit schon zu lange in Anspruch genommen zu haben. Freilich ist mein Thema bei weitem noch nicht erschöpft, aber auch aus dem Wenigen, was ich Ihnen habe bieten können, werden Sie, wie ich glaube, die Überzeugung gewonnen haben, dass unser Thüringer Land noch reich ist an Schätzen aus der germanischen Vorzeit, sie müssen nur gehoben werden.

Zur Erinnerung

an

Gustav Freytag.

Vortrag,

gehalten in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

am 29. Mai 1895

von

H. Neubauer,
Schuldirektor a. D.

Am letzten April d. J. ist Gustav Freytag im 79. Jahre seines Lebens in Wiesbaden gestorben. Heiter und schmerzlos, wie sein Greisenalter, wie sein ganzes Leben, ist auch sein Tod gewesen; Gesundheit des Leibes und der Seele, die ihm in manchen Fährlichkeiten eines langen Lebens treu zur Seite gestanden, ist bis zum letzten Atemzuge seine Begleiterin gewesen. Ein glückliches Dichterleben liegt abgeschlossen vor uns, aber über seinen Wert für Mit- und Nachwelt sind die Akten noch nicht geschlossen. In mancher Hinsicht, in seiner anfangs bewegteren, dann immer ruhiger und heiterer werdenden Entwickelung, in Freytags Stellung zu einem deutschen Fürsten, vor allem in seiner dichterischen Vielseitigkeit dürfte es vielleicht mit dem Leben Goethes zusammengestellt werden; doch waren Zeit und Umstände verschieden. Goethe war der Mittelpunkt eines litterarisch gestimmten Zeitalters; sein Ansehen und seine Verehrung strahlte, als seine Schaffenskraft schon sehr abgenommen hatte, bis zu seinem Tode im hellsten Glanze und ging nach demselben in einen Heroenkultus über; Freytag hat es empfinden müssen, dass die Gunst seines Publikums ihm nicht mehr mit der alten Ausdauer und Begeisterung treu blieb, als er fortfuhr Dichter zu sein zu einer Zeit, wo das Ringen nach politischer Ausgestaltung und sozialer Neubildung des öffentlichen Lebens in immer wildere Bewegung geriet, in eine Bewegung, welche viel leichten, trüben Schaum an die Oberfläche getrieben, das Gewichtige und Gediegene aber mit ihren Wellen bedeckt hat. Freytags grösstes Werk, nicht nur dem Umfang, sondern dem Werte nach, die Ahnen, harrt noch seiner gerechten, vollen Würdigung. Aber der Unterschied in der Bedeutung Goethes und Freytags liegt nicht nur in Äusserlichkeiten; er liegt in den Personen selbst. Goethe war seiner ursprünglichen Anlage nach eine Künstlernatur; Freytag begann seine litterarische

Laufbahn als Publizist und Gelehrter; er setzte, was er auf den Gebieten der Publizistik und Gelehrsamkeit errungen, in dem Masze, wie seine geistige Entwickelung sich steigerte, in Poesie um, und diese Umschmelzung ist ihm so vollständig gelungen, seine poetische Darstellung ist so frei von den Schlacken nüchterner Forschung und rednerischer Absichtlichkeit, dass wir uns beim Lesen seiner poetischen Werke wohl der ihnen zu Grunde liegenden Prosaschriften erinnern, aber ohne in unserm ästhetischen Genuss dadurch gestört zu werden. Dies gilt besonders von dem Verhältnis seiner Bilder aus der deutschen Vergangenheit zu seinen Ahnen. So erspross unserm Schiller aus seiner fleissig zusammengetragenen Geschichte des 30jährigen Krieges die herrliche dunkle Blume des Wallenstein.

Aber auch den umgekehrten Gang hat Freytag verfolgt; aus vollster Praxis des Dramas heraus erschien, nachdem er die Valentine, den Graf Waldemar, die Fabier und die Journalisten geschaffen, seine Technik des Dramas. So könnten wir Freytag eher mit Lessing vergleichen, an dem wir es besonders hochschätzen, dass er, der scharf folgernde Logiker und fein zergliedernde Kritiker, seinen dramatischen Personen doch eine so plastische Abrundung, ein so volles Leben zu geben verstand; aber wie jedes Gleichnis hinkt, so auch dies; denn wenn Lessing die dramatische Lebendigkeit sich in hohem Masze angeeignet hatte, so fehlte ihm die epische Ruhe, welche Freytag zum Meister des Romans in Deutschland gemacht hat, und wenn Lessing in ausgezeichnetem Masze witzig war, so besasz Freytag jenen Humor, welcher alle seine Werke wie mit würzigem Dufte durchzieht und ihn uns als einen der gemütvollsten deutschen Schriftsteller erscheinen lässt.

Gustav Freytag wurde am 13. Juli 1816 in Kreuzburg geboren, jenem kleinen Orte an der Grenze des Deutschtums und der Polenwirtschaft, dessen Leben er so manche Züge entlehnt und in verklärter Gestalt seinen Schilderungen einverleibt hat; am deutlichsten sehen wir sie wohl im letzten Bande der Ahnen, welcher betitelt ist: „Aus einer kleinen Stadt", abgebildet. Denn hierin zeigte Freytag sich immer als echter Realist, dass er den Schauplatz seiner Ereignisse nicht in ein Wolkenkukuksheim verlegte, sondern an wirklich vorhandene Örtlichkeiten anlehnte; aus der scharfen Zeichnung derselben

und aus ihrer innigen Verbindung mit den dargestellten Ereignissen erblühte ihm das Lokalkolorit, welches seinen Romanen einen unvergänglichen Reiz verleiht, und dass er dazu die Orte erwählte, welche für sein eigenes Leben von Bedeutung waren, zeigt ihn uns als den Mann von Heimatsgefühl und Vaterlandsliebe, der hierin, wie in der Darstellung der schönsten Eigenschaften des deutschen Volkes, unserm nationalen Empfinden so wohlthut. So stellte er in Soll und Haben Breslau dar, wo er studierte und sich als Universitätslehrer niederliess, Leipzig, wo er demnächst seine schriftstellerische Thätigkeit im weitesten Umfange entfaltete, in der verlorenen Handschrift, Thüringen mit seinem Waldgebirge und seinen lachenden Auen, in denen er sich bald darauf neben der Residenz eines Fürsten und ganz in unserer Nähe ein so freundliches, friedliches Heim gründete, in seinen Ahnen. Aber dieser gesunde, herzerquickende Realismus weiss die durch die poetische Fiktion ihm gesetzte Schranke immer genau zu beobachten; nie werden wir in Breslau die Stelle genau ermitteln können, wo Itzig Veitel seinen schauerlichen, unfreiwilligen Selbstmord beging, nie auf dem Rennstieg den Punkt feststellen können, wo Ingo dem Wächter des Herrn Auswald erschien, oder wo Immo mit seinem Bruder Odo den Sprung um die Mühlburg in die grausige Tiefe that, oder wo er den Graben der Stadt Erfurt durchritt, um die Hildegard zu entführen, wo der Mönch Gottfried die aus der Gefangenschaft gelösten Kinder vor der Wut der nachsetzenden Sorben zur Nachtzeit auf der Höhe über dem Thal der Rinne barg, oder wo der fehdelustige Filzhutmacher Hummel an den Thoren Leipzigs — nach dem Rosenthale zu — den zarter besaiteten Strohhutmacher Hahn mit Hilfe seiner Hunde Bräuhahn und Speihahn in täglichen Neckereien herausforderte. Die frei waltende Erfindung des schaffenden Dichters lässt die Örtlichkeit, mag sie uns auch noch so bekannt erscheinen, immer in einem schwankenden Lichte flimmern, und die poetische Freiheit bleibt neben der schärfsten lokalen Färbung unangetastet bestehen. Einem ernsteren Zwecke hat diese Zurückhaltung des Dichters dienen müssen, als es sich darum handelte, das Laster auf dem Fürstensitz zu zeichnen. Denn wie hätte Freytag es wagen können, den Wohnort des Fürsten, welcher die Professorsfrau Ilse mit

verbrecherischen Absichten verfolgt, oder den in der Valentine dargestellten sittenlosen Hof deutbar zu bezeichnen? War es nicht Kühnheit genug, als Freund eines deutschen Fürsten fürstliche Sünden und Schwächen mit einem poetischen Strafgericht heimzusuchen, ohne, wie einst Lessing, den Schauplatz der Handlung nach Italien zu verlegen?

Wenn ich von der Vielseitigkeit Freytag's gesprochen habe, so muss ich die lyrische Dichtung davon ausnehmen; denn was sich von Gedichten im ersten Bande der von ihm selbst besorgten 22bändigen Ausgabe seiner Werke befindet, darf im ganzen als unerheblich bezeichnet werden. Sie sind sinnvoll, aber schwerfällig in ihrem rhythmischen Gange und zeigen entweder eine epische Breite oder eine dramatische Bewegtheit. Er selbst bekennt, kein lyrischer Dichter zu sein, und spricht sich nur für die poetische Erzählung, für welche er sich den Nibelungenvers zurecht gemacht hatte, einige Begabung zu. Von den innigen und sinnigen Liedern seines sonst von ihm verehrten Lehrers Hoffmann von Fallersleben spricht er mit einiger Geringschätzung. In seiner Seele wogten schwerere Kämpfe als die, welche das Herz des Lyrikers für gewöhnlich bewegen; es waren die Sorgen um das allgemeine Interesse und das Wohl des Vaterlandes. Ja, wenn wir zwei Dramen, das unbedeutende und unvollendete „der Gelehrte" und das allerdings grossartig schöne „die Fabier" ausnehmen, so spielt der Vers überhaupt keine Rolle in seinen Werken. Und doch hat es seit Goethes Tode vielleicht keinen grösseren deutschen Dichter gegeben als ihn. Denn wer hat so wie er lebenswarme und hochpoetische Gestalten aus dem innersten Wesen seines Volkes an das Licht treten lassen und doch zugleich mit frei waltender Phantasie erschaffen, wer hat wie er seinen Lesern die reine Freude an dem zum Schönen verklärten Guten bereitet, sie mit sich fortgerissen in die reinigende Sphäre der edelsten Begeisterung? Aber diese konnte seiner Meinung nach nur an der grossen Dichtung entzündet werden, und so wandte er sich frühzeitig dem Drama zu, nicht wie jeder Dichter und Dichterling sein Jugenddrama schreibt, um es als kostbare Reliquie seiner Entwickelung aufzubewahren, sondern mit Eifer und Studium, mit sorgfältiger Berücksichtigung der praktischen Erfordernisse des Theaters; denn er begriff bald, dass

in dieser höchsten Dichtungsart es mit blosser dichterischer Begeisterung am wenigsten gethan ist, dass mit der poetischen Inspiration sich die nüchternste Berechnung verbinden muss, um nicht nur den theatralischen Erfolg, sondern die dichterische Vollendung des Werkes selbst zu sichern. Schon seine Doktordissertation, sowie seine Habilitationsschrift behandelten dramatische Vorwürfe, jene die Anfänge der dramatischen Poesie in Deutschland, diese die Komödien der Nonne Roswitha. Von seinem ersten Drama, die Brautfahrt (nämlich Maximilians I.) oder Kunz von Rosen (dessen Narr) spricht er mit grosser Bescheidenheit, und doch wurde es auf der Berliner Hofbühne, wie in andern Residenzen und grossen Städten mit Beifall aufgeführt, und wenn es nachher zurückgelegt worden ist, so mögen wohl äussere Rücksichten mehr als der Wert des Stückes daran schuld gewesen sein. Denn es packt den Leser gewaltig, und es besitzt die Haupterfordernisse des Dramas, eine bedeutende, spannende, glatt und nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit verlaufende, breit angelegte und sich immer mehr zuspitzende Handlung und anziehende Charaktere. Besonders Max von Habsburg und Maria von Burgund sind ein holdes Paar, vielleicht zu gut für das ernste Drama, während der Bösewicht nur in Nebenrollen vertreten ist. War dies ein Fehler, so hat Freytag ihn in seinen folgenden, der modernen höheren Gesellschaft entnommenen Dramen, der Valentine und dem Graf Waldemar, gut zu machen gesucht; denn Georg, der Held des ersteren Stückes, ist ein verschollener Thunichtgut, ehe er als Kraftmensch auftritt; Waldemar ist, ehe er durch ein junges Mädchen aus dem Volke bekehrt wird, ein blasierter Wüstling. Der erstere dürfte etwas an den George der Geheimnisse von Paris von Eugène Sue erinnern, die damals gerade viel Aufsehen machten. Freytag erklärt den Waldemar, mehr aus bühnentechnischen als dichterischen Gründen, für das bessere Stück, scheint aber auch mit der Valentine nicht unzufrieden gewesen zu sein. In der That ist beiden Stücken derselbe Grundzug gemein: die Befreiung von der gesellschaftlichen Lüge und Unsittlichkeit, wie sie sich in den höheren und höchsten Volksschichten vorfand, durch freies Bekenntnis der eigenen Verschuldung und Rückkehr zur Wahrheit und Natur. Valentine trotzt um einer wahren und starken

Liebe willen dem Vorurteil jener Welt des hohlen Scheins und nimmt die Busse für ihre frühere Herrsch- und Gefallsucht freudig auf sich; Waldemar muss es mit bitterem Schmerze erfahren, dass die Liebe und Achtung eines einfachen Mädchens von wahrem Gefühl zu erlangen, dem hochstehenden Wollüstling schwerer fallen mag, als sich der Gunstbezeigungen vornehmer Abenteurerinnen zu erfreuen, bis durch eine gewaltige Reaktion seines besseren Menschen Sünde und Schuld wie Schlacken von ihm abfallen und der schön und gross angelegte Mensch in seiner ursprünglichen Reinheit wieder erstrahlt. Das ist der wohlthuende Idealismus unserer besten Dichter, den wir in diesen Stücken wiederfinden, der Idealismus, welcher den neuesten Dramatikern vielfach fehlt, und den sie sich aneignen müssen, wenn sie dereinst, wie unser Freytag jetzt, in die Dichterwalhalla unserer Nation aufgenommen werden wollen. Auch Freytag fehlt der Realismus nicht, den diese Dichter allein kennen; seine Figuren sind dem wirklichen Leben unserer Tage entnommen, mit den sittlichen Schwächen unserer Kultur behaftet; deshalb sind diese Stücke keine Buchdramen geblieben, sondern wirkliche Bühnendramen geworden; von einer Stätte, die wir einer gesunden Volksbildung immer mehr geweiht sehen möchten, können sie dem Volke zeigen, wie die höhere Lebensauffassung nicht unfruchtbar neben dem Leben stehen, sondern wirkungsvoll und umgestaltend aus der wirklichen Lebensbethätigung sich erheben muss. Diese Lebenswirklichkeit hat der Dichter durch die Mannigfaltigkeit seiner Figuren verstärkt, und den leidenden und kämpfenden Hauptfiguren hat er nicht versäumt jene ruhigen, in sich sicheren, edlen Gestalten gegenüberzustellen, die der Läuterung durch die Schuld nicht bedürfen, wie dem wilden Georg seinen Freund Müller, der irrenden Valentine die liebliche Prinzessin. Diese reinen, ruhigen Naturen, welche die leidenschaftvollen Kämpfe der Helden durch ihren Gegensatz nur um so schärfer hervortreten lassen, finden wir in den Tragödien eines Shakespeare, Goethe und Schiller, wie in den Charakterkomödien eines Molière, sie bilden eine Eigentümlichkeit des klassischen Dramas; einen ganz besonderen Zusatz aber hat Freytag seinen Dramen, wie allen seinen Werken durch den Humor gegeben. Worin der Humor besteht, ist leichter zu fühlen als zu er-

klären. Vielleicht kann man ihn mit einem unsichtbaren Fluidum vergleichen, welches der geistigen Atmosphäre, in der wir leben und uns bewegen, die zu starke Spannung mindert, wie ein Zusatz von Feuchtigkeit die Spannung der wirklichen Atmosphäre verringert, so dass wir leichter atmen und bei unserm Thun uns froher gestimmt fühlen. Wenn wir ihn ferner an eine gewisse wohlwollende Anteilnahme an dem Geschick anderer geknüpft denken, deren Ergänzung die grössere Sorglosigkeit um das eigene Schicksal ist, die sogar bis zu einer gutmütigen Selbstverspottung gehen kann, so werden wir Freytags Werke von Zügen dieser Gesinnung überall durchsetzt finden, und wenn wir als den Hauptvertreter einer früheren Erscheinungsstufe des deutschen Humors Jean Paul betrachten, so wird eine Vergleichung beider Schriftsteller uns vielleicht zeigen, dass der Humor seit jenem einst berühmten Humoristen ebenso viel an Männlichkeit und weitschauendem Blick gewonnen wie an Rührseligkeit und barockem Wesen verloren hat. Natürlich verträgt der Humor sich nicht mit einem hohen Grade der Leidenschaft; denn diese ist die befangenste, weil ganz in der Bejahung der eigenen Persönlichkeit aufgehende, jener die unbefangenste, weil am meisten vom Ich absehende Lebensanschauung; aber die Leidenschaft gebiert Thaten, während der Humor sich lieber in ruhiger Betrachtung ergeht. Deshalb hat auch Freytag seinen Humor zunächst mehr den Neben- als den Hauptpersonen seiner Stücke zugeteilt, dem Spitzbuben Benjamin in der Valentine, dem Diener Box im Waldemar. Da aber seine Helden nicht einseitige Personifikationen von Leidenschaften, sondern vielseitige, der Wirklichkeit nachgebildete Menschen sind, so ist auch ihr Wesen von Humor durchtränkt, und zwar tritt er hier in der höheren, bewussten Form, bei jenen in der niederen, unbewussten Form auf. Nur in seinem Jugendwerk, der Brautfahrt, hat Freytag den humoristischen Narren Kunz zu einer Hauptperson gemacht und dem jugendfrischen Max gleichberechtigt an die Seite gestellt. Er teilte dadurch das Interesse der Zuschauer, was er später selbst als Fehler anerkannt hat. Dass der Humor auch auf die Gestaltung der so höchst eigentümlichen Freytagschen Sprache eingewirkt hat, erscheint mir zweifellos; von ihm, wenn von irgend einem deutschen Schriftsteller, gilt das Buffonsche: Der Stil ist der ganze Mensch.

Wenn nun zarte Gemüter an den Derbheiten nnd vielleicht noch mehr an der moschusduftenden Stickluft dieser beiden Stücke Anstoss nehmen, so ist ihnen jeder Anstoss dieser Art in den Fabiern vollständig aus dem Wege geräumt. Freytag erscheint in diesem, in der Reife des Mannesalters geschriebenen Trauerspiel auf der Höhe seines dramatischen Schaffens. Da ist nicht mehr die beängstigende Schwüle kleiner und ungesunder Verhältnisse, sondern die freie, frische Lnft, ja der Sturmwind eines grossen, wenn auch weit zurückliegenden politischen Gemeinwesens, da ist nicht mehr die geistreich zugespitzte Sprache der Helden, die den Konventionalismus der vornehmen Gesellschaft auf seinem eigenen Gebiete schlagen und ad absurdum führen will, sondern das schlichte und doch so tiefsinnige Wort freier Männer, die ihr gutes altes oder neuerworbenes Recht zur Geltung bringen, aber auch gross und stark fühlen für das Wohl des Volkes; da sind keine künstlich gemachten, kleinlich angelegten und gross anfgebauschten Verhältnisse zu entwirren und auf ihr Nichts zurückzuführen, sondern reale Konflikte zu schlichten, wenn es sein muss, zu durchhauen. Aber was den grossen Dramatiker in der Verarbeitung jener ungesunden Verhältnisse anzeigte, tritt unter diesen günstigen Umständen um so glänzender hervor, die Entwickelung gross angelegter Charaktere innerhalb des Stückes selbst, die Schlag auf Schlag mit der von diesen Charakteren bedingten inneren Notwendigkeit sich abrollende Handlung, die wirknngsvolle Gruppierung der Gegensätze, von Freytag in seiner Technik des Dramas als das Gegenspiel bezeichnet, die Belebnng des theatralischen Schauplatzes durch ein passend verteiltes Personal von Nebenfiguren, von deren Denkungsweise die grosse Gesinnung der Hauptpersonen sich um so heller abhebt, endlich der grosse Zug tüchtiger Gesinnung, der das Ganze durchweht. Der doppelte Schlachtruf: Hie Patrizier, Hie Plebejer! durchzieht das Stück; er ist in seiner ersten Hälfte dem altberühmten und altverdienten Geschlechte der Fabier, in seiner andern dem auf seinem Bauerngut neben den Hufen der Fabier knorrig empor gediehenen Stamme der Icilier in den Mund gelegt. Der Konsul Fabius verschmilzt in seiner Person das Wohl und das Recht des römischen Staates mit dem des Geschlechtes, dessen Haupt er ist; da sich plötzlich

ein klaffender Riss zwischen den Interessen des einen und des anderen vor ihm aufthut, wählt er den Tod für das Vaterland; er thut es ohne Zögern, aber auch ohne Freude, mit der ganzen Herbigkeit und dem Starrsinn eines Adligen, der den Überlieferungen seines Hauses nichts vergiebt. Der nächste Erbe seiner Gesinnung ist sein ältester Sohn Marcus; er muss die tragische Verschuldung auf sich nehmen, indem er den von seinem Bruder Sextus verfehlten Stoss auf den neidischen und boshaften Volkstribun Sicanius um so sicherer führt; es ist die aus jäher Übereilung hervorgegangene, rasche That, die doch in dem allzu hochmütigen Benehmen der Geschlechtsgenossen schon vorgebildet lag. In dem jähzornigen Numerius, dem jovialen Lucius, dem zarten, aber kampflustigen Quintus, der im letzten Augenblick vor dem Untergange des ganzen übrigen Geschlechtes gerettet wird, spiegeln sich die verschiedenen Züge dieses letzteren wie in den Bildern einer Familiengallerie. Aber der grosse poetische Kampf sollte nicht bloss durch die Hekatombe der Fabier gesühnt werden; er verlangte auch noch sein besonderes Opfer. Fabia, die Tochter des Konsuls, ist auf dem Lande in täglichem Verkehr mit dem jungen Icilius aufgewachsen; die Jugendgespielen und Nachbarskinder sollen nun Feinde sein, weil ihre Eltern es sind; aber ihre Liebe bricht nur um so ungestümer dieser grausamen Forderung gegenüber hervor. Doch auch sie zeigen sich als Römer; ohne schwächlich auf ihr besonderes Recht zu verzichten, opfern sie sich dem allgemeinen Wohl. Icilius fällt, gegen die Vejenter kämpfend, an der Seite des Konsuls; Fabia weiht sich, nachdem sie den Geliebten zum Tode eingesegnet, einem ehelosen Leben. Die Schwierigkeit der Einfügung einer Liebesepisode in einen grossen historischen Stoff ist von Freytag sehr glücklich überwunden worden; sie hat dem einheitlichen Charakter des Stückes keinen Abbruch gethan, sie hat seine strengen Linien nur durch eine anmutige Einbiegung unterbrochen. Unsere Teilnahme wird für dies einzelne Leid inmitten des allgemeinen Zusammenbruches besonders in Anspruch genommen, aber es mildert den starren Schrecken über diesen zu dem sanfteren Gefühle der Rührung. Es ist eine Liebesepisode, der des Max und der Thekla in Schillers Wallenstein würdig, aber von eigentümlichem, altrömischem Gepräge.

Trotz dieser Konzession an den Geschmack des Publikums, die ja freilich die Schönheit des Werkes nur erhöhte, haben die Fabier den Beifall der grossen Masse, welche dem Feldgeschrei: Was ist uns Hekuba? folgt, nicht erringen können; dem Freunde der Freytag'schen Muse, dem Erforscher des Entwickelungsganges der dramatischen Kunst, dem Kenner der römischen Geschichte werden sie stets von hohem Werte sein. Trotz der hochdramatischen Spannung, die sie uns mitteilen, muten sie uns an wie ein altüberkommener Sang aus der Urzeit jenes Volkes, welches die Welt demnächst mit seinen Thaten erfüllen sollte; sie führen uns in eine ferne Vergangenheit zurück, in eine Zeit einfacher Verhältnisse, reiner Gegensätze, innigen Verkehrs der Menschen mit der Natur und ihren Göttern; sie erwecken in uns *epische* Gefühle. Auch ihrem Verfasser waren sie ein Übergang von der dramatischen Kunst zur epischen, d. h. zum Roman, und wie er seine dramatische Thätigkeit mit diesem hohen Heldensange aus ferner Zeit abschloss, so hat er sein dichterisches Schaffen überhaupt mit einem Epos geendigt, welches uns bis in die Urzeit unseres eigenen Volkes zurückführt. Doch schon vor dem Erscheinen der Fabier hatte er seinen Landsleuten gegeben, was ihnen am meisten fehlte, ein *Lustspiel*. Wem, der die *Journalisten* gelesen oder der vielleicht das Glück gehabt hat, sie gut aufführen zu sehen, ruft nicht die blosse Nennung des Titels dieses Stückes ein Lächeln angenehmer Erinnerung, reiner Befriedigung, harmlosen Genusses auf das Antlitz! Ein Lustspiel ohne Anzüglichkeiten, ohne Albernheiten, ohne bei den Haaren herbeigezogene Witze und Wortspiele, ohne bissige Ausfälle, ohne irgend welches Haschen nach dem Aussergewöhnlichen ist selbst eine so ausserordentliche Erscheinung, dass wir unser Erstaunen nur darum vergessen, weil es uns mit seiner anspruchslosen Natürlichkeit und seinem kerngesunden Humor von Anfang an gefangen nimmt. Und doch bewegen wir uns hier auf dem schlüpfrigsten Boden, in der stachlichtsten Umgebung, die ein Lustspiel haben kann, auf dem Gebiete der Politik. Wir sehen den Professor, den Mann von unabhängiger Denkungsart, eine Lieblingsfigur unseres Dichters, die er schon in seinem Gelehrten zu einem Trauerspiel zu verarbeiten gesucht hatte, die auch die Hauptfigur seiner verlornen Hand-

schrift geworden ist, und die er im Markus König zu der herzerfreuenden Gestalt des Magisters umgeschaffen hat, als Chefredakteur und Wahlkandidat mit seinem alten Freunde, dem Vater eines von ihm geliebten und ihm halb zugesagten Mädchens, einem ehrenfesten, königstreuen Militär, zerfallen, aber auch wieder zusammengeführt durch den beiderseits vorhandenen guten Willen, Missverständnisse auszugleichen, durch die geschickten Veranstaltungen einer eben so klugen als entschlossenen Dame und durch die siegreiche Persönlichkeit eines Mannes von der Feder, in welchem Freytag seine eigene Thätigkeit — denn er war 25 Jahre lang Redakteur der Grenzboten — so lustig und doch so rührend dargestellt hat. Wir sehen das aufgeregte Treiben des Jahres 48 an uns vorüberziehen; aber diese Aufregung hat alles Peinliche, Beängstigende, Erbitternde verloren durch die Berührung mit dem magischen Zauberstabe, dessen unwiderstehliche Macht sich auch hier bewährt, dem Humor. Alles erscheint uns nun von der heitern Seite; auch das drohendste Gewölk muss sich zerteilen; wie sehr die leidige Politik die handelnden Personen in Anspruch nehmen mag, sie bleiben uns immer die echten, treuen Menschen, die sie in ihrem eigenen Hause sind; denn dieses scheinbar politische Stück ist ein echtes deutsches Familienstück. Und welchen Reichtum von Figuren bietet es von dem hochgesinnten Manne der Wissenschaft, der dem Blatte seine Richtung anweist und die grossen Artikel schreibt, zu dem eigentlichen Redakteur, der für alles sorgen, an alles denken muss, der Seele des Blattes, dann zu den Bearbeitern der einzelnen Abteilungen bis herab zu dem gedrückten Reporter, der an seiner Zeitung zum Verräter wird, weil sein Redakteur von ihm unbilligerweise verlangt, dass er für 5 Pfennig die Zeile stets tief und brillant schreiben soll!

Ein Jahr nach den Journalisten (1855) erschien Soll und Haben; Freytag lenkte aus der dramatischen in die epische Thätigkeit ein. Nach der für die Romane herkömmlich gewordenen Einteilung würden wir geneigt sein, diesen seinen gelesensten und beliebtesten Roman als einen sozialen zu bezeichnen; denn er führt uns in das Leben der damaligen Gesellschaft ein, die auch wohl im ganzen noch die heutige ist. Allein der Verfasser verwahrt sich sehr energisch gegen diese Bezeichnung,

indem er am Schlusse einer Betrachtung, worin er die politischen, religiösen und sozialen Ideen als tendenziös vom Gebiete des Romans zurückweist, in seinen Erinnerungen sagt: „Politische, religiöse und soziale Romane, wie ernst auch ihr Inhalt sein möge, sind im Reiche der Poesie nichts Besseres als Demi-monde.“ Dagegen lässt er über den Zusammenhang, der nach seiner Meinung zwischen dem Epos und Roman vorhanden ist, keinen Zweifel bestehen. „Der Roman“, sagt er, „viel gescholten und viel begehrt, ist die gebotene Kunstform für epische Behandlung menschlicher Schicksale in einer Zeit, in welcher tausendjährige Denkprozesse die Sprache für die Prosadarstellung gebildet haben. Er ist als Kunstform erst möglich, wenn die Dichtung und das Nationalleben durch zahllose geschichtliche Erlebnisse und durch die Geistes- und Kulturarbeit vieler Jahrhunderte mächtig entwickelt sind. Wenn wir aus solcher späten Zeit auf die Vergangenheit eines Volkstums zurücksehen, in welcher jede erhöhte Stimmung in gebundener Rede austönte, so erscheint uns, was damals unter andern Kulturverhältnissen der notwendige Ausdruck des Erzählenden war, als besonders vornehm und ehrwürdig. In Wahrheit aber ist die Arbeit des modernen epischen Dichters, dessen Sprachmaterial die Prosa ist, genau in demselben Grade reicher und machtvoller geworden, wie die Fähigkeiten seiner Nation, das innere Leben des Menschen durch die Sprache zu schildern. Denn die Geschichte der Poesie ist im höchsten Sinne nichts anderes als die historische Darstellung der Befähigung jeder Zeit, dem, was die Seele kräftig bewegt, Ausdruck durch die Sprache zu geben.“

Mit dieser Erklärung stellt also Freytag den Roman unter das Zeichen der geschichtlichen Darstellung, sei es nun, dass die jüngste oder eine weiter zurückliegende Vergangenheit zum Gegenstand der Darstellung gemacht wird, dass die Schicksale des einzelnen Menschen, seine Reaktion dagegen, kurz seine Erziehung durch das Leben oder die grossen historischen Ereignisse des gewählten Zeitabschnittes mehr in den Vordergrund treten. Aber wir entnehmen aus Freytags Worten noch etwas Anderes, was uns gegenüber der Versunkenheit eines grossen Teils der Erzeugnisse dieser Gattung erhebt und tröstet; wir hören das hohe Wort Poesie daraus hervorklingen

und wissen nun, dass nach der Auffassung eines berufenen Beurteilers, wie Freytag es war, der Roman eine vollberechtigte Gattung der Poesie, nicht nur ein Anhängsel derselben, ihr echter Sohn, nicht ein Bastard ist oder doch sein soll. Darum wies er jede ausserhalb ihres Gebietes liegende, dem öffentlichen Leben angehörige Beziehung von ihm ab und stellte „sonnige Klarheit und stolze Unbefangenheit" als die Lebensbedingungen, wie jedes Kunstwerks, so des Romans hin. Und diesem Ideal entsprechen Freytags Romane. Aber auch über einen andern, schon berührten Punkt, den Zusammenhang des Dramas mit dem Romane, spricht Freytag sich mit vollkommener Deutlichkeit aus. „Der Aufbau der Handlung", sagt er, „wird in jedem Romane, in welchem der Stoff künstlerisch durchgearbeitet ist, mit dem Bau des Dramas grosse Ähnlichkeit haben. Vor allem eine poetische Idee, welche schon in der Einleitung sichtbar wird und den ganzen Verlauf der Ereignisse bestimmt." „Auch die Teile der Handlung", heisst es dann weiterhin, „sind in der Hauptsache dieselben wie im Drama: Einleitung, Aufsteigen, Höhepunkt, Umkehr und Katastrophe. In Soll und Haben sind die gelungene Schurkerei Itzigs, der Ruin des Freiherrn und Ehrenthals und die Trennung Antons aus dem Geschäft der Höhepunkt des Romans, die Rückkehr Antons in das Geschäft mit allem, was daraus erfolgt, die Katastrophe." Ja, unser Dichter geht so weit, eine besondere Erklärung dafür zu geben, warum er seinen Roman in sechs, statt, wie ein Drama, in fünf Teile gegliedert habe, und dementsprechend fügte er dem Haupttitel hinzu: Roman in sechs Büchern. So hat er also für die scheinbar am schroffsten sich gegenüber stehenden Dichtungsarten, das eine geschlossene Handlung mit unerbittlicher Folgerichtigkeit zu ihrem Endergebnis führende Drama und den eine Fülle mehr oder weniger zusammenhängender Ereignisse und Begebenheiten in bequemer Breite dahinwälzenden Roman, die höhere Einheit aufgestellt; er fand sie in der zweckvollen Anlage, in der poetischen Durchführung, in dem bedeutenden Inhalt. Und so wurde die dramatische Thätigkeit, so Bedeutendes er darin geleistet hat, für ihn eine Vorstufe zu der eines Romanschriftstellers, und in dieser Eigenschaft hat er sich dem deutschen Volke ganz besonders lieb und wert gemacht. Es würde eine

eben so mühsame wie vergebliche Arbeit sein, den Inhalt von Soll und Haben oder den seiner andern Romane Ihnen hier zergliedern zu wollen. Sie sind unserer Erinnerung wie Empfindung unverlierbar eingeprägt; aber von Zeit zu Zeit, in einer Stunde, die wir unserm guten Genius weihen wollen, greifen wir wieder zu dem einen und andern dieser Bücher. Wir wissen, es ist ein gutes Buch, ein Buch voll Lebenswahrheit und Lebensweisheit, welches uns das Unglück, die Verwirrung und die Verschuldung der Menschen nicht abgeschwächt, verwässert oder überzuckert, sondern in ihrem ganzen erschütternden Ernste vorführt, dessen edler Begeisterung und kindlicher Einfalt alles Gemeine, Schmutzige und Lüsterne stets fern bleibt, und welches mit einem starken Appell an unser Pflichtgefühl, mit einem erhebenden Hinweis auf unsere höchsten Aufgaben, auf unsere unerschütterlichen Hoffnungen uns entlässt. Freytags Romane gehören zu den Büchern, die man nicht flüchtig kennen lernen, sondern zum unverlierbaren geistigen Eigentum machen will; man kann sie öfter als einmal lesen. In Soll und Haben wird der Gegensatz zwischen dem Kaufhause, wo alles Ordnung, Arbeit und Berechnung ist, und dem Gutshofe und der Stadtwohnung des Freiherrn, wo die Ansprüche an vornehme Lebenshaltung und feinen Lebensgenuss das erste Gebot sind, uns immer stark berühren; wir sehen mit stets erneuter Teilnahme den betrügerischen Erwerb an seinem stolzen Hause wie einen fressenden Schwamm sich ansaugen, es zu Boden reissen und sich selbst in dem Sturze begraben. Wir beobachten mit immer neuem Interesse die Gegensätze und Schattierungen in den handelnden Personen, den aus seiner Eckigkeit sich immer mehr zu Gewandtheit und Tüchtigkeit herausarbeitenden Anton und den weltmännischen, doch von seiner Überlegenheit immer mehr verlierenden Fink, die lebhafte Lenore und die ruhig sichere Sabine, zwei Frauen, deren Entwickelung zu ganz ähnlichen Ergebnissen führt wie die jenes Freundespaares, der ihnen bestimmten Ehegatten, den energischen Pinselschwinger Pix und den überspannten Korrespondenten Specht, den Judenknaben Veitel Itzig, der sich vorgenommen hat klug zu sein und in der Welt sein Glück zu machen, weil er aber nicht alle Faktoren in seine Rechnung gezogen hat, ein schlechtes Ende nimmt, und den Bankier

Ehrenthal, der seine Opfer unter Beobachtung gewisser anständiger Geschäftsformen allmählich zu Grunde richtet, nebst den tieferen Nuancen des Hehlwirts Löhel Pinkus und des galizischen Juden Schmeie Tinkeles. Wir erfreuen uns immer wieder an der Figur des ersten Aufladers Sturm, dessen kindliche Einfalt einen so merkwürdigen Gegensatz zu seiner Leibesstärke bildet, und der durch ein eigentümliches Verfahren von dem Wahne geheilt wird, er werde das funfzigste Jahr nicht überlehen, sowie an der seines praktischen Sohnes Karl, ja oft gewähren die in gleichmässiger Thätigkeit kreisenden Nebenfiguren uns mehr Freude und Behagen, als die leidenschaftlich dahinstürmenden Hauptpersonen. Aus einem ähnlichen Grunde mag vielleicht die breite, wenn auch äusserst lebendige Darstellung des Polenaufstandes und die daran sich knüpfende Verwaltung eines von dem Freiherrn neu erworbenen Gutes durch Anton Wohlfahrt manchen weniger ansprechen als die intimere Szenerie des Breslauer Kaufhauses und des schlesischen Adelssitzes; aber der grosse historische Stil, den Freytag dem Romane vorschreibt, verlangte auch jene weiteren Ausführungen, durch welche die Lebenserziehung seiner Personen sich erst im grösseren Massstabe und in weiteren Kreisen vollendet.

Aus demselben Grunde werden wir uns in der verlorenen Handschrift auch die weitere Ausführung des unerquicklichen Verhältnisses des Professors und seiner Frau Ilse zum Fürsten und der Prinzessin, welche nach Freytag's eigenem Eingeständnis von manchen „seiner vertrauten Kritiker" nicht gebilligt wurde, gefallen lassen müssen. In der That, welch schroffer Gegensatz zwischen dem heiter ernsten Treiben des Leipziger Gelehrtenkreises mit der köstlichen Vergesslichkeit des Professors Raschke, dem intrigierenden Ehepaar Struvelius und dem Gegenspiel der feindlichen Hutmacher einerseits und dem hohlen, unsittlichen Leben jenes Fürstenhofes andererseits! Hätte nicht die Schilderung des alten, weltentlegenen Schlosses und seiner Bewohner, des kurz angebundenen westfälischen Edelmanns und seiner sinnigen, hoheitvollen und hilfreichen Tochter als wohlthuende Ergänzung dazu ausgereicht? Aber ist das Leben immer so sonnig, unschuldig und rein? Ist es nicht auch voll gefährlicher Abgründe, die den Schwankenden

und Leichtsinnigen hinabziehen und den ernsten Menschen auffordern, alle seine Sprungkraft und Behutsamkeit zusammenzunehmen? Und lag es nicht in der Absicht des Dichters, seine Personen ihre sittliche Kraft in diesen Gefahren erproben zu lassen? Nie dürfen wir von einem Schriftsteller wie Freytag erwarten, dass er uns, sei es auch auf die edelste und unschuldigtste Weise, bloss erheitern und unterhalten will, er will erschüttern, mahnen, bessern, und sollte seine angeborene Liebenswürdigkeit ihn einen Augenblick dies haben vergessen lassen, wir dürfen sicher sein, sein ebenso tief gewurzelter Ernst, seine hohe Meinung von seinem Dichterberufe wird es ihn alsbald nachholen lassen. Sein letztes und höchstes Werk, die Ahnen, beweist es nur zu deutlich.

Die verlorene Handschrift verdankt ihre Entstehung ebenso wirklichen Vorfällen in Freytags Leben, wie Soll und Haben, die Fabier und schliesslich alle seine Schriften. Hatte die römische Geschichte seines Freundes Mommsen ihn auf den altrömischen Stoff, die Beobachtung des aktuellsten Lebens einer grossen Provinzialhauptstadt und besonders eines grossen Handelshauses daselbst auf seinen ersten Roman geführt, so lieferte der Verkehr mit seinem Freunde Moritz Haupt, sowie manches, was er von Professoren nicht nur in Leipzig, sondern in Berlin sah und hörte, ihm den Gegenstand der verlorenen Handschrift. Es handelte sich wirklich um eine verlorene Handschrift, um die fehlenden Dekaden des Livius, die man in der alten Klosterbibliothek einer westfälischen Stadt hoffte wiederfinden zu können. Für den ziemlich drastisch dargestellten Verkehr der Professoren unter einander aber will Freytag in den über die Erteilung des ersten Schillerpreises gepflogenen Verhandlungen eine Anregung gefunden haben. Die verlorene Handschrift ist unter den Juwelen des Freytag'schen Buchschatzes eine Perle von ganz eigentümlichem Glanze, von ganz besonderem Werte für Leser von klassischer Bildung, doch darum nicht minder anziehend und wertvoll für ein grösseres Publikum.

Der 1870 zwischen Deutschland und Frankreich ausbrechende grosse Kampf liess in Freytag die Idee seines letzten und grössten epischen Werkes, der Ahnen, entstehen. Angesichts der gewaltigen Schläge, in denen sich die tiefe Schlachtenweisheit der deutschen Heeresleitung bewies und der Zorn des gereizten

deutschen Volksheeres entlud, kam dem Dichter durch eine höchst merkwürdige Gegenwirkung der Gedanke, in die alten Zeiten unterzutauchen und an den Trägern eines körperlich und geistig bevorzugten, heldenhaft ausgestatteten, zwischen Volk und Fürsten in der Mitte stehenden und die schönsten Eigenschaften der ganzen Nation in sich vereinigenden Geschlechtes uns unsere Vorfahren in verschiedenen Phasen ihrer Entwickelung vorzuführen. Die Deutschen in ihrer Berührung mit den Römern, aber vor der allgemeinen Bewegung, durch welche die römische Herrschaft fiel; dieselben als lose angegliederter Teil des Reiches Pipins, im Kampf mit den ihrerseits vordringenden Slaven und unter der ersten, frischen, weihevollen Einwirkung des Christentums; die Anstrengungen des Königstums, gegen die Ansprüche der Fürstengewalt sich siegreich zu behaupten, wie sie unter dem letzten Sachsenkönige sich darstellten; die Zeit der vollen Ritterherrlichkeit und des Minnegesanges, der in den Kreuzzügen sich ausgebenden religiösen Inbrunst, die unter Friedrich II. und durch ihn selbst schon eine bedenkliche Beimischung profaner Gedanken und Bestrebungen erhalten hat und in der Verlegung des deutschen Ordens nach Preussen durch Hermann von Salza eine aussichtsreiche Verwendung findet; derselbe einst so hochsinnige Orden in seinem tiefen Verfall gegenüber den Polen und den preussischen Städten, dazu das Auftreten der Reformation; der Ausgang des 30jährigen Krieges und das Walten eines frommen und thatkräftigen kleinen Fürsten inmitten seiner Nöte und Schrecken; der üppige sächsische Hof Augusts des Starken und das straffe Regiment König Friedrich Wilhelms I.; endlich die Befreiung Preussens von dem napoleonischen Joche — das sind die Bilder, welche dem Leser vorgeführt werden. Aber wenn Freytag schon in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit sich der grössten Anschaulichkeit befleissigt hatte, so hat er in den Ahnen den starren und schwerfälligen geschichtlichen Stoff durch das Herausgreifen einzelner, besonders interessanter Momente zum Fliessen gebracht und durch Belebung mit den Gestalten seiner Phantasie poetisch umgeschaffen; die Geschichte giebt nur den poetisch stilisierten Hintergrund, vor welchem die durchaus unhistorischen Helden handeln und leiden. Ideal und Leben sind hier in dem Sinne mit einander vereinigt,

wie Schiller in seinem gleichnamigen Gedichte darstellt, wenn er sagt:

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestossen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Heldenhaft mit ihrem Schicksal ringend, wird seinen Helden herrlicher Lohn, aber auch herbes Leiden, zum Teil ein heroischer Untergang zu teil. Über dem Vandalenhäuptling Ingo und seiner thüringischen Gemahlin Irmgard stürzt das brennende Haus zusammen, welches er ihr auf dem Hügel gegründet hat, der jetzt die Feste Coburg trägt; sein Nachfahr Ingraban erliegt in hohem Alter mit seinem Bischof Winfrid den Speeren der heidnischen Friesen; Georg König verliert den rechten Arm in einem Kampfe der Landsknechte gegen einander; der Rittmeister Bernhard von Alt-Rosen fällt in dem Augenblicke, wo er sich und seine junge Frau aller Gefahr entrückt glaubt und sein neues Besitztum betreten will, von der Hand seines Todfeindes. Die Fülle der ergreifenden Szenen mit einiger Vollständigkeit aufzählen oder eine Charakteristik der scharf gezeichneten Personen geben zu wollen, welche sich um die Helden gruppieren, würde die Ahnen abschreiben heissen. Manches wiederholt sich, aber in veränderter Form, wie auch die Hauptfiguren einen familienartigen Zug der Kühnheit und Grösse an sich tragen.

In Besprechungen der Ahnen findet man häufig die Behauptung aufgestellt, dass die letzten Teile den früheren an Wert nachstehen; aber ich habe noch nie einen Versuch gefunden, diese Behauptung zu begründen. Wenn sie mehr als ein leeres Gerede, eine auf das höhere Alter des Verfassers fussende vage Vermutung oder eine unbeweisbare Geschmacksäusserung sein soll, so liegt ihr vielleicht die in den späteren Bänden immer mehr zunehmende Ähnlichkeit mit den heutigen

Zuständen und die entsprechend umgeänderte Sprache zu grunde. Denn Freytag wollte das in Rede stehende Zeitalter auch durch die Sprache bezeichnen, und er hat sich deshalb für dies Prosaepos eine nach den Zeiten wechselnde, aber stets gleich ausdrucksvolle und schöne Sprache geschaffen. Freilich finden wir sie in seinen früheren Werken vorgebildet, und sie ist hier wie überall der getreue Abdruck seines eigenen treuen und keuschen Gemütes. Wie oft sagt ein Wort von Freytag mehr als Sätze anderer Schriftsteller, eine mit wenigen Strichen gezeichnete Situation mehr als eine lange Schilderung! Anfangs hat gerade die Sprache der ersten Bände die Spottlust seichter Krittler erregt; das dürfte lange vorüber sein, und das deutsche Volk weiss das in den Ahnen ihm gewordene Geschenk auch nach seinem Sprachwert zu schätzen. Hüten wir uns nun in den umgekehrten Fehler zu fallen, seine Darbietungen darum geringer zu achten, weil sie von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch weniger abweichen! Freytag ist, wie unter den Dichtern unserer Zeit die bedeutendste Erscheinung, so auch einer unserer grössten Sprachbildner gewesen; wie wäre eins von dem andern zu trennen, da in der Sprache der Gedanke erst zum vollen Ausdruck kommt? Die Charaktere seiner Helden aber zeigen in allen folgenden Bänden dieselbe Kraft und Hoheit wie im ersten, sie sind alle ihres Ahnherrn Ingo würdig; aber sie schreiten mit ihrer Zeit fort, zivilisieren sich mit ihr und tragen zuletzt statt des Panzerhemdes den bunten Rock Friedrich Wilhelms I., das schwarze Predigergewand seiner lutherischen Geistlichen und den modernen Überrock. Ist das nicht ein Beweis mehr für die Gestaltungskraft eines Dichters, der, weit entfernt alle seine poetischen Erfindungen über denselben Leisten zu schlagen, für jeden seiner Vorwürfe die passende Form zu finden wusste?

Ich habe versucht zu erklären, worin die Bedeutung Freytags als Dichter besteht; eine bedeutende schriftstellerische Leistung auf dem politischen und biographischen Gebiete geht neben seiner dichterischen Thätigkeit einher; ich beschränke mich darauf, zu sagen, dass auch die Schriften dieser Gattung das Gepräge wahrer Vaterlandsliebe und ruhiger Besonnenheit an sich tragen; aber ich möchte noch darauf hinweisen, dass, wie er die Treue vor allen Tugenden dichterisch in so vielen

Zügen und Figuren verherrlicht, er sie in seinen prosaischen Schriften auch selbst geübt hat. Des zeugen die vielen biographischen Denkmäler, die er seinen Freunden gesetzt hat. Ich nenne nur Jakob Kaufmann, Otto Ludwig, zwei Barone von Stockmar, Moriz Haupt, Graf Baudissin, Karl von Holtei; vor allen Karl Mathy. Und sollen wir das, was er über den Kronprinzen Friedrich geschrieben, nicht hierher rechnen, weil er glaubte zu dem vielen Anerkennenden und Rühmenden auch eine kurze Andeutung seiner Schwächen hinzufügen zu müssen, wenn das Bild nicht falsch werden sollte?

Unsere Akademie hat Gustav Freytag erst kurz vor seinem Tode zu ihrem Mitgliede ernannt; sein Antwortschreiben zeigt, in wie liebenswürdiger Weise er die ihm erwiesene Aufmerksamkeit anerkannte, obgleich er nur zum korrespondierenden, nicht, wie Fürst Bismarck zu gleicher Zeit, zum Ehrenmitgliede ernannt wurde. Vielleicht hätte die Akademie das damals Versäumte im nächsten Jahre nachgeholt, wenn auch er dann, wie vor kurzem unser Alt-Reichskanzler, sein achtzigstes Lebensjahr vollendet hätte; es sollte nicht sein, und wir können jetzt das Wort auch auf uns anwenden, welches einst die französische Akademie unter Molières Bildnis setzte: Rien ne manqua à sa gloire; il manquait à la nôtre. Aber eine andere Erinnerung verknüpft Gustav Freytag mit unserer Stadt; er hat unsern Wahlkreis im ersten norddeutschen Reichstag vertreten. Wer, wie ich, die gewaltige Wahlrede gehört hat, durch die er damals alle Hörer fortriss und die Stimmen seiner Wähler widerstandslos eroberte, wird von seiner parlamentarischen Befähigung eine etwas höhere Vorstellung haben als die, welche nur von seinem ersten Auftreten in jener Versammlung gehört haben, welches auch zugleich sein letztes war, weil es an den Vorschriften einer nüchternen Geschäftsordnung scheiterte.

Gustav Freytags Haus liegt in Siebleben an der Erfurter Landstrasse. Es macht einen behäbigen, aber keinen vornehmen Eindruck und ist mit einer ländlichen Attika geziert. Wie es zu Lebzeiten seines Besitzers allen Freunden unter dem Namen der guten Schmiede gastlich geöffnet war, so öffnen seine Pforten sich auch nach seinem Tode dem Wanderer, dem der Name Gustav Freytag etwas bedeutet. Das Haus ist von Blumenbeeten umgeben und von hohen, alten Bäumen

überragt. Eine blumige Wiese zieht sich zwischen Gebüsch die Anhöbe hinauf, dazwischen Blumenstücke mit Iris eingefasst. Eine gewaltige Linde streckt ihre Äste in der einen Vorderecke des Gartens weit nach der Strasse vor; unter ihr steht das Brunnenhaus. Ihr steht in der anderen vordcren Ecke eine junge Sommerlinde gegenüber, unter der Gartenbänke einen freien Platz einschliessen. Hier mochte Freytag im Kreise der Seinigen oft von seiner Arbeit ausruhen, in freundlicher Umgebung der freundliche Mann, der nach der Versicherung des Gärtners bis zuletzt sicb straff bielt, ob er gleich von behaglicher Leibesfülle geworden war. Seinem Hause liegt sein Grab gegenüber, ebenfalls hart an der Landstrasse und dem Kirchhofsgitter. Jeder, der die Strasse ziebt, kann es von draussen sehen. Liebende Hände haben es, gleich nachdem seine sterbende Hülle neben der seiner ersten Gattin beigesetzt war, in guten Stand gesetzt, und der erste Rosenflor hat es mit seinen Blättern schon bedeckt. Hier rubt, was von dem treuen Mann der Erde gebührte, in ländlicher, volkstümlicher Umgebung, wie sein Herz dem deutschen Volke gehörte, seine Geistesarbeit der Erforscbung und Darstellung der Eigentümlichkeiten dieses Volkes galt. Die in seiner grössten Dichtung verberrlichten Stellen des Tbüringer Landes und der Tbüringer Berge, Erfurt, Ingersleben, Friemar, die Mühlburg, grüssen zu diesem stillen Plätzchen hinüber, wenn aucb zum Teil verdeckt durch den kühn aufragenden Seeberg; Wind und Sonne, Baum und Strauch, die Geister der Nacht und die Stürme des Winters, alle die Kräfte der Natur, deren Sprache er so gut verstand und mit dem Schicksal seiner Menschen in so innige Beziehung zu setzen wusste, können seine Ruhestätte frei umspielen.

Noch feblt ihr das Denkmal, und nur Lorberkränze und Palmenzweige umringen die ganze Familiengruft. Aber in den Herzen seines Volkes ist ihm ein unvergängliches Denkmal gesetzt von ihm selber, und sein unsterbliches Teil wird, so dürfen wir boffen, unter noch ungeborenen Geschlecbtern ein kräftiges Leben fortführen als das eines Mannes, der mit der Poesie wieder Ernst machte, sie im grossen Stile auffasste und uns zeigte, dass sie, die ricbtig verstandene, eine Lebensbedingung jedes Volkes ist, zumal des deutscben.

Die schwedische Armee

nach dem Prager Frieden

und

die Enthauptung des Obristen

Joachim Ludwig von Seckendorff

von

Reinhold Brode.

Als Vater des gefeierten Publicisten und Reformationshistorikers, ersten Kanzlers der Universität Halle, Veit Ludwig von Seckendorff darf der fränkische Kriegsmann Joachim Ludwig von Seckendorff auf die Beachtung des Geschichtsschreibers rechnen.

Überdies aber hat der Genannte einen tragischen Ausgang erfahren, dessen Verlauf wohl wert ist, der Vergessenheit entrissen und einmal aus dem grossen Zusammenhange der Begebenheiten heraus aufgefasst und beurteilt zu werden. Es ist ein an sich geringfügiges Ereignis, sein Tod von Scharfrichters Hand; aber die Umstände, unter denen es sich abspielte, haben weitere Grenzen. Sie führen mitten hinein in das Getriebe der Meinungen und Empfindungen, wie es in jenem Stadium des dreissigjährigen Krieges (nach dem Prager Frieden) die gegnerischen Streitkräfte auf dem Boden des heiligen römischen Reichs in Atem hielt und Leidenschaften hervorrief, die für die Zeitlage typisch erscheinen.

Joachim Ludwig entstammt dem altberühmten, streitbaren, innerhalb seiner fränkischen Heimat einfluss- und bedeutungsreichen Rittergeschlecht der Seckendorffe. Er gehört als Herr auf Oberzenn der Linie Gutend an und ist 1591 geboren *). Gleich manchem seiner Vorfahren nahm er, obwohl Protestant, bei dem nachbarlichen Hochstift Bamberg Dienste. Im Anfang des grossen deutschen Krieges begegnet er als fürstbischöflich bambergischer Amtmann auf dem Amte Herzogenaurach im Aurachgrund in Oberfranken, wo im Jahre der Entscheidungsschlacht bei Lutter am Barenberge sein ältester Sohn Veit Ludwig (am 20. Dezember 1626 **) das Licht

*) Das Jahr berechnen wir aus der Leichenpredigt Bartholomaeus Elsners auf Frau Maria Anna von Seckendorff. (Hzgl. Bibliothek zu Gotha.)

**) Die Daten dieser Abhandlung sind durchweg alten Stils.

erblickte. Mit wachsender Besorgnis wird der Untergebene des ligistischen Bischofs — es war Johann Georg Fuchs von Dornheim — den Wirkungen des Restitutionsedikts, mit stiller, froh gespannter Hoffnung der Landung König Gustav Adolfs entgegengesehen haben.

Der Siegeszug des schwedischen Monarchen, dessen politische Zwecke eine dauerhafte Basis auf deutschem Boden verlangten, führte dem Frankenlande eine neue Epoche herauf: es war die Zeit, da — im Herbst 1631 — der fränkische Adel in Massen unter das blaugelbe Banner eilte. Auch Seckendorff säumte nicht, während sich der bamberger Sprengel in ein Manövrierfeld für die Schwedischen umwandelte, mit dem Anschluss an den nordischen König; in dem Regiment, das der Herzog Ernst von Sachsen-Gotha als Schwedens Verbündeter warb, befehligte er alsbald die zweite Kompagnie. Durch die Werbeinstruktion vom 13. Oktober 1631 *), die ihm im fränkischen Königsberg der Herzog erteilte, und die ihn zugleich seiner Familie entzog, sah er sich an die Sache der Ernestiner gekettet. Indem er sich so in die Gemeinschaft dieses kampfbereiten Hauses begab, legte er damit den Grund zu einer Verbindung, welche auch von den kommenden Geschlechtern nicht gelöst worden ist, welche bedeutsame Folgen gehabt und durch Jahrhunderte segenvolle Früchte getragen hat.

Zu dem Könige muss sich Seckendorff in einer Vertrauensstellung befunden haben, denn im Mai 1632 sandte ihn Gustav Adolf nach Dresden **), um durch ihn dem kursächsischen Hofe seine Entschlüsse beim Herannahen des Friedländers zu eröffnen, mit der beruhigenden Weisung, wie sich „S. Ch. D. in allem guberniren und conserviren sollten“ ***).

Lange Jahre, vielleicht mit Unterbrechungen, hat der

---

*) Original im Haus- und Staatsarchiv zu Gotha. Vgl. A. Beck, Herzog Ernst der Fromme (1865) 1, 69.

**) G. Irmer, Verhandlungen der Schweden und ihrer Vorbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser, 1 (1892) S. 192.

***) Zur Charakteristik Seckendorffs heisst es dann in der Relation des darmstädtischen Abgesandten (a. a. O.): der vom Adel ist noch nicht abgefertigt und darüber sehr ungeduldig, sagt aber, der König hätte gedacht, weil ihm hiesiger [am kursächs. Hofe] lentus modus bekannt, wollte er ohnerachtet einiger Resolution doch fortgehen, dann es eine Notdurft wäre.

fränkische Edelmann so unter schwedischer Fahne gedient, unter jenen nordischen Generalen, die das thüringische Kriegserbe antraten; und in die verschiedensten deutschen Gegenden warfen ihn in der Folge die Kriegsläufte *), bis ein überaus trauriges Verhängnis seinem Leben ein vorzeitiges Ende machte.

Die Geschichte dieses Hinganges gewährt das allergrösste Interesse.

Wie hatte sich doch in so vielen Jahren die Führung und mit ihr der ganze Charakter des Krieges geändert! Welch ungeheure Dimensionen hatte er angenommen, seit die grossen Faktoren der europäischen Politik, die aristokratischen des Nordens wie die absolutistischen des Südens, nach einander in die deutschen Kämpfe eingetreten waren und die religiösen Triebe sich je länger je mehr abgestumpft hatten! Der Schwedenkönig und sein grosser Gegner war nicht mehr. Den fränkischen Herzog rief der Tod ab, ehe seine eigentümlichen Ziele sich verwirklichten: jene Unternehmungen, diktiert aus dem Bedürfnis einer Administration und staatlichen Verpflegung der Heere, wie solches in unmittelbarem Zusammenhange mit den Armeen selbst sich gebieterisch geltend gemacht hatte. Denn der Gedanke der Organisation eines Staatswesens für die Anwerbung, Bewaffnung und Verpflegung eines stehenden Heeres **), das lässt

*) Über seine Beteiligung im einzelnen fehlt uns vorläufig authentische Kunde. Vielleicht, dass die Kriegsakten der Archive zu Weimar und Gotha Aufschluss geben. Als Regimentschef scheint Seckendorff nicht hervorgetreten zu sein, denn die Correspondenz Baners mit dem Reichskanzler (Rikskanseleren Axel Oxenstiernas skrifter och brefvexling, T. II. Bd. 6, Iohan Baners bref 1624—1641. Stockholm 1893), die doch alle Regimenter aufführt, erwähnt seinen Namen an keiner einzigen Stelle. — Schiller hat den fränkischen Ritter verewigt in „Wallensteins Tod", Aufzug 4, Auftritt 10:

Schwedischer Hauptmann.
Man kommt bei Tirschenreut
und Falkenberg durch unsre ersten Posten.
Thekla.
Wer kommandiert sie?
Hauptmann.
Obrist Seckendorff.

**) Ich folge in diesem Punkte durchaus der Ansicht des unvergess-

sich nicht verkennen, ist schon in den Plänen vorhanden gewesen, über deren Ausgestaltung Wallenstein und Bernhard von Weimar starben. In ihren Degen lagen ihre Länder. Die schwedische Aristokratie und ihr Repräsentant Axel Oxenstierna, der, kein Soldat und Feldherr und ohne praktische Erfahrung im Kriegswesen, seinen königlichen Herrn nicht zu ersetzen vermochte, hat die Durchführung dieser Vorschwebungen verhindert. Des Königs sieghaftes Schwert fand in Gustaf Horn und Johan Baner Arme, die würdig waren es zu führen. Aber die Verbindung der Truppenteile zu einem allgemeinen geschlossenen Kriegstheater hörte auf. Es ist, wenn auch der an Hilfsmitteln unerschöpfliche Geist des schwedischen Reichskanzlers immer neue Mittel zur Fortführung des Krieges zu finden verstand, zu keiner staatlichen Neubildung im Wege der Kriegspraxis gekommen, während vielmehr unter den Truppenführern aus dem schwedischen Adel der Krieg sich verzettelte und mit all seinem Elend im Gefolge sich von Landschaft zu Landschaft schleppte. Wie viel Spielraum blieb hier überall in Deutschland für die Invasion, da so wenig Festungen und keine militärische Organisation der Grenzen sich ihr entgegenstellten. Auf dem Terrain, das man augenblicklich in Besitz genommen hatte, hielt man sich, so gut und so lange es eben gehen wollte; man schickte sich zur Verteidigung an, wenn der Feind es streitig machte, oder räumte es, sobald die Stärke des überlegenen Gegners dazu zwang. Der Krieg war in ein Plünder- und Ausraubsystem umgeschlagen, darin eine zügellose, schlecht montirte und schlecht bezahlte Soldateska, von des Bauern Felle lebend, ihr Wesen trieb, und religiöse Impulse entweder kaum noch bemerkt wurden oder völliger Vergessenheit anheim gefallen waren. Die schwedische Armee, unter Gustav Adolf als ein Muster der Manneszucht von Freund und Feind bewundert, wurde in der Zeit von Horns und Baners Kommando berüchtigt in ihrer Entartung *).

---

lichen K. W. Nitzsch, wie er sie in seinen Vorlesungen über deutsche Geschichte zu entwickeln pflegte. Vgl. auch seine „Deutschen Studien“ (1879) S. 95. 99.

*) Diesen Umformungsprozess der schwedischen Armee umfassend klargelegt und zur Evidenz gebracht zu haben, ist das Verdienst der trefflichen Arbeit von Theodor Lorentzen, Die schwedische Armee und

Und in dieser wüsten Kriegführung, wie sie nun zu Tage tritt, lag Methode: Deutschlands politische und Schwedens ökonomische Verhältnisse wirkten hier zu gleichen Teilen zusammen.

Infolge der Niederlage bei Nördlingen (am 27. August 1634) war Schweden auf Niederdeutschland hingedrängt. Ja mehr. Es musste mit ansehen, wie sein vornehmster Bundesgenosse, der launenhaft hochmütige Kurfürst Johann Georg von Sachsen, nur mit Widerwillen übernommene Pflichten abschüttelnd, mit Kaiser Ferdinand den Frieden, den er längst ersehnt hatte, am 10. Mai 1635 zu Prag abschloss — jenen Frieden, der allen augsburgischen Konfessionsverwandten Amnestie verhiess und die trügerische Hoffnung der gänzlichen Beseitigung des Restitutionsediktes vorspiegelte. Schweden stand nach dieser Krise, der trübsten, aufregendsten und für die Krone an Enttäuschungen reichsten Epoche des ganzen deutschen Krieges, so gut wie isoliert. Finanziell zudem war es in bedenklichem Grade zurückgekommen; nur noch mit bedeutenden Opfern konnte es den Krieg fortsetzen. Wenn es weiter auf deutschem Boden operieren wollte — und Stolz und Ehrgeiz veranlassten dazu — so war es jetzt je länger je mehr genötigt, den Krieg durch den Krieg zu nähren. Hat doch der Reichskanzler selbst schliesslich mit dürren Worten den Oberfeldherrn auf diese Notwendigkeit hingewiesen *). Freilich kamen Oxenstiernas Weisungen nunmehr von jenseit der Ostsee. Seine Anwesenheit in Deutschland, das fühlte er nur zu wohl, nützte längst nichts mehr. Er war zwar nie gewillt gewesen, sich die Leitung der deutschen Angelegenheiten aus den Händen

---

ihre Abdankung im dreissigjährigen Kriege, Leipzig 1894, auf die ich mich für die Charakteristik des Heeres mit beziehe.

*) „Nachdem dieser Krieg nicht unsern Kräften proportionirt ist, so sehen wir auch nicht ab, wie wir ihnen gemäss unsere Ausgaben da auswärts so hastig reformiren können, sondern glauben, dass auch Ihr derselben Meinung mit uns seid: dass je grössere und stärkere Armeen man aufbringen könnte, desto bessere Hoffnung man hegen könnte, Mittel zu finden. Wir begreifen nicht, wie wir daheim mit dem Beutel Rechnung halten können und alles mit Ordnung dirigiren. Doch werden wir thun, was in unserm Vermögen steht.“ Oxenstierna an Baner, 10. März 1638. (E. G. Geijer, Geschichte Schwedens 3, 319.)

nehmen zu lassen. Aber ganz und gar ausser stande, die Armeeverhältnisse zu regulieren, nnd unfähig, den in ihren Ansprüchen nnbefriedigten Offizieren gegenüber den rechten Ton zu treffen, hatte der küble Politiker, „angeseben es doch nunmebr aufs Faustrecht meist ankam", dem Wirrsal dieser nnheimlichen Zustände den Rücken gekehrt. Er befand sich, nacb vorübergehendem dienstlichen Aufenthalt in Wismar und Stralsund, seit Sommer 1636 wieder auf heimischer Erde *), nm auf den Reichsrat zu wirken und ibn zu nachdrücklicber Fortführung des Krieges zu bestimmen, bis die Krone ihren Entschädigungsforderungen an Land und Geld Gehör verschafft hätte.

An diesen Forderungen glaubte die schwedischc Staatsleitung für alles, was sie den evangelischen Reichsständen geleistet hatte, selbstverständlich festhalten zu müssen. Ihrer deutschen Alliierten war sie ja ledig; denn mit alleiniger Ausnahme des Landgrafen von Hessen-Kassel hatten sich die einzelnen Bundesstände dem Vorgange Kursachsens angeschlossen und ihren Frieden mit dem Kaiser gemacht. Der Abfall trat ein, den der prophetische Geist Gustav Adolfs vorausgcsehen hatte. Mithin sah sich die Krone Schweden auch aller Schonung überhoben. Sie erblickte von nun an in Deutschlands Fürsten nur noch Feinde, deren Territorien nach Belieben ausgenutzt werden konnten. Länder und Magazine mussten jetzt der Gewalt sich öffnen: auf einer rücksichtslosen Ausbeutung des deutschen Landes durch Kontribution und Einquartierung beruhte fortan die schwedische Kriegführung **). Keine regelmässige baare Bezahlung der Truppen, also auch keine geregelte Quartierverpflegung. Keine vorher festgesetzte Normierung des Soldes, folglich Anwerbung der Leute auf Plünderung und Kontribution, Bereicherung der Befehlshaber auf eigene Hand und dabei eine tausendfach sich ergebende Gelegenheit zu Desertion und schnellem, willkürlichem Dienstwechsel. So hatte sich dies trefflich disciplinierte und glänzend geleitete Heer in eigen-

*) Bogislaff Philipp von Chemnitz, Königlich Schwedischen in Teutschland geführten Krieges Dritter Teil (Ausg. 1855), 1, 3.

**) Lorentzen a. a. O. S. 75.

tümlich selbständiger Weise entwickelt und umgebildet. Es war zu einer Berufsarmee geworden, die zwar durch die klassische militärische Schulung des Offizierkorps und der Gemeinen noch immer imstande war, aufkeimende innere Gegensätze auszugleichen, die aber nicht mehr als die Vorkämpferin des Evangeliums und der protestantischen Freiheit betrachtet werden konnte und in ihrer zunehmenden Zersetzung auch den letzten Schimmer jenes moralischen Ansehens abstreifte, zu welchem die ideale Grösse Gustav Adolfs sie erhoben hatte *).

Einen solchen Eindruck also machte das Heer, als Johan Baner, von seinem heldenhaften Könige bereits dazu ausersehen, mit dem Oberbefehl betraut wurde. Bleiben wir vorbeiläufig bei seinen Handlungen stehen.

Nach allem Wahrgenommenen kam es für ihn in erster Linie darauf an, den ihre Rückstände heischenden Offizieren den Herren zu zeigen, „indem sie sich jetzt gleichsam ohne capo achten", und sie „sowohl ihrer geleisteten wie ihrer künftigen Dienste halber" zu „contentiren" **). Das eben war der springende Punkt. Die isolierte Stellung Schwedens hatte auch auf die Armee zurückgewirkt. Die Führer wussten nicht, an wen sie sich bei dem erschütterten Kredit der nordischen Krone in ihren berechtigten Entschädigungsansprüchen halten sollten. Zwar wurde ihnen auf einer Verhandlung zu Magdeburg ***) — es war die letzte dieser Art, die Oxenstierna in Deutschland leitete, und diesmal unter höchst peinvollen Begleiterscheinungen — im August 1635 die Haftpflicht der Krone garantiert; die Offiziere gelobten Gehorsam gemäss den Kriegsartikeln; aber das Misstrauen war damit nicht aus der Welt geschafft, sondern nahm mit der Verstimmung über des Reichskanzlers Weggang immer neue Formen an, so sehr sich auch in allem Baners Umsicht bewährte.

Dass der Anknüpfungsversuch mit der kaiserlich-sächsischen Vertretung, an der noch Oxenstierna mitgearbeitet hatte, scheitern würde †), war nach Lage der Dinge nicht anders als

*) Lorentzen a. a. O. 80.

**) Oxenstierna skrifter II, 6, 200.

***) v. Chemnitz II, 741 fgg.

†) Die letzten Verhandlungen wurden im September 1635 zu Schönebeck geführt. Vgl. O. Meinardus, Protokolle und Relationen des Brandenburgischen Geheimen Rathes 1 (Archivpublikationen Bd. 11), p. XIV. XV.

natürlich. Der gekränkte Ehrgeiz des Kurfürsten Johann Georg hatte sich vorher schon nach Kräften Luft gemacht *). In unglaublicher Verblendung stiess er jetzt die Hand, die den Ausgleich bot, von sich.

Um so fester nahm der neue Feldmarschall seine militärische Autorität in die Hand; war er sich doch wohl bewusst, dass „nach dem Prägischen Schluss die feindliche Gefahr sich täglich gemehrt" hatte **). Mit dieser neuen Charge beginnt für den Schüler Gustav Adolfs die neue Phase absolut selbständigen Wirkens, der letzte und zugleich ruhmreichste Abschnitt seiner kriegerischen Laufbahn. Jedes Stück seiner, (nebenbei bemerkt) in höchst klarem, prägnantem Deutsch abgefassten Korrespondenz giebt von seinem Eifer, von seiner tiefen Einsicht und unermüdlichen Fürsorge auch für das Detail des Dienstes Kunde. Baner hat Ungeheures geleistet. Jene Verbindung von unbändiger Laune und strategischem Genie, die man an ihm wahrnahm, macht ihn, seitdem er in seinen Anordnungen durch keine Einsprache behelligt das Kommando führte, zu einem der grössten Feldherren des Jahrhunderts. Selbst seine Rückzüge, bei denen es galt, vorteilhafte Gelegenheiten abzupassen und sichere, dem Feinde schädliche Stellungen auszuerspähen, wurden schon von den Zeitgenossen, beispielsweise vom Kardinal Richelieu, als Meisterstücke der Kriegskunst gewürdigt***). — Es gelang ihm, durch das Gefecht vor Dömitz (am 22. Oktober 1635) die Feindseligkeiten Kursachsens

---

*) Seine wahre Gesinnung offenbarte dieser bei einer Zusammenkunft zu Sandersleben am 2. Januar 1635, wohin er Baner zur Auseinandersetzung über die Quartiere im Obersächsischen Kreis beordert hatte. Banor berichtet darüber mit dramatischer Lebendigkeit. Im Verfolg des sehr erregten Gespräches polterte der Kurfürst heraus: „Ihr und euer Kanzler habt mich lang genug gehudelt, denn nach eures Königs Tod hätte mir die Direction in Teutschland gebühret!" Oxenstierna skrifter II, 6, 177.

**) Oxenstierna skrifter II, 6, 195.

***) S. die glänzende Charakteristik des französischen Residenten Beauregard in Le Laboureur, Histoire du maréchal de Guébriant. Paris 1657, p. 306—309, — Benzelius, Eloge du maréchal Banor [o. J. 17. Jahrhundert]. — Ingman, Aereminne af Johan Baner, Stockholm 1776. [Anonyme Übersetzung], Baners Ehrengedächtnis, St. Petersburg 1783. 200 SS. kl. 8. Anziehendes Buch, das Thatsächliche voraussetzend, rhetorisch-enthusiastisch. Geniestil des 18. Jahrhunderts.

zurückzuweisen. Den benachbarten Brandenburger, der unter dem Zwang des Prager Friedens seine Streitkräfte dem Oberbefehl Sachsens unterstellt hatte, liess er die neue Raison fühlen: die Residenz Berlin erschien gefährdet. Diese schroffe, jede Vermittelung abweisende, drohende Haltung des schwedischen Kronfeldherren hat ihm Georg Wilhelm nie verziehen *). Sie war es, die den unglücklichen, kränkelnden Landesherrn im Widerspruch mit seinen Geheimen Räten zu abnormen kriegerischen Massregeln stachelte und, während er selbst im äussersten Osten seiner Monarchie sich barg, Zerstörung, Kummer und Elend über die Kurlande heraufbeschwor. So wunderbar verketteten sich äussere und innere Antriebe und schufen durch Folg' aus Folge die schlimmsten Konsequenzen.

Das „abtrünnige" Sachsen wurde sodann seiner Hartnäckigkeit entsprechend abgestraft.

Aber mehr als alle diese Erfolge bedeutete endlich der Sieg im offenen Felde über Sachsen und Kaiserliche (bei Wittstock am 24. September 1636), durch den Baner seiner Krone wenigstens in Niederdeutschland ein neues grosses Übergewicht verschaffte. Damit hatte sie den Schlag von Nördlingen wett gemacht. Die Kriegspolitik ihres klugen Kanzlers erhielt ihre glänzende Rechtfertigung. Schwedens Stellung war wieder gesichert. Baner setzte sich in Thüringen und Sachsen fest. Erfurt blieb wie im Vorjahre das Centrum der schwedischen Kriegsverwaltung.

Diesen Errungenschaften zum Trotz und seiner Kunst, Armeen zu verpflegen, zum Trotz, hat der Feldmarschall Excessen der Eigenmächtigkeit im Schosse des Heeres wiederholt entgegentreten müssen. War den Sommer zuvor nur mit Mühe der offene Aufruhr verhütet worden, so blieben Ausbrüche des Missvergnügens und der Widersetzlichkeit fortan keine vereinzelten Erscheinungen mehr. In ihren Baarforderungen fanden sich die Offiziere keineswegs befriedigt, und es stand mit nichten in des Kronfeldherrn Macht, die pekuniären Verlegenheiten abzustellen und Führern wie Gemeinen endgiltig genugzuthun. Unter dem Druck dieser nie beseitigten Geldnöte und all der Unzuträglichkeiten, die daraus entsprangen, wurde vielmehr

*) Meinardus, Protokolle I, XXV fgg.

der Intrigue Vorschub geleistet, wuchs die Unbotmässigkeit bisweilen bis zu förmlicher Gehorsamverweigerung, verschärfte sich — und dies ist das neue — der nationale Gegensatz in dieser Armee, einer Armee, deren Mannschaften zum allergrössten Teil aus Deutschen bestanden und deren Regimenter bisher überwiegend von deutschen Chefs geführt worden waren. Zum erstenmal im Verlauf des Krieges giebt sich den Schweden gegenüber eine national-deutsche Empfindung kund; es ist etwas wie eine patriotische Regung, eine Ahnung davon, dass man sich doch am Ende gegen diese unbequemen, trotzigen Dränger zu kehren habe, die in einem reinen Interessenkampfe begriffen den deutschen Boden erobernd aussogen. Ein seit langem gefühltes, nach dem Frieden von Prag durch die kaiserlichen Avokatorien aufs neue genährtes und in weiten Kreisen der Nation verbreitetes Friedensbedürfnis kam hinzu, und in den Kurfürstentümern der beiden sächsischen Kreise war es der ausgesprochene Wille des Landesherrn, der in Kursachsen in Übereinstimmung, in Kurbrandenburg in Widerstreit mit den eigenen Regierungsorganen, der nordischen Macht Sympathie und Unterstützung entzog. —

In dies Entwickelungsstadium, dessen sich die öffentliche Meinung begreiflicherweise bemächtigte, um es in zahlreichen Flugschriften mit bitterem Ernst wie mit ätzendem Spott zu charakterisieren *), fällt das Unternehmen Joachim Ludwigs von Seckendorff.

In gewissem Sinne hatte der fränkische Rittersmann Vorarbeiter gehabt. Eine Reihe hervorragender Stabsoffiziere quittierte schon in den Monaten nach der nördlinger Schlacht und dem Prager Frieden den schwedischen Dienst. Es ist der Mühe wert, diese Männer ein wenig näher zu betrachten, denn es sind Menschen von höchstem persönlichen Reiz darunter.

Da ist vor allem der Generalmajor Wilhelm von Kalchum **) gen. Lohausen (geb. 1584, † als Kommandant zu Rostock 1640 ***), der ausgezeichnete Kriegstheoretiker und

*) Darüber ausführlich H. Hitzigrath, Publicistik des Prager Friedens (Hallische Abhandlungen zur neueren Geschichte IX. 1880).

**) Er selbst schreibt sich Kalcheim, wir recipieren die allgemein angenommene Schreibung der Familie.

***) Seine Biographie, hineingestellt in den grossen Gang der Begeben-

Prosaist aus dem bekannten bergischen Geschlecht, das aus seinem anderen Zweige, den Kalchum gen. Leuchtmar, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg den Erzieher stellte. Lohausen war ein Mann von unverwüstlichem Eifer und unermüdlicher Thätigkeit, der erstaunlich viel erlebt hat. Er ist Lutheraner, aber er wurzelt in jenen oranisch-niederrheinischen Anschauungskreisen, aus denen so mancher streitbare Held der evangelischen Freiheit hervorgegangen ist. Eng waren die Beziehungen seiner Vorfahren zu den Niederlanden, in enger Berührung war er selbst mit den pfälzischen Fürsten und mit Moriz von Oranien. Mit lebendigem Anteil so in den religiös-politischen Bewegungen der Zeit mitten inne stehend, wohnte er im Sommer 1610 jenem denkwürdigen, für den Gang des Erbfolgestreits so bedeutsamen Akte, der Belagerung Jülichs bei; indes ihren Ausgang machte er nicht mit, denn durch eine Falkonetkugel aus der Festung wurde ihm das rechte Bein zerschmettert, so dass es abgenommen und durch ein hölzernes ersetzt werden musste. Obwohl Krüppel, finden wir ihn nach einander in kurbrandenburgischen, markgräflich brandenburgischen, oldenburgischen und dänischen Diensten, nach der Schlacht bei Lutter als dänischen Gefangenen in kaiserlicher Haft, freigegeben für kurze Zeit als Leiter des Militärwesens der Stadt Bremen und sodann als Kriegsrat des geächteten Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg, bis er durch dessen vertraute Verbindung mit Gustav Adolf dem schwedischen Dienst zugeführt wurde, wo sich dann seine Fähigkeiten auch auf militär-diplomatischem Gebiete entfalten konnten. Alles in allem eine an Verdiensten reiche, charaktervolle und hochgebildete Persönlichkeit. Sein Grabredner hat ihm nachgerufen: er habe (und zwar nach dem Urteil vornehmer Kavaliere und Kriegserfahrener) „vornehme Festungen und Plätze fast mehr mit seiner Feder als mit dem Schwerte bezwingen können“ *). Seine antischwedischen Aspirationen haben in der Armee ein gefürchtetes Andenken hinterlassen.

Weiter die Generalmajore Hans Georg aus dem Win-

heiten, giebt E. von Schaumburg, Zeitschrift für Bergische Geschichte 3, 1—223. Eine schöne, tiefgehende Studie.

*) v. Schaumburg a. a. O. S. 202.

kel, der humane Kavalier, den die Fruchtbringende Gesellschaft als den „Rettenden“ zu den ihren zählte, und der treffliche Militär Georg Ernst von Wedel. In den Machinationen gegen Baner klingt immer wieder sein Name vor. *) Er ward später ein bewährter Berater des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Die Denkschrift, die er seinem jungen Herrn nach dem Thronwechsel von 1640 überreichte und worin er die Maximen einer in Anbetracht des jetzigen Zustandes der Mark und Preussens einzuschlagenden Politik entwickelte **), offenbart einen tiefer gebildeten Sinn, der die Feder zu führen versteht, eine klare Einsicht in das politisch Notwendige und jene aufrichtige, lautere Frömmigkeit, wie wir sie zu jener Zeit bei den Führern evangelischer Truppen aller Länder wiederfinden.

Weniger um seiner geistigen Qualitäten als um seiner soldatischen Bravour willen wäre ferner der nun zu den Kaiserlichen übertretende Generalmajor Klaus Dietrich von Sperreuter zu nennen.

Aus der Zahl der Obristen tritt uns der Dichter und Übersetzer Diederich von dem Werder aus Anhalt (geb. 1584, † 1657) entgegen, eine durch und durch geistige, in jeder Hinsicht originale Erscheinung ***). Werder hat nicht minder Ausserordentliches erlebt und erfahren als der ihm gleichalterige Lohausen. Auf Reisen gebildet und mit umfassenden Sprachkenntnissen ausgestattet, in ritterlichen Übungen ausgezeichnet und im Kriege erprobt, in nahem Verkehr mit den Gelehrten der hessen-casseler Landesuniversität, der Vertraute Morizens des Gelehrten und des dichterfreundlichen Fürsten Ludwig von

---

*) Er begegnet uns zuerst in den Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen nach dem Prager Frieden (Oxenst. skrifter II, 6, 210. 212). In dem Versuche zu Schönebeck, zu einem Abkommen mit Kursachsen zu gelangen (vgl. oben S. 121 Anm. †), ist er neben den Generalmajoren Wedel und Lohausen der Wortführer. Wedels „böse Opinion“ und „widerwärtige Discourse“, die auch von Sperreuter, Generalmajor Beckermann, Obrist Glaubitz und anderen Offizieren öffentlich geführt worden seien, s. Oxenstierna skrifter II, 6, 222. 226. 228.

**) Gedr. Meinardus, Protokolle und Relationen 1, 32—38.

***) G. Witkowski, Diederich von dem Werder. 1887. Eingehende Monographie. — In der Litteratur erscheint Werder als Übersetzer Tassos.

Anhalt-Koethen *) und in dieser Eigenschaft auch diplomatisch mannigfaltig thätig, hatte er sich entschlossen, seinen heimatlichen Ruhesitz (Reinsdorf) mit der Ruhelosigkeit eines Truppenführers in der schwedischen Armee zu vertauschen. Auch wieder materielle Unannehmlichkeiten, so weit wir sehen, veranlassten sein Scheiden. Er trat jetzt ab, im Einverständnis mit seinem Landesherrn, als die kaiserlichen Avokatorien verkündet wurden, blieb aber zum Heile seines Vaterländchens mit Baner, der ihn hochschätzte und begünstigte, fortdauernd in persönlicher Berührung. Noch wenige Tage vor Baners Ableben hat er sich mit ihm im Feldlager zu Merseburg besprochen, ihm auch den fürstlich anhaltischen Leibarzt dorthin mitgebracht **); dessen Behandlung erbat sich der Feldmarschall selbst, obwohl er sonst, eigensinnig wie er war, „sich den Medicis ganz und gar nicht accomodiren" wollte ***).

Zu diesen in vieler Hinsicht ausgezeichneten Männern traten andere, die eine weniger edle Leidenschaft, Fehdelust und ungestümes Begehren, beseelte.

Christoph von Houwald zeigt sich als einer der rührigsten Schwedenfeinde. Houwald ist geboren 1606 und auf dem Gymnasium zu Halle gebildet. Unter Schwedens Fahne hat ihm Gustav Adolf seinen „verdunkelten" Adel bestätigt. Er wandte sich jetzt, nach kurzer Wirksamkeit in Kursachsen †), an den Polenkönig Wladislaw IV. und wurde Stadtkommandant in Danzig, um dann später in brandenburgische Dienste zu

*) Stifters der Fruchtbringenden Gesellschaft (1617).

**) G. Krause, Ludwig Fürst von Anhalt 2 (1879) S. 275 ff. In diesem Werke ist reiches Urkundenmaterial zur Wirksamkeit Werders.

***) Bericht des Leibarztes Engelhart ebd. S. 280.

†) Von dem in kursächsische Dienste übergetretenen Obristen Houwald berichtet Baner, d. d. Weimar, 3. Oktober 1634 die höchst charakteristische Äusserung: „Wasmassen er in mehr Officierer Beiwesen unlängst der ganzen Schwedischen Nation und insonderheit den Principalen, ja insonderheit Ewrer Excellenz zum höchsten übel nachgeredet und uff sie geschmähet, also dass er sich nicht gescheuet haben soll zu sagen, dass man die Principalen von der Schwedischen Nation bei den Köpfen nehmen und sie vor all das Geld, welches sie uff viel Tonnen Goldes erhoben, Rechenschaft geben lassen sollte, und dass die Schuld allein an ihnen wäre, dass nach I. M. höchstseligen Andenkens Ableiben alles so übel gelungen und was dergleichen Lästerungen und Injurien mehr seind." Oxenstierna skrifter II, 6, 150.

treten *). An dem genannten Orte ontwickelte Houwald eine wütende Agitation gegen die nordische Krone; Danzig wurde zum Herd aller antischwedischen Umtriebe **). In ihrem Mittelpunkt erscheint bald der alte Widersacher, der schwedische Gefangenschaft, wie vor Jahren den schwedischen Dienst durchkostet hatte, der Märker Hans Georg von Arnim, der „vornehmste und verschmitzteste Praktikant" gegen die nordische Macht ohne Frage. Wie mochte er gejauchzt haben, als er der Haft zu Stockholm entronnen in dem neutralen Hamburg den vaterländischen Boden betrat und nun mit deutschem Humor den schwedischen Reichsrat brieflich um Verzeihung bitten konnte, dass er sich ohne Abschied zu nehmen seiner weiteren Gastfreundschaft entzogen hätte!***) Neben Houwald gruppierte sich nach und nach eine Anzahl höherer Offiziere um diesen Mann. So Arnims Vertrauter, der kursächsische Oberstlieutenant Heino von Ribbeck, der mit ihm die nordische Klausur geteilt hatte; ferner die Obristen: der thatkräftige Joachim Ernst von Crockow †), der abenteuernde Hermann Bothe, der ränkevolle Joachim von Mitzlaff ††); beide letztere gleichermassen durch das Erlebnis einer schwedischen Gefangenschaft ausgezeichnet. — Seltsam verschlangen sich alsbald die Fäden, und die gemachten Anschläge gewannen nach zwei Richtungen hin eine ganz bestimmte Fassung. Einmal hangen mit ihnen Arnims in seiner Zeit vielbesprochene Projekte zusammen, die sicher weit grössere Dimensionen angenommen haben würden, wenn ihnen nicht der Tod ihres Urhebers — Arnim starb am 28. April 1641 — ein vorzeitiges Ziel

---

*) Unter dem Grossen Kurfürsten errang er kriegerische Lorbeeren. Er hat dann die Familienherrschaft Straupitz im Spreewalde erworben, wo er 1663 gestorben ist (A. D. Biographie 13, 211.) Er ist der Urgrossvater des Dichters Ernst Christoph Freiherrn von Houwald, dessen Jugenddrama „Der Tod der Generals Liljehöck" (vgl. dazu unten) beweist, in welchem Grade die schwedischen Traditionen in der Familie lebendig geblieben sein mochten. Die Litteraturhistoriker haben, so viel ich sehe, diesem Umstande keine Beachtung geschenkt.

**) G. Irmer, Hans Georg von Arnim. 1894. S. 360.

***) Irmer a. a. O. S. 350. Seine Aufhebung in Boitzenburg ebd. 339 ff.

†) Oxenst. skrifter II, 6, 615. 713.

††) ebd. 614. Mitzlaff war heimlich entronnen.

gesetzt hätte. Sodann wurzelt in diesen danziger Abmachungen der Anschlag des (jetzt in kaiserlichen Diensten befindlichen) Obristen Bothe auf Livland. Ein Unternehmen von vielversprechender Wichtigkeit, aber überaus abenteuerlich, wenn man die Mittel in Anschlag bringt, mit denen es in Scene gesetzt wurde. Es schlug vollständig fehl (Juli 1639). Nicht vollkommen aufgeklärt ist es, wie weit die brandenburgische Regierung dabei ihre Hände im Spiele gehabt hat. Jedenfalls fand man es brandenburgischerseits später für gut, diesen Einbruch Bothes zu desavouieren *); dass man nichts davon gewusst habe, erkläre sich schon daraus, „dass derselbe so ungereumt von ihm angestellet" **). In der zweiten Hälfte der vierziger Jahre erscheint Bothe in Dänemark, wo er angeblich „dergleichen Consilia wider Schweden noch führete, als er vor diesem in Livland vorgehabt" ***).

Das waren Übergriffe, welche mehr oder weniger sichtbare Formen annahmen und ein positives Resultat, die Schädigung der schwedischen Streitkräfte, bezweckten †). Im übrigen lohnt es kaum, diesen Umtrieben im Schosse der Armee in

*) Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I, 526.

**) Instruktion für die brandenburgischen Gesandten zu den lübecker Traktaten (Herbst 1653). Urkk. u. Aktenst. VI, 675.

***) Urkk. u. Aktenst. IV, 453.

†) „Was nun diese Leute alle [Arnim, Mitzlaff, Gr. Kurtz] prakticiren werden, ob es gleich so eigentlich nicht vorhero abzusehen und daraus gewisse Conclusiones zu machen, so ist doch genugsam zu erachten, dass vor I. K. M. und Dero Staat und Armee es nicht fürträglich gemeinet sein wird; aber wie dem allen, so ist Gottes Ratschlag und allein weise Regierung, der für I. K. M. bishero militiret und sich Dero Sache getreulich angenommen, zu consideriren, dass, wie er bishero viele Ahitophelconsilia vernichtet, also auch diese Klugen in ihrer Weisheit und Ratschluss einen Fehl nach dem andern gebären lassen könne. Unterdessen so will ich nicht unterlassen, den wenigen Verstand, so mir Gott verleihet, zu I. K. M. Diensten meiner gebürenden Devotion nach anzuwenden und mich in eine solche Posture setzen, darin ich einen Feind, der mit überlegener Macht an mich kommen, wo die Raison zu keiner Offension weisen will, doch defensive sustinuiren, und etwa nach Gottes Willen, wie er ehemals sich darin herrlich erwiesen, der Feind ohne Schwertschlag bei mir vergehen und sich in sich selbst consumiren müsse." Baner d. d. Pirna 4. Mai 1639. Oxenst. skrifter II, 6, 614. — Über Arnims Projekte vgl. noch Urkk. u. Aktenst. I, 456. 536.

ihren Irrgängen nachzuspüren; was dabei herauskommt, hat keine historische Dignität. Das Hervorstechende ist, dass es deutsche Offiziere sind, die unter einander dem Unmut über das, was ihnen widerfährt, auf gut deutsch in derber Weise Luft machen. Dieselben Männer, die sich einst mit freudigem Stolze unter das blaugelbe Banner geschart hatten, die sehen wir sich nicht blos mit Abscheu und zum Teil in offener Opposition der fremden Heeresleitung fügen, wir sehen sie im stillen in immer neuen Ansätzen nach Gelegenheiten spähen, den Dienst zu wechseln. —

Indes diese Machinationen wagten sich doch nicht mehr laut hervor. Die Zustände änderten sich, seitdem Baner den Oberbefehl sicher in Händen hatte und der gewaltige Wille des Einen die Gemüter gefesselt hielt. Von spezifisch deutschen Anschlägen wird es still. Das deutsche Element war auch jetzt noch bei weitem in der Überzahl, aber in Bezug auf die höheren Chargen machte sich je länger je mehr eine Wandelung bemerkbar: man liess nur eingeborene Schweden in die höheren Kommandostellen; selten brachten es die Deutschen weiter als bis zum Obristen *). Die Fürsten waren ja der Mehrzahl nach schon längst ausgeschieden, beim Abschluss des Friedens dienten nur einzelne wenige noch in der schwedischen Armee **). Offenbar hat Baner diesen Gang der Dinge begünstigt. Baner war auf deutschem Boden freilich selbst zum Deutschen geworden. Deutsch waren die Anschauungen und Gedanken, aus denen sein König seine beste Kraft gezogen hatte. Verband nicht damals ein und derselbe Kulturbereich unsere deutsche Welt und diese in frischer Bewährung emporgeblühten nordischen Mächte? Deutsch war der Glaube, der dort herrschte, deutsch jene Fülle neuer Ideen seit der Kirchenreform; alle Äusserungen eines höheren geistigen Lebens trugen deutsche Farbe ***). Nirgends diente der pro-

*) Nach der Schlacht bei Wittstock waren von sämtlichen Kavallerieobristen, soweit sie als Regimentschefs hervortreten, nur etwa noch ein Drittel, von den Infanterieobristen etwa die Hälfte deutscher Nationalität. S. die Specifikation der Armee vom 24. September 1636. Oxenstierna skrifter II, 6, 864 865.

**) Die Beispiele nennt Lorentzen a. a. O. 82, 83.

***) Diesen Zusammenhang der deutschen und nordischen Kultur betont

testantische Adel Niederdeutschlands lieber als unter den blaugelben Feldzeichen. Mit diesen Edelleuten verkehrte Baner wie mit seinesgleichen; das Deutsche handhabte er wie seine Muttersprache; die drei Gemahlinnen, die nach einander sein Lagerleben und seine Gefahren geteilt haben, waren deutsche Frauen: die erste ein schlichtes adeliges Fräulein *), die zweite eine Reichsgräfin von Erbach **), die dritte, mit der ihn das Schicksal nur wenige Monate vereinte, eine Prinzessin aus dem badischen Markgrafenhause. Und wie wusste er jenes deutsche Kriegermaterial, die Vorzüglichkeit und Dauerbarkeit einer deutschen Truppe und die Verlässlichkeit deutscher Führer zu schätzen. Wie hat er gespöttelt über gewisse schwedische Offiziere, die, eben erst aus dem nordischen Vaterlande überschickt, „nicht wert seien, dass sie einem redlichen Soldaten salvo honore die Stiefel ausziehen sollten", oder „kaum eines rechtschaffenen gemeinen Reuters oder Landsknechts Stelle mit Ehren vertreten könnten!" Dadurch würde nicht allein die löbliche schwedische Nation bei anderen verachtet, sondern auch die nötigen Herrendienste so schlecht bestellt, dass es eine Schande sei ***). — Die eben gethane Äusserung spricht schon dafür, wie sehr sich im Laufe der Zeit das schwedische Nationalgefühl gehoben hatte, wie es sich zu einem selbstthätigen Faktor auszuwirken begann. Wer im Dienste dieser nordischen Krone stand, der konnte, zumal ein geborener Schwede, doch das Bewusstsein nicht abweisen, dass er in der Folge Ideen und Ansprüche zu vertreten hatte, die zu den deutschen Interessen in ausgeprägtem Gegensatze standen; dass in den Anordnungen, wie sie die Reichsregierung (Königin, Kanzler und Reichsrat) von jenseit der Ostsee ergehen liess, eine Staatsweisheit zum Ausdruck kam, die sich ihre eigenen

---

vortrefflich Max Lenz, Gustav Adolf dem Befreier zum Gedächtnis. Preuss. Jahrbücher 78 (1894) S. 507—516.

*) Eine geborene von Pfuel, eine Schwester der beiden in der schwedischen Armee dienenden höheren Offiziere, des Generalmajors und des Obristen.

**) Man lese das ergreifende Schreiben nach ihrem Tode, d. d. Wildungen 9. Septbr. 1640, worin sich Baner bei dem Reichskanzler für dessen Kondolenz bedankt. Oxenstierna skrifter II, 6, 772.

***) Oxenstierna skrifter II, 6, 402. 403.

Gesetze diktierte, mit einem Wort: dass ein geschlossenes System schwedischer Interessen und Anschauungen von den Organen der Krone entsprechende Durchführung erheischte. Ein anderes war der Glaubensschutz der evangelischen Reichsstände, ein anderes die expansive Politik einer aufsteigenden Grossmacht: Schwedens und Deutschlands Wege trennten sich für immer. Fing man in Deutschland an, die schwedische Kriegführung als einen unerträglichen Druck zu fühlen, so musste man auf schwedischer Seite immer mehr alle Kräfte anspannen, die alten, lang gehegten Forderungen in die That umzusetzen. Wie hätte die wachsende Empfindung dafür nicht auf die Haltung des höchsten Armeechefs zurückwirken sollen! So sehr Baner den Wert der Deutschen anerkannte, so sicher musste er sich bei der Entwickelung, die der Krieg und durch ihn die allgemeinen Verhältnisse nahmen, von der Notwendigkeit überzeugt halten, das schwedische Element im Heere zu kräftigen, wenn anders er mit den Truppen weitere Erfolge zum Frommen „seines hochgeehrten Vaterlandes" erzielen wollte. Unwiderlegliche Zeugnisse bestätigen das. In ihren letzten Triebfedern weisen alle seine Massregeln darauf hin. Ja wir glauben mit den Jahren eine Abkehr von den deutschen Offizieren bei ihm wahrzunehmen *), ein gesteigertes Zutrauen zu denjenigen Führern, die mit ihm gleicher Abstammung waren. Immer aber hielt er an Gustav Adolfs Grundsatz fest, „dass man die Nationen bei einander und alle zusammen willig behalten müsste" **). Mit den Schweden allein zu fechten verbot sich von selbst; und mit den Deutschen „bei jetzt beschaffenen Zeiten allein zu agiren und deren unwilligen Humor zu ertragen", würde „viel zu gefährlich und beschwerlich" ***) sein. So blieb nur übrig, immer auf die

*) Wohl mit einiger Übertreibung Samuel von Winterfeldt an den brandenburgischen Kanzler von Goetze d. d. Hamburg 3. Dezbr. 1640: „Über Baners Insolenz wird sehr geklaget, soll alle deutsche Officierer desgoustiren und der ganzen Nation feind sein." Meinardus, Protokolle 1, 43.

**) Oxenstierna skrifter II, 6, 428. — Den Feldmarschall Wrangel (den älteren), der ihm das Ansinnen gestellt hatte, ihm sämtliche „Schweden und Finnen zugleich" zu überlassen, glaubt er abschlägig bescheiden zu müssen; er ersucht, dass die Reichsregierung mit einer „Decision" dazwischen kommen und ihnen beiden „einen Ausspruch erteilen" möge.

***) Oxenstierna skrifter, ebd. 428.

Stärkung der nationalen Faktoren bedacht, die lauen Bestandteile auszuscheiden und das Heer — dies wenigstens das von fern winkende Ziel — zu einer nationalen Berufsarmee umzuschmieden.

Aber mit welchen Schwierigkeiten war diese Aufgabe verknüpft. Wir können sie hier nicht im Detail erörtern, nur auf einige Züge müssen wir uns im Rahmen dieser Skizze beschränken, die Art zu kennzeichnen, die der ungestüme Heerführer in der Beseitigung der entgegenstehenden Hemmnisse an den Tag legte. An allen Ecken und Enden wollton die Defekte in der Armee ergänzt und gebessert sein. Es galt, die einzelnen Regimenter zu komplettieren, der Reiterei vor allem, der die kaiserliche so gänzlich überlegen war, aufzuhelfen, das Werbe- und Proviantwesen zu reorganisieren; den Geist der Subordination gegen die Oberen zu wecken, die zahllosen Friktionen unter diesen selbst auszugleichen, ihren Eigenmächtigkeiten in Worten und Werken entgegenzutreten. Man muss sich in Baners körnige Briefe selbst versenken, wenn man von seinem Eifer und seiner Umsicht auch in diesem Bezuge das richtige Bild gewinnen, diese Summe von Zähigkeit und Kühnheit würdigen will. Aber so heftig seine Gemütsart, so klar und unbefangen blieb ihm der geistige Blick. „Was ich mit meinem Iudicio nicht penetriren kann, darin will ich mich gern weisen lassen, was mich aber raisonnabel bedünkt, nicht verschweigen, sondern getreulich entdecken“ *). Er vergiebt sich nirgends etwas. Der Respekt seiner Soldaten bleibt ihm in allen Fährnissen unerschüttert. Und doch ist er kein Leutcschinder. Selbst dic Landbewohner, die die Einquartierung seiner Schwärme ertrugen, dürfen, soviel an ihm lag, auf seine Rücksicht rechnen. Nur gegen die verletzte Kriegsordnung walten eiserne Gesetze.

In den wunderbarsten Schattierungen gaben sich dagegen die Willkürlichkeiten der Offiziere kund, und ihrer eigenwilligen Gesinnung war nicht immer so ohne weiteres beizukommen. Da war der jugendliche Generalmajor Carl Gustaf Wrangel **), dem Kronfeldherrn nach dessen Zeugnis ganz und gar nichts nütze, da seine Aktionen „nur Kindor- und lauter à la mode-

*) Oxenstierna skrifter, II, 6, 429.
**) Der später berühmte Feldmarschall.

Händel“ seien; „er hat in Frankreich und Holland dererselben Sitten so gar angenommen, dass er sich auch in Kleidung und Tractament wie ein geborener Franzos halten thut, hingegen wenn ich eine Ordre ausgebe, dass er ein paar Stunden vor Tage aufsein soll, so bekomme ich ihn allererst gegen 8 Uhren zu sehen. Und ist immer schade, dass er so zeitig von Jahren zu einer solchen hohen Charge promoviret worden.“ — Da waren andere, die in bösem Sinne längst verjährte Rückstände hervorholten, wie der Obrist Graf Zdenko von Hoditz, „unter allen Officierern der unbescheidenste, verdriesslichste und beschwerlichste“, der mit der „Importunität vermeinter Praetensionen, mit ruhmrediger Anziehung trefflicher Dienste“ den Kronfeldherren „ohne Unterlass fatigirte“. Mehrmals hatte ihn Baner in seine Schranken gewiesen, seine Forderungen auch in einem Memorial nach Stockholm gesandt. Als sich der Graf dabei nicht beruhigte, sondern nochmals in Baners Behausung *) — „des Morgens um 7 Uhren“ — seine Ansprüche geltend machte und den Kronfeldherren „mit schnarchenden Worten angefahren: er müsste Satisfaktion wegen seiner geleisteten treuen Dienste haben, er bekäme sie auch von wem er wollte, und sonsten ein Haufen hochtrabende Wort ausgegossen, dass ich sie nicht länger anhören können, sondern weil ich so Viele bei mir befand, dass ich ferner mich nicht über solchen undiscreten, hochinturnirten Pocher commoviren und hernacher mich im Eifer nicht zu moderiren hätte wissen mögen“ — verliess Baner das Gemach. Der Andere entfernte sich erst, nachdem er dem Pfalzgrafen Moriz und den Offizieren, die dabei standen, die Worte ins Gesicht geschleudert: „er wäre der Krone Schweden Sklave nicht, viel weniger eines Baners!“ **)

Manche Chefs liessen sich Unterschleife, Erpressungen, Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen. Von dem Oberstlieutenant Duwalt heisst es, dass er den Offizieren seines Regimentes (es war damals ohne Obristen) „alle dasjenige, so aus den Quartieren bis dato gefallen, zu Wasser gemachet, auch von

---

*) Es war im Hauptquartier Cham Februar 1641.

**) Oxenstierna skrifter II, 6, 846. Baner trägt beim Reichskanzler auf Hoditz' Entfernung an, ebd. 795. 820. Sein Regiment „kann jetzt über fünfzig Dienstleute nicht praesentiren“ ebd. 819.

denen zu des Regiments Besten einkommenden Geldern keine richtige Abteilung machte"; die Rittmeister setzte er nach eigenem Belieben ein oder belegte sie „mit langweiligen Arresten", andere zu seinem Vorteil Stimmende schöbe er ein; erhielte er das Regiment, so würde kein Einziger bleiben und ihr Abzug den Ruin des Regimentes zur Folge haben *). Denn „wenn die Officierer hinweg sein, pflegen sie wohl die Knechte auch nach sich zu ziehen". — Viele Regimenter waren so leistungsunfähig und bedeuteten so wenig für sich selbst, dass sie miteinander verschmolzen werden mussten, zumal wenn sie unbrauchbare Führer hatten. Hören wir darüber Baner in einigen besonders charakteristischen Beispielen. „Vor allen andern sind die sechs Regimenter, als Obristen Forbus, Kriechbaum, Herberstein, Stralendorff, Gwynn und Lindsay so gar schlecht, dass davon beinahe gar keine Dienste zu spüren, auch auf die Obristen, ausgenommen Forbus, nicht sonderlich zu bauen. Der Obriste Gwynn hat einen sehr widerspenstigen Kopf, ist ein Erzkatholikus, auch als ich ihm jüngst auf drei Monat in sein Vaterland **) zu reisen erlaubet, hat er die Zeit nunmehr dupliret, und höret man noch nichts von seiner Wiederkunft. Dergleichen thut der Obrister Lindsay, der mit ihm zusammen verreiset. Obrister Kriechbaum ist ein alter verdrossener Mann, und wäre ihm besser, wenn er an einem Ort, da er vollend sein Brot in Ruhe verzehren könnte, sein Bleibens überkäme. Er ist auch gewiss so arm, dass ihm die Lebensmittel manquiren und dessen hochbedürftig ist. Des Herrn von Herbersteins Affektion ist auch sehr kalt und von ihm schlechte Dienste zu hoffen, also dass diese sechs Regimenter wohl zu drei oder auch zu zweien reformiret werden könnten." ***).

In wenigen markanten Worten welche Bilder des Ungehorsams und der Trostlosigkeit! Dazu die ewig wiederholte Sorge um die Quartiere, das fortwährende Parlamentieren mit den Landesherren, die Dürftigkeit und Öde der erschöpften Land-

---

*) Oxenstierna skrifter II, 6, 333.

**) Die Schotten waren schon vor 1630 in die Armee eingetreten.

***) Oxenstierna skrifter II, 6, 422. — Herberstein rechtfertigte dies Misstrauen durch sein höchst zweideutiges Verhalten bei der Berennung des Schlosses Wolgast im Dezember 1637. Ebd. II, 6, 495.

schaften, die Geldforderungen der eigenen Offiziere, die wie drohende Gespenster immer wieder auftauchen *).

Baner trug die ganze Verantwortung allein. Sein getreuer Lennart Torstensson lag oft gelähmt darnieder; das war der jugendliche Artilleriegeneral aus Gustav Adolfs Schule, den er sich herangebildet hatte und den er sich zum Nachfolger ersah **). Der Generalmajor Axel Lillie, auf den er unter den jüngeren nächst jenem wohl die grössten Stücke hielt, musste neben den anderen höheren Offizieren schwedischer Nationalität, die jetzt immer mehr in den Vordergrund treten, häufig zu selbständigen militärischen Aktionen verschickt werden ***). Baners gichtische Leiden kamen hinzu. Wiederholt kam ihm der Gedanke, abzutreten, so lange es noch Zeit sei, in der Besorgnis, es werde „dermaleinst, wenn der Aufsicht am meisten vonnöten ist, dieselbe von ihm nicht der Gebühr in Acht genommen werden", „wohl gar Pericul wider seinen Willen erwachsen und also seine Präsenz eher Schaden als Nutzen schaffen" †). Schon im Mai 1636 klagt er: „dass ich nunmehr

*) Noch wenige Wochen vor seinem Tode schreibt Baner: „Von Hamburg aus wird mir advertiret, dass etzliche unterwegens sein sollen, sich zu der Armee zu begeben, so auf sich genommen, an meine Person eine Verräterei zu verüben, insonderheit auch ihren Fleiss anzuwendon, wie sie die Officierer von mir divertiren mögen. Dahero denn die allerhöchste Notdurft wol erfordern will, dass aufs ehiste ein gut Stücke Geldes herbeigeschafft werden möchte, damit ich, weil itziger Zeit man alles mit Gelde aufwägon muss, einen und anderen bei beständiger und guter Affection erhalten könnte." d. d. Altenburg 4. April 1641. Oxenstierna skrifter II, 6, 847.

**) Durch Schreiben der Königin vom 28. September 1640 wurde Torstensson zur Herstellung seiner Gesundheit beurlaubt; schweren Herzens liess ihn Baner „nach der Seekante" ziehen. Nichtsdestoweniger empfiehlt er ihn immer aufs neue. „Es ist sonst nichts ungewöhnliches, dass ein General etliche Jahr bei einer Armee sich in der Sänften tragen lassen und commandiret, und ist gleichwol der Herr General nicht an einem Stück bettlägerig, sondern hat ebensowol als ich seine Intervalla, dass, wenn er drei oder vier Wochen gelegen, hinwieder sechs oder acht Wochen gehen, reiten und fahren kann. Doch will Ihror K. M. ich hiemit keine Masse gegeben, noch ihme, Herrn General, seine Ruhe und Restitution, daran doch keine Hoffnung zu machen, missgönnet haben." Oxenstierna skrifter II, 6, 795. 796.

***) Oxenstierna skrifter II, 6, 307. 311. 312 u. s. f.

†) Einen „Ausländer" hält er nicht für ratsam. Oxenstierna skrifter II, 797.

ganz keinen Assistenten habe und die Last mir allein ufm Halse liegen thut, als weiss ich nicht, wie ich solche werde ertragen können“ *).

Und doch ertrug er sie. Wieder schleuderten ihn die Kriegsstürme hierhin und dorthin. In Kursachsen, in der Neumark stand er 1637 den Kaiserlichen gegenüber; an die Ostsee gedrängt, sehen wir ihn von da aufs neue erfolgreich nach Sachsen rücken und bei Chemnitz (am 4. April 1639) ein kaiserlich-sächsisches Heer vernichten. Dann stand er vor den Thoren Prags. Weiter erfolgte eine Verbindung mit der französischen Armee an der Saale — es war die erste reelle Vereinigung beider Truppenkörper — und endlich mitten in der kalten Jahreszeit jener verwegene Zug auf Regensburg (im Januar 1641), wo der neue Kaiser seinen Reichstag hielt. Welche Perspektive, wenn dieser Schlag gelungen wäre! Aber die Macht der Naturgewalten vereitelte ihn. Die gallischen Waffenbrüder unter Marschall Guébriant schwenkten ab; unter tötlichen Drangsalen und nur wie durch ein Wunder entging Baner auf dem Rückzuge nach Sachsen den Nachstellungen der Feinde. Wenn ihn auch das Glück, so schien es, verlassen hatte, er bleibt doch voll Mut und Hoffnung. „Unterdessen“, schreibt er am 4. April 1641 aus Altenburg (es ist der vorletzte Brief, den wir von ihm besitzen), „unterdessen, weil ich ja allein sein und mich bei meiner grossen Leibsunpässlichkeit mit höchster Mühe und Arbeit durchhelfen muss, so will ich dennoch meine Kräfte und Schwachheit zusammenfassen und alles, so in meiner Capacität beruhet, zu meines hochgeehrten Vaterlandes Diensten und Nutzen anwenden und der göttlichen Hilfe und Beistandes mich getrösten“ **). Aber seine Tage waren gezählt ***). Dem Nachdrängen der kaiserlichen Kolonnen war er diesmal nicht gewachsen; in eiliger Flucht musste ihn die Sänfte von der Saale in die Harzgegend führen, während er schon in Delirien lag, und Glieder und Sprache den Dienst versagten. Ein Ster-

*) Oxenstierna skrifter II, 6, 337.

**) Oxenstierna skrifter II, 6, 845.

***) Über das Aufgebot seiner letzten Kräfte vgl. seinen letzten Brief d. d. Merseburg 28. April 1641. Oxenstierna skrifter II, 6, 849.

bender, erreichte er Halberstadt; und hier in jener Domherrenwohnung nahm den erst Fünfundvierzigjährigen der Tod hinweg am 10. Mai 1641. Die Schweden haben sein Hinscheiden auf das bitterste betrauert. Sein Tod riss eine ungeheure Lücke *).

Es ist kein verheissungsvolles Bild, das Baner am Schlusse seiner irdischen Laufbahn von der schwedischen Armee entrollt. „Wenn nun der göttlichen Allmacht gefiele, mich entweder an meinen gefährlichen Zufällen dahinzureissen und mein Leben abzufordern, oder es geschähe in Kriegsaktionen, dass ich entweder mein Leben lassen oder gefangen würde, so ist gar gewiss in demselben Tage die ganze Armee verloren und wird von einander gehen wie der Schnee zerschmilzet, inmassen die Generalmajors dergestalt piquant und ambitios sein, dass keiner auf des andern Commando im geringsten sehen, noch weniger einer von dem andern dependiren will, und zumal keiner bei den Obristen Respect oder Credit hat, also dass diese ganze Sache auf sehr schwachen Füssen stehet. Und wofern nicht der Herr General [Torstensson], als welcher der Generalmajoren und Obristen Humoren kennet und bei ihnen Autorität hat, uf einen oder andern Event, den Gott über mich verhängen möchte, zur Hand sein sollte, wird das Werk gar gewiss zu scheitern gehen müssen“ **).

Der leidenschaftliche Mann hatte recht gesehen. Der kranke Torstensson war nicht zur Hand. Die nächsten Monate in der That sollten es mit sich bringen, dass nur notdürftig beruhigte Empfindungen wieder erwachten: die Auflösung der schwedischen Armee schien bevorzustehen.

In dem letzten Winter hatte sich nun das Ereignis vollzogen, das für denjenigen deutschen Territorialstaat, der am engsten an die schwedische Machtsphäre grenzte und von den Aspirationen des nordischen Rivalen am unmittelbarsten und empfindlichsten berührt wurde, eine neue bedeutungsvolle Zeit inneren und äusseren Erstarkens heraufführte: das brandenburgische Kurscepter war den müden Händen Georg Wilhelms

---

*) Anzeige seines Todes durch die kommandierenden Generale bei Gr. von der Decken, Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg 3, 320.

**) Oxenstierna skrifter II, 6, 796.

entsunken, der zwanzigjährige Friedrich Wilhelm hatte den Thron seiner Väter bestiegen.

Es bezeichnet die richtige Erkenntnis dessen, was not that, dass der junge Herrscher, auf einsichtige Ratgeber gestützt *), eine Reihe friedlicher Verhandlungen eröffnete, die dermalen allein die obschwebenden Streitigkeiten ihrer Lösung entgegenführen konnten. Er verliess die kopflose Politik des Prager Friedens und schloss mit Schweden den Waffenstillstandsvertrag zu Stockholm am 14. Juli 1641 **).

Mittlerweile waren auch die kriegführenden Mächte insgemein der Friedensfrage näher getreten: ihre Deputierten versammelten sich in Hamburg, um an diesem alten hochwichtigen Geld- und Handelsplatze die Präliminarien des grossen Werkes festzustellen ***).

„Der status belli, so sich diesen Orten sehr nähert", schreibt aus Hamburg acht Tage nach Baners Ableben der brandenburgische Gesandte von Winterfeldt †) an den jungen Kurfürsten, „der status belli ist uf Seiten der Schweden durch des Baners längeren bösen Conduiten und nunmehr erfolgten Todesfall fast dubius und sehr misslich; die Kaiserliche dringen uf sie zu, die Braunschweigische und Lüneburgische ††) haben sich am 14. hujus mit ihnen noch nicht conjungiret, die Hessischen erweisen sich auch was langsam; die Schwedische Armee hat noch kein Haupt, denn der neue Torstensson mit dem Lars Kagge †††), so die Armee commandiren sollen, noch nicht angelanget."

*) Vgl. oben S. 126 Anm. **).

**) v. Mörner, Kurbrandenburgs Staatsverträge S. 128 — 131. Über die ersten Anregungen dazu vom königsberger Hofe s. Oxenstierna skrifter II, 6, 817.

***) Vgl. B. Erdmannsdörffer, Urkk. u. Aktenst. I, 530.

†) Brandenburgischer Geheimer Rat. (Vgl. oben S. 132 Anm. *). Seine Berichte gehören zu den am besten über die allgemeine Lage orientierenden Aktenstücken. Urkk. und Aktenstücke I, 529 ff.

††) Das Haus Braunschweig hatte sich nach dem Tode Herzog Georgs († 12. April 1641) in seinen verschiedenen Zweigen den Schweden angeschlossen. Allein in einer zwischen beiden feindlichen Parteien vermittelnden Haltung, als eine Art „dritter Partei", befolgten diese Welfenfürsten eine zweideutige Politik, der die rechte Lebenskraft fehlte.

†††) Schwedischer Generalmajor. War ursprünglich mit in Aussicht genommen. Oxenstierna skrifter II, 6, 843.

Das mit kurzen Worten die Signatur der Lage. Noch fehlte die Einheitlichkeit des Kommandos, und wofern der Wille eines neuen Heerführers sie nicht meisterte, drohten alte Ansprüche und Leidenschaften aufzubrechen.

Auch den Obristen von Seckendorff, dem wir uns nun insbesondere zuwenden, hatte der ausländische Dienst während der vielen Jahre mit Überdruss erfüllt. Er ist uns lange unsichtbar geblieben, auch wohl nicht sonderlich hervorgetreten. Aber die Sorge um seine und der Seinen Existenz wird es gewesen sein, die ihn bei der Armee zu verharren nötigte. Nicht unwahrscheinlich, dass in die Welt seiner Anschauungen die alten reichsritterlichen Ideen hineinspielten: in den Kreisen der Ritterschaft mochte man den Dienst an der schwedischen Sache dem Kaiser gegenüber auf die Dauer als Felonie empfinden, die in Rücksicht auf den eigenen Besitz zu bösen Konsequenzen führen musste. Mochte es nun Ingrimm über das herrische Gebaren der Schweden, Unwille über die stets versprochene, nie verabfolgte Löhnung sein, der dazu trieb; mochte vielleicht sogar etwas wie eine patriotische Regung sich gegen diese unbequemen, hartnäckigen Dränger kehren, die den deutschen Boden erobernd aussogen *) — kurz wir finden bald nach Baners Tode, während sich die schwedischen Völker im Lüneburgischen und an den Grenzen der kurbrandenburgischen Altmark häuslich eingerichtet hatten, unsern fränkischen Kriegsmann in eine Unternehmung verstrickt, an der eine grössere Anzahl von Kameraden, diesmal auch nichtdeutschen, des gleichen militärischen Ranges beteiligt war. Es handelte sich angeblich um Erfüllung von Zusagen, die dem Hause Braunschweig-Lüneburg von der Krone Schweden gemacht worden waren, im einzelnen um Herausgabe der von den Schweden besetzten braunschweigischen festen Plätze **). Ein Manifest dieser Obristen (Ende Mai 1641) sprach es mit unverblümter Deutlichkeit aus, dass die Kriegführung der Schweden in Deutschland „zu nichts anderem angesehen sei, als wie sie solches verderben und aussaugen und in Summa sich bemühet, uns, wie bereits viel Orten beschehen,

*) Vgl. oben S. 124.

**) S. unten S. 143 Anm. *).

zu Bettlern zu machen“ *). Dazu der kategorische Entschluss, keine Ausflucht mehr zu dulden, „in solcher Servitut wie bisher durchaus nicht bleiben zu wollen“ und einen „absoluten General von Schweden“ an Stelle Baners nicht eher anzunehmen, als bis auf jene Vorschläge befriedigender Bescheid erfolgt sein würde. Man konnte nicht deutlicher sprechen. Man sandte dies Schriftstück, eine Verbrüderung in aller Form, an den Hofkanzler Johan Adler Salvius in Hamburg **), der es nach Stockholm weiter beförderte. Unter den dreiundzwanzig Unterzeichnern befand sich Seckendorff.

Vorderhand waltete die Kommando-Kommission, bestehend aus den Generalmajoren Adam von Pfuel, Carl Gustaf Wrangel und Arwid Wittenberg, ihres Amtes. Der erste war ein Deutscher, der zweite ein Livländer, der dritte ein Schwede ***). In die Zeit ihrer Wirksamkeit fiel eine Gesandtschaft der Obristen nach Stockholm, betreffend die „öfter vertröstete Ergötzung ihrer Dienste“ †), fiel weiter das für die Schweden siegreiche Gefecht vor Wolffenhüttel, am 29. Juni, das den Kaiserlichen den Entsatz dieser Festung unmöglich machte. Allein der längst ausgestreute Same der Unzufriedenheit keimte weiter, das Missvergnügen wuchs, durch dänische und braunschweigische Agenten genährt. Wie weit die Meuterei um sich griff, wird sich niemals feststellen lassen. Nur das dürfen wir als sicher betrachten, dass bei einigen deutschen Offizieren das Vorhaben reifte, kurzerhand zum Heere des Kaisers überzugehen ††). Den Gegner zum Übertritt

---

*) Das Manifest z. T. abgedruckt bei M. Koch, Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinands III. 1. (1865), S. 271 fgg.

**) Hier vertrat er in allem wirksam den Reichskanzler. Einer der fähigsten schwedischen Kronbeamten, besonders auch in Geldsachen. Ohne seine Geldgeschäfte wäre man ratlos gewesen.

***) Alle drei werden von Baner charakterisiert Oxenstierna skrifter II, 6, 844.

†) Urkk. u. Aktenst. I, 550. Abgesandte waren der Obristlieutenant Otto Christoph von Rochow und der jüngere Mortaigne. — Es ist bezeichnend für den Entwickelungsgang der schwedischen Armee, dass sich die Obristen allmählich zu einem geschlossenen Korps konsolidiert hatten, das mit der Krone selbständig verhandelte.

††) v. Chemnitz IV, 2, 29. — Vgl. v. Chemnitz IV, 2. 25: Das Fundament dieser Expedition (es handelt sich um den Weggang v. Pfuels,

zu verleiten, schien kaiserlicherseits erprobte Maxime, und die Zeiten waren nicht mehr, da ein Herrscher wie Ferdinand der Zweite — am 15. Februar 1637 war Ferdinand III. zum Thron gelangt — in der kaiserlichen Armee am liebsten zugleich auch eine rein katholische gesehen hätte. Die Avokatorien bewiesen, wie nach dem Prager Frieden, aufs neue ihre Anziehung. Ein bei den Schweden gefangen gehaltener Obrist, Geiling mit Namen, hatte in diesem besonderen Falle Stimmung machend vorgearbeitet, die Spitzen der kaiserlichen Kriegsleitung selbst, wie der Erzherzog Leopold Wilhelm und Fürst Octavio Piccolomini hatten durch schriftliche Kundgebungen nachgeholfen. Auch der Feldzeugmeister von Wahl wird in diesem Zusammenhange genannt. Es war offenbar im Werke, sich über eine direkte Verbindung zu verständigen *). Allein zu diesem Äussersten, zu einem förmlichen Anschluss kam es nicht; Monat auf Monat verging, und doch wagte man sich nicht mit einer entscheidenden Massregel hervor. Ja es hat den Anschein, als sei bei der Mehrzahl des verbrüderten Korps die Lust erkaltet **), und als hätten vorzugsweise nur noch einzelne jüngere, unerfahrenere Elemente, vielleicht durch Seckendorff angestachelt ***), das Projekt weitergesponnen.

Auf Torstenssons Ankunft vertröstet, liess man darum nicht von den Entschädigungsforderungen ab; sie gewannen vielmehr erst recht eine immer konkretere Fassung. Seckendorff war es, der jetzt selber als Deputierter in dieser Sache auftrat. Einer Abordnung †) der lüneburgischen Herzoge an den Hofkanzler Salvius (Anfang August) mit der Anfrage: ob die be-

vgl. unten S. 146) beruhte auch wohl guten teils auf einer mit einem oder andern Offizierer habenden Korrespondenz unter der schwedischen Armee. . . . Wie dann Erzherzog Leopold Wilhelm öffentlich über der Tafel sich vernehmen lassen: dass er in kurzem unterschiedliche der vornehmsten Kavalliers von den Schwedischen bei sich und in kaiserlichen Diensten zu haben verhoffen thäte.

*) „Seckendorff war einer von den Beteiligten in jener Sache, die man vorhatte, während wir vor Wolffenbüttel lagen", schreibt C. G. Wrangel an seinen Vater d. d. Osterburg 5. Februar 1642 (Geijer 3, 323). Diese Worte lassen doch auf ein bestimmtes Komplott schliessen.

**) Das günstige Resultat der letzterwähnten Mission der Obristen (Chemn. IV, 1, 9) hat hier entschieden mitgewirkt.

***) Vgl. darüber weiter unten. Namentlich S. 146 Anm. †).

†) Johann Friedrich von Koetteritz und Dodo von Hodenberg.

setzten Plätze ihnen wieder eingeräumt werden und die Kontributionen abgeschafft werden sollten oder nicht? schloss sich seitens des schwedischen Heeres Seckendorff an und auf das nachdrücklichste unterstützte er in Hamburg die beiden Unterhändler in ihren Begehren. Baner hätte das vierzehnmal und unter vielen Beteuerungen versprochen; dessen Worte müsste Salvius nicht zu Schanden machen, sonst würde ungemeines Unglück daraus entspringen; keinesfalls könnte es geschehen, dass die Herzoge allein 14000 eigene Soldaten und zugleich die schwedische Armee unterhielten, wenn sie noch dazu mit sechserlei Garnison *) gedrückt würden; drum müsste man solchem Zustande einmal ein Ende bereiten. Der Hofkanzler versprach, die Punkte in Erwägung zu ziehen und Bescheid einzuholen **). Und als in denselben Wochen eine nochmalige Vertretung der schwedischen Obristen ***), diesmal nicht Salvius, sondern den seit Juli bei der Armee befindlichen †) Assistenzrat ††) Lars Grubbe mit einer drohenden Vorstellung anging und auf Zahlung der Rückstände um jeden Preis drängte, da gab Adler Salvius wohl oder übel nach: er machte sich verbindlich, das Geld, das er auftreiben könnte, auf Wechsel nach Braunschweig zu schicken und dem Assistenzrat ins Hauptquartier die notwendigen Kreditbriefe auf seinen Namen mitzugeben †††).

Indem sich die Obristen damit vorläufig zufrieden erklärten, war so wenigstens die Auflösung der Armee abgewendet. Nichtsdestoweniger glomm der Funke unter der Asche und vor allem Seckendorff entsagte nicht einem lange mit heimlicher Geschäftigkeit erwogenen Plan. Die Situation war nicht un-

*) Nienburg und noch fünf kleine Plätze waren besetzt. Sie sind genannt in der Deklaration der schwedischen Generale und Obristen an das braunschweig-lüneburgische Gesamthaus d. d. Halberstadt 18. Mai 1641 (bei Gr. von der Decken a. a. O. 3, 328).

**) Pufendorfii Comment. de rebus Suecicis (ed. 1705) l. XIII §. 66. Chemnitz erwähnt diese lüneburgische Sendung merkwürdigerweise nicht, aber er bestätigt Seckendorffs Anwesenheit in Hamburg IV, 1, 2.

***) Georg Derfflinger und der ältere Caspar Cornelis Mortaigne.

†) v. Chemnitz IV, 1, 21.

††) Schwedische Behörde. Entsprach den Kriegskommissarien in den deutschen Herrschaften.

†††) v. Chemnitz IV, 1, 52, 56.

günstig. Denn noch immer fehlte der Kronfeldherr. Neid und Unzufriedenheit schieden das Kommando: Pfuel nahm bald seinen Abschied aus Verdruss über eines Jüngeren *) Beförderung; der ehrsüchtige Wrangel glaubte sich ebenfalls übergangen und entfernte sich auf einige Zeit; den Generalmajor Wittenberg machte ein Beinbruch dienstunfähig **).

Es ist ja denkbar, dass vaterländische Gesinnung, Treue gegen den kaiserlichen Oberlehnsherrn, vielleicht auch Furcht und verwandte Affekte, wie wir sie andeuteten, an Seckendorffs Entschliessungen Anteil hatten. Indes wenn auch die öffentliche Meinung solche Gefühle statuierte und aussprach, oder die Gesamtheit, sobald sie sich vereinigte, gelegentlich einmal das nationale Bewusstsein aufwallen liess — bei den Einzelnen traten Empfindungen dieser Art damals nicht so gar oft entgegen und dann sicher nur bei ganz hervorragenden Persönlichkeiten. Männer wie Lohausen, Werder, Winckel, Wedel, wie wir sie oben charakterisiert haben, sie mögen bei ihrem Weggang von den blaugelben Fahnen von patriotischen Gewissensbedenken getrieben worden sein. Der Kern aller Unternehmungen, soweit sie sich in der angezeigten Richtung bewegten, war und blieb bei dem Durchschnitt zumeist der Geldpunkt, die nationalen blieben den materiellen Interessen untergeordnet, und für Seckendorff ist die mangelnde Bezahlung sicher die eigentliche Triebfeder seines Vorhabens gewesen. Niemand wird ihn zunächst darum schelten. Vielleicht war er ein redlicher Mann; das Theatrum Europaeum meldet, er habe „lange Jahre hero auf dieser Seiten redlich gedient“ ***); vielleicht verschmähte er es, sich wie andere seines gleichen durch räuberische Gewaltthaten seinen Unterhalt zu beschaffen. Der fränkische Familienbesitz war nach den Stürmen der nördlinger Schlacht der katholischen Restauration verfallen. Behaupteten die Schweden sich nicht, gelang es ihnen in keiner Weise, den Kaiser zu einem günstigen Frieden zu zwingen, so schwand für den Reichsritter alle Hoffnung auf Amnestie

*) Es war Johan Lilliehöök, der am 23. Oktober 1642 bei Leipzig blieb. Ein fähiger General aus des Königs Schule, dem eine bedeutende Zukunft winkte. Vgl. oben S. 128 Anm. *).

**) Geijer 3, 326.

***) Theatr. Europ. IV, 885.

und Entschädigung. Diesem drohenden Ausgange galt es vorzubeugen. Seckendorff hatte in Deutschland nichts mehr zu verlieren. Ein armer Edelmann, wie er sich selbst nennt, war er von Mitteln entblösst und Sold und Rückstände erhielt er nicht; wenigstens glaubte er sich nach seiner eigenen Aussage „aus andern Exempeln versichert“ *), dass er von der Krone Schweden nichts erhalten würde. Er hat es später bei dem Verhör mit klaren Worten ausgesprochen, dass ihn nur die Armut zu seinem Schritt bewogen habe: ja wenn er sich nur zweitausend Reichsthaler versichert gewusst, sollte es mit ihm soweit nicht gekommen sein! Alles in allem hatte er sich überzeugt, dass für ihn der Dienst bei den Schweden zur Unmöglichkeit geworden war. Hätte er nun wie sein Kamerad Pfuel, des Generalmajors Bruder, den wir gleich noch zu nennen haben, der Armee „valedicirt“, hätte er den Abschied in aller Form nachgesucht und erhalten, so hätte sein Leben vermutlich eine andere Wendung genommen. Gleichwohl liess ihn ebenso der Zweifel, ob ihm die Dimission auf schwedischer Seite anstandslos gewährt werden, wie die Ungewissheit, ob man ihn, seiner Verpflichtung ledig, bei der kaiserlichen Armee auf s e i n e Forderungen hin placieren würde, von dem legalen Schritte abstehen. Bei dem kaiserlichen Oberkommando wusste man sehr gut, wie es auf schwedischer Seite stand, „dass der Disgusto dort je länger je mehr einreissen thäte“ **); und weil die Accommodierung der deutschen Offiziere in des Kaisers Dienst somit nicht sowohl auf ihrer freien Wahl als auf Not beruhte, so glaubte man ihre Übernahme nicht eben teuer kaufen zu brauchen, die Herren vielmehr, wenn sie sich meldeten, mit leichteren Bedingungen abfinden zu können. Angesichts dieser Eventualität wollte Seckendorff nicht zwischen zwei Stühlen sitzen. Er zog es vor, wenn möglich, sich auf schriftlichem Wege, ehe noch das bisherige Dienstverhältnis gelöst war, die neue Charge und mit ihr „ein Stücke Geldes in einer gewissen Stadt“ ***) verbürgen zu lassen — und das war seine Unbesonnenheit, und darin eben lag seine Schuld. Und siehe da!

*) v. Chemnitz IV, 2, 31.
**) v. Chemnitz IV, 2, 30.
***) v. Chemnitz IV, 2, 31.

das Unglück fügte es, dass aufgefangene Briefe das, was in seiner Seele schlummerte, ans Licht zogen.

Inzwischen nämlich war der neuernannte Höchstkommandierende, Feldmarschall Lennart Torstensson, lang ersehnt, von seinem Urlaub aus der Heimat wiedergekehrt *). Die glänzendste Gestalt in dieser schwedischen Feldherrenreihe nächst ihrem heldenhaften Könige. Genial, durchfahrend wie der Blitz war dieser Mann; aber gichtbrüchigen Leibes wie sein Vorgänger, und doch seelengross in seinem Leiden und das Ungemach überwindend, weil sein Feuergeist der körperlichen Gebrechlichkeit trotzte. — Mit neuen beschwichtigenden Instruktionen versehen und durch schwedische Nationaltruppen verstärkt, stiess er Mitte November zur Armee. An ihn wandte sich Seckendorff um einen Pass für seinen Trompeter, unter dem Vorwande, dass der seiner zur Zeit in Hamburg weilenden Gemahlin freies Geleit bei den Kaiserlichen auswirken sollte, damit sie ungehindert ihre Wohnstätte zu Erfurt erreichen könnte. Seckendorff erhielt den Pass **). Noch ein übriges wollte er jedoch versuchen. Eine Besprechung mit dem bisherigen schwedischen Obristen und Generalkommissarius Kurt Bertram von Pfuel in Hamburg, der, wie man wusste, bei den Kaiserlichen Dienste zu nehmen sich entschieden hatte ***), sollte sein eigenes Vorhaben kräftigen. Aber auf dem Wege zu ihm erfuhr er, dass Pfuel bereits zu den Kaiserlichen durchpassiert sei, und so kehrte er unverrichteter Sache um. Nun erst, und auch jetzt noch nach längerem Zögern entschloss er sich zum letzten entscheidenden Schritte: er schickte am 30. Januar 1642 seinen Trompeter mit dem Passe Torstenssons, dem offenen Bittschreiben an den Obristen Geiling (betreffend das freie Geleit seiner Gattin) und drei versiegelten Briefen an Pfuel †) in das kaiserliche Haupt-

*) Vgl. oben S. 136 Anm. **).

**) Er ist ausgestellt vom 15. November 1641.

***) Vergl. oben S. 141 Anm. ††). Dazu Meinardus, Protokolle 1, 471.

†) Datiert vom 19. 20. und 26. Januar. Unter anderem wurden darin einige Offiziere niederer Charge für den kaiserlichen Dienst empfohlen und Pässe für sie erbeten. — Die Briefe wanderten aus Seckendorffs Hinterlassenschaft nach Stockholm, Chemnitz hat sie, wie auch das Schreiben des Erzherzogs Leopold, im Original eingesehen. Ob sie der Schloss-

quartier nach Gardelegen in die Altmark ab *). Den schwedischen Wachen an dem Flussübergange bei Apenburg **) kam der veraltete Pass verdächtig vor. Sie hielten den Trompeter an; sie brachten ihn zu dem in Apenburg postierten Grafen Königsmark, der ihn den nächsten Tag über festnahm und den Weiterritt untersagte. Eben im Begriff, wieder nach Hause zu eilen, vermisste der Reiter das Päckchen mit den versiegelten Briefen. Allein da sich bei dem Durchsuchen des Quartiers nichts ergab, liess er es dabei bewenden, ritt unter dem Vorgeben, dass nichts so gross daran gelegen wäre, zu seinem Obristen zurück und erzählte ihm den Hergang. Auch Seckendorff that, als ob ihn der Verlust der Papiere nicht sonderlich kümmerte, aber er machte sich sträcklings in das Hauptquartier nach Salzwedel auf, um bei seinem Chef persönlich über die seinem Trompeter widerfahrene Beschimpfung Beschwerde zu führen. Inzwischen hatten sich die Briefe gefunden: in dem Quartier, das der seckendorffische Trompeter innegehabt, waren sie aus der Pistolentasche am Sattel (worin er sie verwahrt gehalten) zu Boden gefallen, ein spielender Hund hatte sie aus der Streu hervorgezerrt. Es mag ja sein, dass der Bote, dem der Inhalt der Briefe von seinem Herrn vorenthalten worden ***), sich einer besonderen Sorgfalt bezüglich ihrer Bewahrung überhoben geglaubt hatte. Eilends sandte man den Fund dem Feldmarschall nach Salzwedel. Wer darf ihn tadeln, dass er, aufs äusserste erschrokken †), an der gemachten Entdeckung ein Exempel statuierte

---

brand von 1697, der so viele Archivalien zerstörte, vernichtet hat, oder ob sie noch heute im schwedischen Reichsarchiv vorhanden sind, mag eine Anfrage in Stockholm entscheiden.

*) Gerade in den letzten Januartagen war die kaiserliche Armee von Südwesten her in den südlichen Teil der Altmark eingerückt, und es war zwischen den Streifkorps unter General Bruay und den Königsmarkischen bereits zu Scharmützeln gekommen. Dass Seckendorff die Bewegungen des Feindes kannte, ist wohl mit Sicherheit anzunehmen.

**) Zwei Meilen südlich Salzwedel.

***) Nach Chemnitz hatte Seckendorff dem Trompeter bemerklich gemacht, der Inhalt beträte zwei auf schwedischer Seite losgelassene Rittmeister und deren Geldgeschäfte. Chemnitz IV, 2, 30.

†) Das bezeugt ausdrücklich die unten anzuführende Relation Ottos von Schwerin.

und schnelle Justiz übte? Zog doch mit seinem Kommen ein neuer Geist in die Armee ein. Waren es doch bald seine Siege, die Vertrauen und Ordnung zurückführten. Seckendorffs antischwedische Gesinnung war kein Geheimnis. Seine Kommunikation mit den Kaiserlichen war nicht verborgen geblieben, und über dies alles gehörte er zu jenen Offizieren, die das rebellische Schriftstück vom Mai 1641 unterzeichnet hatten. So traf ihn der Streich, der mit demselben Rechte vielleicht manchen andern seiner Kameraden hätte ereilen müssen. Indem der Ärmste aus freiem Triebe sich im Hauptquartier zeigte, rannte er mit offenen Augen in sein Verderben. Kaum dort angelangt: in dem ehemaligen Augustinerkloster zum heiligen Geist, jetzt kurfürstlichen Amte auf dem Perwer *), wurde er in der Behausung des Assistenzrates Lars Grubbe **) am 1. Februar verhaftet, sogleich auf das Rathaus abgeführt und dem herkömmlichen Verhör durch den Generalauditeur unterworfen. Seckendorff machte geltend, dass er nur in Bezug auf seine neue Bestallung hätte sicher gehen wollen, dass ihm Untreue und Verräterei fern gelegen. Allein was konnte die schwedische Kriegsleitung veranlassen, auf subjektive Beteuerungen dieser Art einzugehen? Ein gefährlicher, weit aussehender Handel schien enthüllt. Der Fall lag vor und war durch unzweideutige Beweise bestätigt, dass ein Offizier vom Dienst (von seinen wegwerfenden Äusserungen über die schwedische Wirtschaft, seinen sonstigen Umtrieben, der Täuschung des Kronfeldherrn durch Missbrauch des Passes u. s. f. ganz abgesehen) Einverständnis und unerlaubten Schriftwechsel mit dem Feinde gepflogen und nach den Kriegsartikeln ***) Leib und Leben verwirkt hatte. Zu diesem Thatbestand allein hatte das rasch berufene Kriegsgericht Stellung zu nehmen. Es verurteilte den Geständigen mit Einstimmigkeit zum Tode; es setzte sich auf Torstenssons ausdrückliche Weisung aus lauter deutschen Offizieren zusammen; Graf Hans Christoph Königsmark †) präsidierte ihm. Die

*) Südlicher Vorort von Salzwedel.

**) Von ihm liess sich Torstensson in allen Sachen vertreten. Die schwedischen Assistenzräte waren eine wichtige einflussreiche Behörde.

***) §§. 70 und 79 der schwedischen Kriegsartikel.

†) Der bald berühmte Feldmarschall. Über seine Schicksale in dieser

Sentenz errogte den Delinquenten auf das furchtbarste, aber seiner Rechtfertigungsursache unerachtet wurde sie eilends vollstreckt: fünfzig Jahre alt, noch in der Vollkraft des Mannesalters ward Joachim Ludwig von Seckendorff am Morgen des 3. Februar 1642, nachdem er sich zuvor durch Beichte und Kommunion mit seinem Gott versöhnt hatte, in Gegenwart seiner Waffenbrüder auf dem Altstädter Markte durch das Schwert hingerichtet. In der Kirche zum grauen Kloster hat man seinen Leichnam beigesetzt. Der Superintendent M. Johannes Bünemann begleitete die Bestattung mit einer Ansprache an die versammelte Menge über Psalm 90, Vers 12 und 13: Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden. Herr, kehre dich doch wieder zu uns und sei deinen Knechten gnädig! *) Das war das Ende. Wir scheiden nicht ohne Mitgefühl von dem sorgengequälten Rittersmann, der als ein Opfer der unseligen Verhältnisse in unserm Vaterlande dahinsank. —

Wenn wir im Anschluss an den Tod des Obristen noch ein Wort über seine Witwe Frau Maria Anna von Seckendorff hinzufügen dürfen, die nach einem freudlosen Wanderleben, von ihrem Gemahl getrennt, schliesslich ihr Domicil in Erfurt aufgeschlagen hatte, so geschah es auf Torstenssons Verwendung, dass die Königin Christine ihr eine Jahresrente aussetzte **); es bleibe dahingestellt, ob auch der Feldmarschall selber die Schwergeprüfte unterstützt hat. Man darf ihm solche Handlungsweise wohl zutrauen; denn nicht nur als grossen Feldherrn, sondern auch als einen edlen und guten Menschen rühmt ihn die Geschichte ***). Natürlich hatte er Seckendorff

---

Zeit vergl. Adalbert Düning, Stift und Stadt Quedlinburg im dreissigjährigen Kriege, 1894, namentlich S. 38 ff. — Aber Unformen wie „Slanga", „Tupadol", „Terstensohn" etc. sollte man bei einem so kenntnisreichen Autor nicht begegnen!

*) A. W. Pohlmann, Geschichte der Stadt Salzwedel (1811) S. 253. 265.

**) Weher D. G. Schreber, Historia vitae ac meritorum Viti Ludovici de Seckendorff (1733) p. 23 wissen will, es sei eine certa pecuniae summa ducentorum imperialium gewesen, ist nicht zu ermitteln.

***) Idem quam placidus victor, quam suavis amicus! ruft ihm Johann Heinrich Boecler in die Gruft nach. Boecler war im Todesjahre Torstenssons (1651) Professor in Upsala.

aus seinem früheren Waffenleben gekannt. Er mochte auch wohl fühlen, dass er an der Witwe etwas gut zu machen hätte; gegen die andern wenigstens, die um das Komplott wussten, Untersuchung einleiten zu lassen, hatte er verschmäht, wie er denn überhaupt bei dem ganzen Vorgang eine Mässigung an den Tag legte, die der höchsten Anerkennung würdig ist.

Frau Maria Anna erlebte das Ungemach aus der Nähe. Sie hatte sich im Winter 1641 auf 42 (wir hörten es schon) nach Hamburg begeben, um hier, ihrer Niederkunft gewärtig, ihrem Gatten erreichbar zu sein, der bei der Armee an der Unterelbe stand; die neutrale Stadt *) und die mässige Entfernung von den schwedischen Quartieren ermöglichte eine Begegnung, vorübergehend vielleicht auch persönliches Beisammensein. Ein Geleitbrief des Fürsten Piccolomini führte sie später nach Mitteldeutschland zurück. Aber noch erst musste sie den Schutz der Landgräfin von Hessen-Kassel annehmen **), ehe sie ungefährdet ihre Heimstätte in Erfurt erreichen konnte. Entweder in Kassel oder in Erfurt — es fehlen uns die Mittel, dies zu entscheiden — sah sie dann ihren Erstgeborenen wieder. Veit Ludwig war am 6. Mai 1642 vom gothaer Gymnasium entlassen worden ***); er hat von da aus nun (wie bemerkt, mit schwedischer Unterstützung) die Universität Strassburg bezogen und dort den Grund gelegt zu jener Gelehrsamkeit und universellen geistigen und staatsmännischen Bedeutung, die ihn dereinst berühmt machen sollte.

Die Katastrophe des Ritters von Seckendorff erregte weithin im Reiche erklärlichermassen das allergrösste Aufsehen, aber in dem Jammer und den stets wechselnden Aufregungen der noch folgenden sechs Kriegsjahre geriet sie schnell in Vergessenheit. Der schwedische Historiograph B. Ph. von Chemnitz hielt sie für würdig, ihr eine längere Partie seines grossen Werkes zu widmen. Der illustre Autor des „Hippo-

*) Hamburg scheint, wie das eben seine Lage und seine kommerzielle Bedeutung mit sich brachte, der beliebte Rendezvousplatz der Frauen des schwedischen Offizierkorps gewesen zu sein. Auch Torstenssons Gemahlin befand sich daselbst.

**) Ch. v. Rommel, Neuere Geschichte von Hessen 4, 629.

***) Matrikel des Herzogl. Gymnasiums zu Gotha. (Einsicht nach gütiger Erlaubnis des Herrn Oberschulrates Dr. von Bamberg daselbst.)

lithus a Lapide“ erzählt den ganzen Handel, die vermeintlichen Beweggründe, die den Obristen beseelten, seinen Schriftwechsel mit dem Feinde, die Festnahme, das Verhör und die versuchte Rechtfertigung, mit wünschenswertester Ausführlichkeit. Seine Darstellung dieser letzten Kriegsperiode fällt freilich zwanzig und mehr Jahre nach den geschilderten Ereignissen — der vierte Teil seines Werkes wurde dem Reichsrat im Jahre 1668 handschriftlich überreicht; aber gestützt auf die authentischen Dokumente des stockholmer Archivs, wie sie ist, verdient sie sachlich vollen Glauben. Dass sie im Tone schwedisch gefärbt erscheint, darf uns nicht verwundern. Als schwedischer Kronbeamter und gut altgläubiger Lutheraner sieht Chemnitz in Seckendorff den Verräter, den durch besondere göttliche Providenz (die sich dazu einer „unvernünftigen Kreatur“, eines Hundes, bedient) des Himmels Strafgericht trifft; in Torstensson den milden Richter, der „die Rache mit des Obristen Tode zugleich ersterben und dessen nachgelassener Wittib und Waisen deren im geringsten nicht entgelten lassen.“ Aus diesen Kindern seien „tapfere, vornehme und dergleichen Leute erwachsen, die ihres Vatern aus menschlicher Schwachheit begangenen Fehltritt durch ihre gute Qualitäten und Tugenden genugsam bedecken können“. Und, so fügt er für die Anschauungen der Zeit charakteristisch genug hinzu, „denen und dero Familie zur Verkleinerung auch gar nicht, sondern nur blos allein der Wahrhoit zu Steuer“ hätte er diesen seltsamen Vorfall umständlich erörtern müssen *). — Wenn etwas die Glaubwürdigkeit des trefflichen Geschichtschreibers erhärtet, so ist es ein unverfängliches Schreiben aus dem Hauptquartier Salzwedel, neun Tage nach Seckendorffs Hinrichtung abgefasst, das in die frankfurter Semestral-Relationen Jakob Franks übergegangen ist. Wir lassen es hier in der Anlage folgen. Diese Kundgebung unterscheidet sich in keinem Hauptpunkte inhaltlich von Chemnitzens Erzählung. Die Gefangennahme während der Mahlzeit bei dem Assistenzrat Lars Grubbe im Hauptquartier ist ihr eigentümlich und gewiss historisch **);

*) v. Chemnitz IV, 2, 33.

**) Vgl. oben S. 148 Anm. **). — Torstensson war gerade in dieser Zeit wieder besonders schwer leidend. Schon mehrmals hatte man ihn tot gesagt (Urkk. und Aktenst. I, 561 ff.). Dass er in solchem Zustande

ebenso die Nachricht, dass Graf Königsmark dem Kriegsgericht präsidiert habe, wogegen Chemnitz nur meldet, es sei eine Kommission von zwei Generalmajoren, sechs Obristen und vier Oberstlieutenants für das Standrecht vereidigt worden. Auf ganz unwesentliche Differenzen, wie etwa die, dass nach der Relation die Briefe herausgefallen seien, während der Trompeter mit der schwedischen Wache verhandelte und sein Pferd sich schüttelte, dass sie nach Chemnitz aber erst im Quartier in die Streu gefallen — auf solche und ähnliche Kleinigkeiten wird kein Verständiger Gewicht legen. — Aber noch eine zweite originale Quelle steht uns zu Gebote. Der Zufall fügte es, dass nm eben die Zeit, da den Ritter sein Schicksal ereilte, als Gesandter des Kurfürsten von Brandenburg der Freiherr Otto von Schwerin *) im schwedischen Hauptquartier erschien, um mit Torstensson über die Pressuren der Schweden in der Altmark zu unterhandeln. Am 5. Februar erhielt er von dem Assistenzrat Grubbe, ohne von Torstensson empfangen zu sein und ohne weiteren mündlichen Bericht, seine schriftliche Abfertigung. Zwei Tage zuvor war die Exekution an Seckendorff vollzogen worden. Schwerin hat die Aufregung über den Vorfall im Hauptquartier miterlebt, und diesem Umstande verdanken wir die kurze, aber inhaltreiche Meldung, die er dem Statthalter der Kurmark, dem Markgrafen Ernst, über dies Begebnis zugehen liess **). Sie stimmt mit der salzwedeler Relation in allen wesentlichen Momenten überein, auch darin, dass Seckendorff flehentlich für sein Leben gebeten habe.

Gegenüber diesen Berichten können die Ausführungen Pufendorfs ***) nur den Wert einer abgeleiteten Quelle beanspruchen.

Das Theatrum Europaeum verzeichnet den Tod mit kurzen Worten und bemerkt dazu: „den von Seckendorff mag die Geldnoth zu der bösen Intelligenz gebracht haben, der gar lange Jahre hero auf dieser Seiten redlich gedienet hatte, nunmehr aber ohne Bezahlung nicht mehr dienen wollte, welches

---

kein Verlangen trug, sich den Delinquenten konfrontieren zu lassen, begreift sich zur Genüge.

*) Der später berühmte Oberpräsident des Geheimen Rats. Damals junger Hof- und Kammergerichtsrat. Vgl. Meinardus, Protokolle 1, 458.

**) Urkk. u. Aktenst. I, 565.

***) Pufend. comment. l. XIV §§. 2. 3.

ihn (erzähltermassen) sein Leben kostete“ *). Man sieht, wie diese Auffassung alsbald Platz griff. Dass sie von der historischen Wahrheit nicht weit ab liegt, glauben wir gezeigt zu haben. Aber auch das, wenn wir so sagen dürfen, ideale Moment liess eine spätere Beurteilung nicht vermissen. Ein anonymes Epigramm (vielleicht als Umschrift um ein Bild, wie sie damals üblich waren) kam auf, das der Anhänglichkeit des Enthaupteten an seinen kaiserlichen Lehnsherrn Ausdruck giebt und ihm als ein Selbstbekenntnis die Worte in den Mund legt:

Ich griff nach meines Kaisers Gnad
und hasste nun der Schweden Rath;
darum vergoss die schwedsche Wuth
mein kaiserlich gesinntes Blut. *)

*) Theatr. Europ. IV, 885.

**) Der Autor dieser Verse ist selbstverständlich unbekannt. Überliefert hat sie Bellamintes [pseudon.], Leben und Thaten des Kaiserlichen General-Feld-Marschalls Herrn Friedrich Heinrichs Reichsgrafen von Seckendorff bis auf dessen gegenwärtige Umstände aufrichtig beschrieben. Amsterdam 1738 S. 13. Der wieder verwertet sie nicht ohne Tendenz (zu Gunsten seines Helden) mit einem missbilligenden Seitenblick auf „schwedisch gesinnte Federn“ wie die des Freiherrn von Pufendorf.

Anlage.

Schreiben aus dem Hauptquartier Salzwedel d. d. 12./22. Februar 1642 [in Relationis Historicae semestralis continuatio Jacobi Franci. Historische Beschreibung aller denkwürdigen Geschichten. Verlegt und gedruckt Frankfurt a. M. durch Sigismund Latomus 1642, 1, 83].

Es hat von des Herrn Feldmarschalls Exc. ged. Obrister hiebevorn einen Pass (umb seinen Trommeter hinüber zum Feind zu schicken, daselbsten auch einen Pass auszuwürcken, damit er seine hochschwangere Frau desto sicherer nacher Erfurt bringen lassen könnte) gebeten, denselben auch im November jüngsthin erlanget. Verschienenen 1./11. dieses schickte er seinen Trommeter neben noch anderen versiegelten Schreiben (die er im Sattel verwahret hatte) an die Kayserlichen fort; als nun derselbe an dem Pass Apenburg, 2 Meil von Salzwedel, angelangt, und von dem darin commandirenden Königsmarckischen Major solcher Pass, dass er bereits vor zwei Monaten datirt, gesehen worden, hat er Bedenken genommen, den Trommeter passiren zu lassen. Unterdessen steigt derselbe vom Pferd und will sich verantworten, das Pferd aber schüttelt sich, also dass die Brief heraus aufs Stroh fallen, welches der Trommeter nicht gewahr werdend seinen Weg wieder zurückgenommen, um die Sache seinem Obristen zu referiren. Nach seinem Abtritt kommt ungefähr ein junger Hund, springt im Stroh herum, findet den einen Brief und spielet damit im Mund so lange, bis endlich ein Rittmeister solches ersehen, den Brief genommen, selbigen erbrochen, da sich dann befunden, wasmassen Seckendorff mit dem Gegenpart correspondire. Als nnn solches den anwesenden Officierern angezeigt, ward im Stroh weiter gesucht und noch ein anderer Brief gefunden, welcher Ihrer Exc. dem Herrn Feldmarschall überschickt worden. Inzwischen ist Seckendorff auf eingenommenen Bericht des Trommeters herein ins Hauptquartier geritten, um

wegen des Affronts bei dem H. Legato Grubben sich zu beschweren. Indem er nun daselbsten kaum eine halbe Stunde und eben zur Tafel gewesen, kam ein Rittmeister mit 30 Pf., setzt ihn (ohne Respect des Herrn Legaten) eine gespannte Pistol und blossen Degen auf die Brust, dass er sich sollte gefangen geben. Darauf er sobalden aufs Rathhaus gebracht und den 2./12. durch den General-Auditoren examinirt, auch seine Briefe durchsucht und ein Kayserl. Avocatorium darunter gefunden worden. Den 13. dieses um 9 Uhr ist über ihn Standrecht gehalten, bei welchem Königsmark Praesident gewesen, und nach Verlesung der Briefe und Examinirung derselben vom Leben zum Tod mit dem Schwert gericht zu werden condemnirt worden. Und ob er wohl durch einen langen Sermon (dass seine Correspondenz nur ihn und das Publicum nicht getroffen) sein Leben zu fristen verhofft, bevorab in Ansehung seiner Kinder dermassen beweglich gebeten, dass die meiste im Standrecht dar gewesene hohe Cavaliers als Kinder geweinet, so hat doch gar nichts helfen mögen, besondern ist vom Rathhaus ab und auf dem Markt in der Altstadt darselbst decollirt, der Körper aber folgenden Tags mit Ceremonien begraben worden.

Geschichte des Sachsenspiegels.

Vortrag,

gehalten in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie

gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

am 18. September 1895

von

A. Herrmann,
Landgerichtsdirektor.

Bis zur Völkerwanderung beruhte das deutsche Recht auf Tradition. Die ältesten deutschen Rechtsdenkmäler sind die Aufzeichnungen der germanischen Volksrechte aus der Zeit vom fünften Jahrhundert bis zum Ende des neunten Jahrhunderts: die fränkische lex salica, die burgundische Gundobada und die Gesetze der Westgoten, Longobarden, Ripuarier, Alemannen, Baiern, Angelsachsen, Friesen, Sachsen und Thüringer, welche unter öffentlicher Autorität der Fürsten auf derselben nationalen Grundlage und Geschichte, jedoch ohne nationales Rechtsbewusstsein, als Stammesrechte erschienen und meistens kriminalrechtliche, nur wenige privatrechtliche Satzungen enthielten. Neben diesen Volksrechten traten mit der Entwickelung der monarchischen Gewalt im fränkischen Reiche die — nach ihrer Einteilung in Kapitel „capitularia" genannten — Gesetze der fränkischen Könige auf, welche im wesentlichen nur Reichsrecht, und zwar meistens öffentliches Recht enthielten. Die zahlreichsten und wichtigsten dieser Gesetze stammen von Karl dem Grossen und Ludwig dem Frommen. Endlich gehören zu den ältesten Quellen des deutschen Rechts die „formulae", von Geistlichen verfasste Formulare für Rechtsgeschäfte zur Benutzung bei Abfassung von Urkunden, und ausserdem solche Urkunden selbst, Aufzeichnungen über abgeschlossene Rechtsgeschäfte zur Sicherung des Beweises, welche später in sogenannten „Regesten" gesammelt worden sind. Alle bisher erwähnten Rechtsdenkmäler sind, mit Ausnahme der vom sechsten Jahrhundert ab in der — der altfriesischen Sprache ähnlichen — Volkssprache verfassten angelsächsischen Gesetze, in lateinischer Sprache — der Geschäftssprache des Mittelalters — geschrieben. Der deutschen Sprache begegnet man bis zum dreizehnten Jahrhundert nur bei Dichtern, in den Rechtsquellen und der übrigen Prosa erst später.

Die weitere Entwickelung des deutschen Rechtslebens wurde wesentlich bedingt durch die äusseren politischen Ereignisse, welche unter den letzten Karolingern, sowie unter den sächsischen, fränkischen und staufischen Kaisern eine vollständige Umgestaltung des deutschen Volkslebens und Rechtsbewusstseins herbeiführten. Nach der Spaltung des Reiches fiel das römische Kaisertum an Deutschland und es begann der Kampf der geistlichen mit der weltlichen Gewalt um die Herrschaft über die Christenheit, während dessen die deutschen Könige in Deutschland an Macht verloren, die Geistlichen, Herzöge und übriggebliebenen Gaugrafen mit Erfolg die Bildung eigener Territorialgewalt anstrebten, Städte, Innungen und Städtebündnisse entstanden und sich kräftig entwickelten, so dass mit dieser Änderung und Ausbildung des Volkslebens und Verkehrs neue Rechtsverhältnisse entstanden, das frühere Stammesrecht einem neuen Rechte der Stände, der Städte und der Territorien weichen musste. Schriftlich fixiert wurde dieses neue Recht zunächst nicht, weil es zuerst an Bildung, während der späteren Wirren an Zeit dazu fehlte; dasselbe lebte vielmehr, wie früher, lediglich fort als Gewohnheitsrecht in dem Rechtsbewusstsein der Einzelnen. Seine Tradition wurde erleichtert durch die Symbolik, in welche die einzelnen Rechtssätze und Rechtshandlungen eingekleidet waren. Seit Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurde jedoch der Umfang des Rechtsstoffes ein so bedeutender, dass die Zahl derer, die „des Rechtes nicht mehr weise waren", immer grösser wurde und sich ein dringendes Bedürfnis nach schriftlicher Aufzeichnung herausstellte. Diese schriftliche Aufzeichnung des damals geltenden deutschen Gewohnheitsrechts erfolgte durch einfache Schöffen in der Volkssprache und gewann, weil sie dem bestehenden Rechte thatsächlich entsprach, bald allgemeine Anerkennung bei den Richtern und den Urteilsfindern. Das Recht wurde geschieden in Landrecht und in Städte- oder Weichbild-Recht, das Landrecht wiederum in Reichsrecht, Territorialrecht, Dienst- oder Hofrecht der ritterlichen Dienstmannen (Ministerialen) und der unfreien Bauern, Lehn- und Burgrecht der ritterlichen Lehnsleute (Vasallen). Die Rechtsquellen jener Zeit bestehen, abgesehen von den in lateinischer Sprache verfassten „Konstitutionen" der deutschen Könige und von Ur-

teilen, Verträgen, Korporations-Statuten und „Weistümern“ — d. h. Belehrungen und Erklärungen von Gemeinden, Genossenschaften und Schöffenkollegien über bestehendes Recht —, lediglich in dem Sachsenspiegel und den später aus ihm entstandenen allgemeinen und partikulären Rechtsbüchern.

Der Germanist Gerber (System des deutschen Privatrechts Auflage 5 Seite 28) schreibt über diese Rechtsbücher: „Sie sind die vollkommenste Erscheinungsform des deutschen „Rechts; denn es war ihre eigentümliche Aufgabe, das seit „dem Verschwinden der geschriebenen Rechte des germanischen „Zeitalters allein im Bewusstsein des Volks fortlebende Recht „nach dem unsichtbaren Entwickelungsprozess mehrerer Jahr„hunderte von neuem zu einem Gesamtbilde zu vereinigen. In „ihnen liegt eine seltene Fülle von Rechtsideen, deren orga„nische Entfaltung in der Abstammung der meisten aus germa„nischen Wurzeln unschwer erkannt wird, sobald man nur die „dazwischen liegenden Veränderungen des Volkslebens und „damit der Rechtsanschauungen in geeigneter Weise in An„rechnung bringt. Sie sind zu einer Zeit verfasst, in der die „Landeshoheit noch nicht zu dem Punkte vorgeschritten war, „in welchem sie die Territorien gewaltsam trennte und will„kürlich an das Schicksal einer Einzelherrschaft band; deshalb „enthalten sie auch kein partikuläres, sondern gemeines deut„sches Recht, so weit es auf der Gemeinschaft der Sitte und „der öffentlichen Verhältnisse im deutschen Volke gegründet „ist. Sie sind aber zugleich die letzte grossartige Gesamt„erscheinung des deutschen Rechts, indem sie noch rein aus „dem einheimischen Rechtsbewusstsein (im Ganzen unberührt „von dem Einfluss fremden Rechts) hervorgegangen sind.“ Jolly (Deutsches Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater Band 3 Seite 323) schildert den Verfasser des Sachsenspiegels als einen Mann, „der, freilich aller Hilfsmittel der Wissenschaft „beraubt, doch mit einer staunenswerten Geisteskraft des seiner „Zeit und seinem Volke gehörigen Rechtsstoffes sich bemächtigt „hatte und mit solcher Meisterschaft ihn darstellte, dass sein „Werk ebenso rasch als nachhaltig als eine wahrhaft nationale „That, als ein grösster Dienst für unser deutsches Volk in den „weitesten Kreisen empfunden wurde.“

Der Sachsenspiegel ist entstanden in der Zeit zwischen

1224 und 1232. Sein Verfasser ist Eyke von Repgow. Die Familie von Repgow, deren letztes Mitglied einen Vogel im Wappenschilde und auf dem Helme führte, war ursprünglich in dem zwischen Cöthen, Acken und Dessau gelegenen Dorfe Repgow mit freiem Grundbesitz angesessen und führte nach dieser Ortschaft ihren Namen. Sie lässt sich urkundlich verfolgen von 1209 bis 1812. Eyke von Repgow wird in vier Urkunden als Zeuge aufgeführt: 1209 bei der Übereignung einer Burg durch die Burggrafen zu Giebichenstein an den Bischof von Naumburg, 1215 bei der Schenkung des Dorfes Lozeke dnrch den Grafen von Aschersleben an das Stift Coswig, 1219 bei einem Vergleiche desselben Grafen mit den Kanonicis zu Goslar, 1233 bei der Übereignung der Ortschaft Billingsdorf durch die Markgrafen von Brandenburg an das Johannisstift zu Magdeburg. 1209 erscheint er in der Grafschaft Wettin, 1233 als Schöffe des Gerichts zu Salbke bei Magdeburg. Er kannte, wie sich aus seinem Werke ergiebt, das Recht nur aus der gerichtlichen Praxis und war, wie die spätere Glosse zum Sachsenspiegel mitteilt, „van der schepenbaren vryen rechte", ein freier Schöffe. Weitere Nachrichten über ihn fehlen.

Er verfasste sein Werk zuerst in lateinischem Urtext, welcher verloren gegangen ist, und übersetzte dasselbe sodann auf Bitte des Grafen Hoyer von Falkenstein in die niedersächsische plattdeutsche Mundart seiner Heimat. Er selbst erwähnt darüber (praef. rhythm. V. 261 ff.) folgendes:

„Nu danket al gemeine	Nun danket allgemein
dem von Valkensteine,	Dem von Falkenstein
der greve Hoyer ist genant,	Der Graf Hoyer ist genannt,
daz an diütisch is gewant	Dass ins Deutsche ist gewandt (übersetzt)
diz buch durch sine bete:	Dies Buch auf soine Bitte:
Eyke von Repgowe iz tete,	Eyke von Repgow that dies.
ungerne er'z aber an quam,	Ungern ging er daran,
do er aber vornam	Da er aber vernahm,
So groz dar zu des herren gere,	Wie gross dazu des Herrn Begehr,
do ne hatte her keine were;	So hatte er keine Wehr;
Des herren liebe in gare verwan,	Des Herrn Liebe wandte ihn dazu,
daz her des buches began,	Dass er das Buch begann,

Des ime was vil ungedacht,
do her'z an latin hatte gebracht
ane helphe und ane lere;
do dncht in daz zu svere,
Daz er'z an dütisch wante;

zu lest er doch genante
des arbeites, unde tete
greven Hoyeres bete."

Das ihm viele Mühe macht',
Da er's hatte ins Latein gebracht,
Ohne Hülfe nnd ohne Lehre;
Da dünkt ihm das zu schwere,
Dass er's ins Deutsche wandte (übersetzte);

Zuletzt wandte er sich doch
An die Arbeit und that
Nach des Grafen Hoyer Bitte.

Graf Hoyer von Falkenstein (im Selke-Thal) wird in der Zeit von 1211 bis 1242 urkundlich als anhaltischer und brandenburgischer Vasall, namentlich als Stiftsvogt von Quedlinburg, und in den vorher erwähnten Urkunden von 1215 und 1219 neben Eyke von Repgow als Zeuge aufgeführt. Seine Dingstätten Ebensdorf und Santersleben gehörten ebenso, wie der Schöffenstuhl Eyke's in Salbke, zur Grafschaft Billingshohe bei Magdeburg.

Der Verfasser nennt sein Werk den Sachsenspiegel (praef. rhythm. V. 178 ff.):

„Spigel der Saxen
Sal diz buch sin genant,
wende Saxen recht ist hir an bekant,
Als an einem spiegelo de vrouwen
ire antlize beschouwen."

Spiegel der Sachsen
Soll dies Buch sein genannt,
Denn Sachsen-Recht ist hierin bekannt,
Wie in einem Spiegel die Frauen
Ihr Antlitz beschauen.

Über den Zweck des Buches wird ausgeführt (praef. rhythm. V. 97 ff. 110 ff. 151 ff. 212 ff.):

„Got hat die sassen wol bedacht,
sint diz buch ist vore bracht
Den lüten al gemeine."
„Gerne ich got nu bete,
Daz diz buch kunde igelich gut man."
„Diz recht ne han ich selve nicht underdacht;
iz haben von aldere an unsich gebracht
Unse gute vore varen;
mach ich ouch, ich wil bewaren,
Daz min scaz under der erde

Gott hat die Sachsen wohlbedacht,
Seit dieses Buch ist vorgebracht
Den Lenten allgemein.
Gern bitte ich nnn Gott,
Dass dies Buch jeglichem guten Manne Kunde gebe.
Dies Recht habe ich nicht selbst auserdacht;
Das haben von Alters her nns gebracht
Unsere guten Vorfahren;
Vermag ich es, ich will verhüten,
Dass mein Schatz unter der Erde

mit mir icht vor werde.	Mit mir etwa begraben werde.
Von gotes halven de gnade min	Von Gottes halber die Gnade mein
sol al der werlt gemeine sin.“	Soll aller Welt Gemeingut sein.
„Ein andere merket aber da bi,	Ein anderer merkt aber dabei
Daz niemannes mut	Dass niemandes Mund
baz dar zu nie gestut,	Etwas dazu beigesteuert,
wie her die lute gemeine	Wie er den Leuten allgemein
groz unde kleine	Grossen und kleinen
Rechtes brechte in kunde,	Recht brächte in Kunde,
nach deme er sich verstunde.“	Nach dem er sich verstand.

Eyke von Repgow bezweckt hiernach, aus eigener Kraft und ohne fremde Beihülfe eine allgemeine Belehrung über das überlieferte, ihm durch langjährige Übung bekannt gewordene Gewohnheitsrecht des Sachsenlandes — d. h. für ihn des nördlichen Deutschlands von der Oder bis nach Franken und Friesland — zu geben. Er will dieses, seit mehreren Jahrhunderten ungeschriebene Recht, dessen Umfang für das Gedächtnis zu gross wurde, durch schriftliche Fixierung der gemeingiltigen Sätze zum Gemeingute aller machen und vor dem Untergange bewahren. In welcher Weise er sich dieser Aufgabe entledigt hat, schildert der bedeutendste Kommentator des Sachsenspiegels, Homeyer, mit folgenden Worten (Des Sachsenspiegels erster Teil, Ausgabe 3, Seite 22. 23): „Es ist „die geistige Kraft zu bewundern, mit welcher er innerhalb „der bunten Fülle des Erfahrenen das Wahre von dem Irrigen, „das Allgemeingültige von dem Lokalen zu scheiden strebte, „den Inhalt der besonderen Aussprüche auf leitende Grund„sätze zurückführte, den inneren Zusammenhang unter ihnen „festhielt, endlich seiner Lehre auch in der Volkssprache einen „klaren, schlichten, bündigen Ausdruck zu geben wusste. Dem „grossen und kühnen Unternehmen, der wesentlich gelungenen „Durchführung begegnete auch ein Erfolg sonder Gleichen.“

Der Sachsenspiegel enthält das Landrecht in drei Büchern und das Lehnrecht in einem Buche. Das erste Buch des Landrechts umfasst 71, das zweite 72, das dritte 91 Artikel, welche zum Teil wieder in Paragraphen eingeteilt sind. Dem Landrecht voran gehen vier Vorreden: zunächst eine gereimte, welcher die bisher erwähnten Stellen entnommen sind, sodann ein Prolog, dessen Anfang und Ende lauten:

„Des heiligen geistes minne, die sterke mine sinne, Dat ik recht unde unrecht der sassen besceide nach godes hulden unde na der werlde vromen.“ „Got is selve recht. Dar umme is eme recht lief. Dar umme sien se sik vore alle die, den gerichte von godes halven bevelen si, dat se also richten, alse godes torn unde sin gerichte gnedichlike over se irgan mute.“

Des heiligen Geistes minne, die stärke meiner Sinne, dass ich Recht und Unrecht der Sachsen entscheide nach Gottes Huld und nach der Welt Frommen. Gott ist selbst gerecht. Darum ist ihm Recht lieb. Darum sehen sich vor alle die, denen Gerichte von Gottes halber anbefohlen sind, dass sie so richten, dass Gottes Zorn und sein Gericht gnädiglich über sie ergehen kann.

Hierauf folgt eine dritte Vorrede, welche später glossiert worden und als Thema der Glosse, im Gegensatz zu dieser selbst, „textus prologi“ benannt worden ist:

„Got, die dar is begin unde ende aller dinge, de makede to irst hemel unde erde, unde makede den minschen binnen ertrike, unde satte ine in dat paradies; die gebrak den gehorsam uns allen to scaden. Dar umme ginge wie irre alse de hirdelosen schape bit an die thied, dat he uns irloste mit siner matere. Nu aver we bekart sin unde uns got weder geladet hevet, nu halde we sine e unde sin gebot, dat sine wiessagen uns geleret hebbet unde geistlike gute lüde, unde ok kerstene koninge gesat hebbet: Constantin unde Karl, an den sassen land noch sines rechten tiüt.“

Gott, der da ist Beginn und Ende aller Dinge, der machte zuerst Himmel und Erde, und machte den Menschen binnen der Erde, und setzte ihn in das Paradies; der brach den Gehorsam uns allen zum Schaden. Darum gingen wir irre wie die hirtenlosen Schafe bis zu der Zeit, da er uns erlöste mit seiner Marter. Nun aber wir bekehrt sind und uns Gott wieder gelediget hat, nun halten wir sein Gesetz und sein Gebot, das seine Propheten uns gelehret haben und geistliche gute Leute, und auch christliche Könige gesetzt haben: Constantin und Karl, in dem Sachsenlande nach seines Rechtes Zucht.

Bemerkenswert ist hierbei, dass der Verfasser, der Idee seiner Zeit gemäss, den christlichen Kaiser Constantin als den ersten Gründer des wahren Rechts bezeichnet und das sächsische Recht insofern von Karl dem Grossen, dem Bekehrer der Sachsen, ableitet, als Kaiser Karl den Sachsen die Fortdauer ihres herkömmlichen Rechts zugesichert hatte. In der vierten — geschichtlich besonders wichtigen — Vorrede „von der Ge-

burt der Herren vom Lande zu Sachsen“ wird die Herkunft der sächsischen Geschlechter und einzelner Personen angegeben. In verschiedenen Handschriften des Sachsenspiegels sind noch eine fünfte Vorrede, zwei Epiloge und andere, mehr zufällig eingereihte, Ausführungen enthalten. Der gegenwärtige Vortrag folgt — mit Homeyer — der Berliner Handschrift von 1369.

Das Landrecht des Sachsenspiegels behandelt, ohne systematische Einteilung, das damalige Staatsrecht, Gerichtswesen, Strafrecht und Privatrecht unter Aufstellung allgemeiner Rechtsgrundsätze in summarischer Kürze. Die übrigen Rechte werden nur angedeutet. Die Stadtrechte waren erst im Entstehen begriffen, das Dienst- und Hofrecht so mannigfaltig, dass sich allgemeine Grundsätze nicht daraus ableiten liessen. Über letzteres äussert der Verfasser (Buch 3 Artikel 42 §. 2):

„Nu ne latet jük nicht wunderen, dat dit buk so lüttel seget von dienstlüde rechte, went it is so mannichfalt, dat is nieman to ende komen kan; under iewelkem bischope unde abbede unde ebbedischen hebben die dienstlüde sunderlik recht, dar umme ne kan ik is nicht besceiden.“

Nun lasst Euch nicht wundern, dass dies Buch so wenig sagt vom Dienstmannen-Rechte, denn es ist so mannigfaltig, dass es niemand zu Ende bringen kann; unter jeglichem Bischof und Abt und Äbtischen haben die Dienstmannen besonderes Recht, darum kann ich es nicht entscheiden.

Vom römischen Recht enthält der Sachsenspiegel nur wenige Anklänge. Unter anderem wird mitgeteilt, dass Calefurnia — die Calpurnia des corpus iuris — den Frauen das Vorsprechen (das Vertreten anderer vor Gericht) verwirkte (Buch 2 Art. 63 §. 1). Ferner ist die römische Verjährungsfrist von 30 Jahren mit der deutschen Frist von Jahr und Tag in Verbindung gesetzt (Buch 1 Art. 29). Endlich stimmen die Grundsätze über Alluvion und über Werder in Flüssen mit dem römischen Recht überein (Buch 2 Art. 56 §§. 2. 3). Von dem kanonischen Recht, welches dem deutschen Recht in den Lehren vom Beweis, von Gottesurteilen, vom Erbrecht und von der Macht des Papstes, das Landrecht zu ärgern (d. h. zu ändern) widersprach, findet sich keine Spur vor.

Von grösstem Interesse sind die geschichtlichen Vorstellungen des Verfassers, welche seiner Zeit entsprachen. Nach der Weissagung des Origines (die origines des Kirchenvaters

Isidor sind hier verwechselt mit diesem selbst) sollten 6 Welten zu je 1000 Jahren entstehen und in der siebenten Welt diese selbst zu Grunde gehen, d. h. die siebente Welt bis zum Ende der Dinge dauern. Nach der heiligen Schrift begann die erste Welt mit Adam, die zweite mit Noah, die dritte mit Abraham, die vierte mit Moses, die fünfte mit David, die sechste mit Gottes Geburt; „in der siebenten sind wir nun, ohne gewisse Zahl“ (Buch 1 Art. 3 §. 1). Weltreiche giebt es vier: in Babylon erhob sich das erste, Cyrus brachte dasselbe an Persien, Darius verlor es an Alexander, der Kaiser Julius brachte es von Griechenland an Rom; Rom hat davon das weltliche Schwert behalten und von Sanct Peter das geistliche und heisst darum das Haupt der Welt (Buch 3 Art. 44 §. 1). Die Vorfahren der Sachsen, welche die Thüringer vertrieben, hatten in Alexanders Heer Asien bezwungen. Nach Alexanders Tode schifften sie sich auf 300 Kielen ein, welche bis auf 54 untergingen. 18 davon besetzten Preussen, 12 Rügen, 24 kamen nach Sachsen (Buch 3 Art. 44 §. 2). Als Urvater der Leibeigenschaft gilt Kain oder Kam, Noahs Sohn, welcher Afrika besetzte, während Sem in Asien blieb, Japhet Europa nahm; nach anderen Ismaël oder Esau (Buch 3 Art. 42 §. 3). Bei der Abhandlung über die Leibeigenschaft zeigt sich, dass Eyke von Repgow, welcher nach dem Vorerwähnten im allgemeinen die geschichtlichen Irrtümer seiner Zeit teilte, sich in einem Punkte weit über die Meinung seiner Zeit erhob, indem er die Gleichheit der Menschen vor Gott hervorhob und die Unfreiheit als Unrecht und Gewalt verdammte. Er führt aus (Buch 3 Art. 42 §§. 1, 3 bis 6):

„Got hevet den man na ime selven gebeldet, unde hevet ine mit siner martere geledeget, den enen also den anderen, ime is die arme also besvas als die rike.“ „Do man ok recht irst satte, do ne was nen dienstman unde waren al di lude vri, do unse vorderen her to lande quamen. An minen sinnen ne kan ik is nicht upgenemen na do warheit, dat

Gott hat den Menschen nach sich selbst gebildet, und hat ihn mit seiner Marter erlöst, den einen wie den anderen, ihm ist der Arme ebenso zugehörig wie der Reiche. Als man das Recht festsetzte, da war kein Dienstmann und waren alle die Leute frei, da unsere Vorfahren hier zu Lande herkamen. In meinem Sinn kann ich es nicht aufnehmen nach der Wahrheit, dass

ieman des anderen sole sin; ek ne hebbe wie's nen erkünde.“ „Wie hebben ok noch in unsem rechte, dat nieman sik selven to egen gegeven ne mach, it ne weder lecge sin erve wel. We mochte doch noe oder ysaac enen anderen te egene geven, sint sik selven nieman to egene gegeven mach. Ok hebbe wir orkünde des mer. Got ruwede den sevenden dach. Die seveden woken gebot he ok to haldene, als he den joden die e gaf unde uns den hilgen geist. Den seveden manet gebot he ek to haldene, unde dat sevede jar, dat het dat jar der losunge; so solde man ledich laten unde vri alle, die gevangen waren unde in egenscap getogen, mit alsegedaneme gerede als man sie vieng, of sie ledich unde vri welden wesen. Over sevewnerf seven jar quam dat veftegiste jar, dat het dat jar der vreuden, so muste aller manlik ledich unde vri wesen, he welde oder newelde. Ok gaf uns got erkündes mer an enem penninge, dar man ine mede besochte, de he sprak: latet den keiser sines beldes geweldlich unde godes beldo gevet gode. Dar bi is uns kundlich ven gedes worden, dat die mensche, godes belde, godes wesen sal, unde sve ine anders iemanne to seget danne gode, dat he weder got dut. Na rechter warheit se hevet egenscap begin von gedvange

jemand des anderen eigen sein soll; auch haben wir darüber keine Urkunde. Wir haben auch noch in unserem Rechte, dass niemand sich selbst zu eigen geben darf, sein Erbe widerrede es wohl. Wie möchte doch Noah oder Isaac einen anderen zu eigen geben, seit sich selbst niemand zu eigen geben darf? Auch haben wir darüber mehr Urkunden. Gott ruhte den siebenten Tag. Die siebente Wocho gebot er auch zu halten, als er den Juden das Gesetz gab und uns den heiligen Geist. Den siebenten Monat gebot er auch zu halten, und das siebente Jahr, das heisst das Jahr der Freilassung; se sollte man ledig lassen und frei alle die gefangen waren und in Leibeigenschaft gezogen, mit ebenselchem Geräte wie man sie fing, wenn sie ledig und frei sein wollten. Über sieben mal sieben Jahre kam das fünfzigste Jahr, das heisst das Jahr der Freude, da musste jedermann ledig und frei sein, er mochte wellen oder nicht. Auch gab uns Gott noch mehr Urkunde an einem Pfennig, mit dem man ihn versuchte, da er sprach: Lasset dem Kaiser das Bild seiner Macht und Gottes Bild gebet Gott. Dabei ist uns kund geworden von Gott, dass die Menschen, Gottes Bilder, Gottes sein sollen, und dass, wer sie anders jemandem zusagt denn Gott, wider Gott thut. Nach rechter Wahrheit hat die Leibeigenschaft begonnen von Zwang und von Gefangenschaft

unde von vengnisse unde von unrechter walt, die man von aldere in unrechte wonheit getogen hevet. unde nu vore recht hobben wel".

und von unrechter Gewalt, die man von altersher in unrechte Gewohnheit gezogen hat und nun für Recht haben will.

Ferner ist in geschichtlicher Hinsicht besonders bemerkenswert die Abhandlung über den Ursprung und das gegenseitige Verhältnis der geistlichen und weltlichen Macht (Buch 1 Art. 1):

„We von godes halven bescermere des rechtes wesen solen. Unde wo manich recht si:

Tvei svert lit got in ertrike to bescermeno de kristenheit. Deme pavese is gesat dat geistlike, deme keisere dat wertliko. Deme pavese is ok gesat to rideno to bescedener tiet up eneme blanken perde unde de keiser sal ime den stegerep halden, dur dat de sadel nicht ne windo. Dit is de beteknisse, svat deme pavese widersta, dat he mit geistlikemo rechte nicht gedvingen ne mach, dat it de keiser mit wertlikem rechte dvinge deme pavese gehorsam to wesene. So sal ok de geistlike gewalt helpen deme wertlikem rechte, of it is bedarf."

Das deutsche Reich gilt im Mittelalter als ein ewiges, unteilbares Weltreich, der Kaiser als Haupt und Gesetzgeber der weltlichen Christenheit. Die römische Kirche dagegen will in diesem Reiche den Gottesstaat auf Erden verwirklichen. Diese christlich-germanische Einheit mit zwei Häuptern ist die Ursache des Kampfes zwischen Staat und Kirche. Während Karl der Grosse das unbestrittene Haupt des Ganzen war, räumt die Kirche schon den späteren Karolingern nur Schutzrechte ein unter der Begründung: die Herrschaft über die Christenheit sei geteilt, die geistliche Macht aber die höhere. Unter Heinrich IV. bricht der Kampf um die Suprematie in der Christenheit zwischen Papst und Kaiser offen aus. Die Kirche be-

hauptet: Der Papst ist als Stellvertreter Christi auf Erden nicht nur das Haupt der Kirche, sondern auch unabhängig von der weltlichen Macht und Beaufsichtiger derselben; der Papst leiht dem Kaiser die Krone, der letztere muss ihm einen Eid leisten und ist dessen Vasall; das Geistliche steht höher als das Weltliche: bei persönlicher Zusammenkunft muss der Kaiser dem Papste Ehrerbietung erweisen, daraus folgt seine Unterordnung. Die Kaiser machen gegenüber diesen Ansprüchen der Kirche geltend: Der Papst krönt nur als oberster Geistlicher den Kaiser, macht ihn aber dadurch nicht zum Kaiser; der Eid, welchen der Kaiser dem Papste leistet, ist der Kirche gegenüber ein Schutzeid, dem Papste gegenüber ein Eid der Treue in Glaubenssachen, dagegen nicht ein Lehnseid; daraus, dass das Geistliche höher steht, als das Weltliche, folgt zwar ein höherer Rang des Papstes, keineswegs aber eine Unterordnung des Kaisers, welcher nicht als solcher, sondern als Sohn der Kirche dem Papste Ehrerbietung erweist. Dies war der Stand des mit allen Waffen geführten Kampfes zur Zeit der Abfassung des Sachsenspiegels.

> Zwei Schwerter liess Gott auf Erden zu beschirmen die Christenheit. Dem Papste ist gesetzt das geistliche, dem Kaiser das weltliche. Dem Papste ist auch gesetzt zu reiten zu beschiedener Zeit auf einem weissen Pferde, und der Kaiser soll ihm den Steigbügel halten, auf dass der Sattel sich nicht wende. Das ist zum Zeichen, was dem Papste widersteht, das er mit geistlichem Rechte nicht zwingen kann, dass das der Kaiser mit weltlichem Rechte zwinge, dem Papste gehorsam zu sein. So soll auch die geistliche Gewalt helfen dem weltlichen Rechte, wenn es dessen bedarf.

Die Schwerter sind die Wahrzeichen der Macht und Gewalt. Thatsächlich haben die Kaiser Friedrich I. und Heinrich IV. dem Papste den Steigbügel gehalten. Eyke von Repgow

legt diesem Umstande aber nur bildliche Bedeutung bei; unter dem Sattel versteht er den römischen Stuhl. Beide Gewalten sollen unabhängig von einander sein und sich gegenseitig unterstützen. Der Sachsenspiegel stellt sich also, wie überhaupt das norddeutsche Volk seiner Zeit, auf die Seite des Kaisers, während die päpstliche Ansicht mehr bei dem süddeutschen Klerus vertreten war.

Von einem Eingehen auf den materiellrechtlichen Inhalt des Sachsenspiegels muss mit Rücksicht auf die lediglich geschichtliche Aufgabe des gegenwärtigen Vortrags Abstand genommen werden.

Der Erfolg des Werkes war ein sofortiger, umfassender und dauernder. Das ganze sächsische Volk erkannte sofort den Sachsenspiegel als einen wahren Spiegel des nationalen Rechtsbewusstseins an und gebrauchte ihn gleich einem Gesetzbuche. Er wurde Veranlassung, Vorbild und Quelle für spätere ähnliche Werke, z. B. den Spiegel der Deutschen, den Schwabenspiegel, den Richtsteig des Landrechts und Lehnrechts, das Buch der Distinktionen, den livländischen Rechtsspiegel, den holländischen Sachsenspiegel, die alphabetisch geordneten Abecedarien und andere. Seine Geltung verbreitete sich rasch über Franken, Friesland, Süddeutschland, Böhmen, Schlesien, die Lausitz, die Marken, Polen, Preussen, Livland, Esthland und Kleinrussland. Er wurde vielfach glossiert und in alle ober-, mittel- und niederdeutsche Mundarten, sowie in die lateinische, holländische, böhmische und polnische Sprache übersetzt. Es sind mehrere Hundert Handschriften von ihm vorhanden, darunter vier Bilderhandschriften. Aus allen Anfechtungen im Laufe der Jahrhunderte ging er siegreich hervor. Was die letzteren anlangt, so beschwert sich zunächst schon der Verfasser selbst (praef. rhythm. V. 56, 81) darüber, dass man ihn verschreien wolle und seine Worte entstelle. Die geistlichen Gerichte ferner, vor welche auch verschiedene weltliche Streitigkeiten — z. B. Ehe-, Legitimitäts- und Testaments-Sachen — gezogen wurden, ignorierten den Sachsenspiegel dergestalt, dass der Prolog zur Glosse des letzteren bemerkt:

„Foro ecclesiastico si debes litigare
„Haberis pro fantastico si velis allegare
„Jura huius speculi.

Ein Augustiner-Mönch des Magdeburger Konvents, Johannes Klenkok, machte die Bekämpfung verschiedener Lehren des Sachsenspiegels zur Aufgabe seines Lebens. Er schrieb um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein Werk in zehn Artikeln gegen die Irrlehren des Sachsenspiegels, das sogenannte Decadicon, übersandte dasselbe seinem früheren Schüler, dem Kardinal Peter de Vernio, welcher in näherer Beziehung zum Papste stand, und erwirkte 1374 bei dem Papste Gregor XI. eine Verdammungsbulle, welche 14 Sätze des Sachsenspiegels über die päpstliche Gewalt, über das gerichtliche Verfahren, über die Wirkung der Ehe und über die Erbpflichtigen betraf. Der Papst übertrug die Vollziehung der Bulle den Erzbischöfen von Mainz, Köln, Bremen, Magdeburg, Prag, Riga und deren Suffraganen und bat ausserdem den Kaiser Karl IV. in einem Schreiben um Unterstützung für Publikation und Befolgung der Bulle. Von einer solchen Befolgung des päpstlichen Erlasses finden sich jedoch nur wenige Spuren vor: Die Gerichtsordnung des kurfürstlich sächsischen Oberhofgerichts zu Leipzig von 1493 gebot, das sächsische Recht zu halten, „ausgeschlossen die Artikel von der heiligen Kirche abgethan und reprobirt", und 1506 verdammte der König Alexander von Polen die von der päpstlichen Bulle betroffenen Artikel; die Bearbeiter und Herausgeber des Sachsenspiegels begnügten sich damit, beides, sowohl diese Artikel, als auch die Bulle, wiederzugeben. Eine grössere Gefahr, als die soeben erwähnte, drohte der Geltung des Sachsenspiegels von anderer Seite: durch die Reception des römischen Rechts in Deutschland. Es war die Aufgabe des klassischen Altertums, der Nachwelt dauernde glänzende Denkmäler zu hinterlassen, in Griechenland auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, in Rom auf dem des Rechts. Als das römische Reich unterging, blieb das römische Recht. Es dauerte fort in Italien, Südfrankreich und Spanien und wurde seit dem zwölften Jahrhundert neu belebt durch die Glossatorenschule zu Bologna. Die Kreuzzüge brachten Deutschland mit Italien in nähere Verbindung. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert studierten Deutsche auf den italienischen Rechtsschulen. Aus ihrer Zahl gingen die Räte der Kaiser und der Landesherren hervor. Diese und die Geistlichkeit verschafften dem

römischen Recht, dessen völkerrechtlicher Charakter ihren Bestrebungen mehr entsprach, als das nationale deutsche Gewohnheitsrecht, Eingang. Dazu kam, dass die Einführung dieses internationalen römischen Rechts auch der seit Karl dem Grossen herrschenden Idee des Mittelalters von der Einheitlichkeit der Germanen und Romanen entsprach, welche bereits einen Kaiser, eine Kirche und eine Geschäftssprache hatten. 1380 wurde die erste Vorlesung über römisches Recht auf einer deutschen Universität — Prag — gehalten. Im fünfzehnten Jahrhundert war die Reception des römischen Rechts in Deutschland, welche sich allmählich und stillschweigend vollzogen hatte, vollendete Thatsache: die Reichskammergerichtsordnung von 1495 erkennt das römische Recht ausdrücklich als geltendes Gewohnheitsrecht an. So wurde das römische Recht in Deutschland geltendes, gemeines, subsidiäres Recht; es wurde in späteren Jahrhunderten die wissenschaftliche Grundlage der neueren Gesetzbücher und wird immer sein ein Muster rechtswissenschaftlicher Behandlung. Der Sachsenspiegel bestand selbst den Kampf mit diesem übermächtigen Gegner: seine Geltung hat sich, namentlich im Königreich Sachsen und in den sächsischen Fürstentümern, erhalten bis zum gegenwärtigen Jahrhundert.

Litteratur:

Homeyer, ungedruckte Vorlesung über deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Berlin 1860/61.

» des Sachsenspiegels erster Theil. Ausgabe 3. Berlin 1861.

» Bemerkungen zur Abfassung des Sachsenspiegels. Monatsbericht der Akademie der Wissenschaften zu Berlin a. d. J. 1866, Berlin 1867, S. 630 ff.

» Johannes Klenkok wider den Sachsenspiegel, phil. und hist. Abh. der Akademie der Wissenschaften zu Berlin a. d. J. 1855, Berlin 1856, S. 377 ff.

Frensdorff, über das Alter niederd. Rechtsaufzeichn., hans. Gesch. Bl., Jahrg. 1876, Leipzig 1878, S. 95 ff.

Ficker, über die Entstehungszeit des Sachsenspiegels, Innsbruck 1859.

Jolly, Eike v. Repgow, deutsches Staatsw. Buch von Bluntschli und Brater, Stuttgart und Leipzig 1858, Band 3, S. 322 ff.

Gerber, Syst. des deutschen Privatr., Aufl. 5, Jena 1855, S. 26 ff.

Gneist, ungedruckte Pandektenvorlesung, Berlin 1861.

Die

neuste Limesforschung

zwischen Main und Neckar.

Vortrag,

gehalten in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie

gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

am 21. November 1895

von

Dr. F. Schreiber.

Im östlichen Teile des Odenwaldes hat das Flüsschen Mümling aus dem roten Sandstein des Gebirges ein tiefes, von Süden nach Norden verlaufendes Thal ausgewaschen; zwischen diesem und dem Main erhebt sich zu beträchtlicher Höhe ein langgestreckter waldiger Bergrücken. Ohne nennenswerte Einzelerhebung zieht er von Obernburg bei Aschaffenburg als gleichmässiges, schmales Plateau auf nahezu 40 km nach Süden und geht da in das wellige Gelände des badischen Baulandes über.

Auf und an dieser Höhe wird das aufmerksame Auge des Forschers wie des Laien durch eine Menge von auffallenden Erscheinungen gefesselt, namentlich durch eine fortlaufende Reihe von steinigen Hügeln, Mauerresten und umfangreichen Mauerkomplexen, welche sich auf dem ganzen Plateau hin mit einer unverkennbaren Regelmässigkeit verteilen.

Zu dieser monumentalen Sprache der Vergangenheit liefert leider die geschriebene Geschichte kein Wörterbuch. Von unseren ältesten Quellen, den römischen Autoren, erzählt kein einziger mit unzweideutiger Bestimmtheit, dass römische Heere in diese Gegend des Odenwaldes vorgedrungen seien. Mit der grössten Wahrscheinlichkeit noch ist der Krieg des Kaisers Julianus gegen die germanischen Häuptlinge Suomar und Hortar, wovon wir im 17. Buche des Ammianus Marcellinus lesen, nach diesem Gebiete zu legen, sonst lassen sich aus spärlichen Notizen kaum Vermutungen gewinnen. Mit der Folgezeit steht es nicht besser: nur wenige Namen kennen wir aus Chroniken und Urkunden, sonst schweigt die Geschichte.

Auf der anderen Seite sind aber wiederum zwei Umstände in jener Gegend der Altertumsforschung günstig gewesen: die langsame und dürftige Kulturentwickelung auf dem waldigen Rücken und die frühzeitige Beachtung römischer Denkmäler. Schon seit dem Regierungsantritt des Grafen Franz zu Erbach,

jenes enthusiastischen Altertumsfreundes, widmete man den letzteren eine planmässige Erforschung; manche hervorragende Einzelleistung ist bis zu unseren Tagen gezeitigt worden *), im ganzen ist jedoch unsere Linie anderen Strecken gegenüber Stiefkind geblieben. Zu einem endgültigen Abschluss bedurfte es noch eines systematischen Angriffs längs des ganzen Werkes auf bayrischem, hessischem, badischem und württembergischem Territorium. Diesen hat die Reichs-Limes-Kommission in den letzten Jahren unternommen. Ihre Arbeit nähert sich bereits dem Ende. Seit einem Jahre erscheint in Lieferungen das abschliessende litterarische Werk: Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches, im Auftrage der Reichs-Limes-Kommission herausgegeben von dem militärischen und dem archäologischen Dirigenten Generallieutenant z. D. O. von Sarwey und Museums-Direktor F. Hettner. In 7 Bänden sollen die Ergebnisse festgelegt und der gelehrten Welt zugänglich gemacht werden, der 5. davon wird unsere Main-Neckarlinie (Kastelle 46—62) umfassen.

Bis zum vollen Abschluss dieses Bandes werden noch Jahre verstreichen; bis dahin wird die Darstellung der einstweilen vorliegenden Resultate immer von Interesse sein.

Für die Kette römischer Wehrbauten auf dem oben beschriebenen Odenwaldrücken behalte ich den früher eingebürgerten Namen „Mümlinglinie" bei und werde seine Berechtigung zu verfechten suchen.

Steigen wir bei der Vereinigung der Mümling mit dem Main die Höhe hinan, so stossen wir in der Nähe von Lützel-Wiebelsbach auf die erste bedeutendere Befestigungsanlage. Eine etwa mannshohe, aussen mit sauber behauenen grossen Steinen verkleidete Mauer umschliesst einen rechteckigen, an den Ecken abgerundeten Raum von 83 m Länge und 66 m Breite. Ehemals sassen Zinnen auf der Mauer; aus zahlreichen im Schutt gefundenen Deckelsteinen lässt sich noch die Stärke

*) Einen Ehrenplatz unter der Limes-Litteratur verdient noch heute das Werklein von J. F. Knapp: Römische Denkmale des Odenwaldes, Heidelberg 1813. Von späteren Arbeiten ist namentlich die Beschreibung von Fr. Kofler in der Westdeutschen Zeitschrift VIII (1889) hervorzuheben.

derselben und die Breite der Wimperge zwischen den Zinnenfenstern ersehen. Drei Thore führten von der Front und den beiden Seiten hinein, das Hinterthor scheint gefehlt zu haben. Von Fundamenten massiver Bauten im Innern ist keine sichere Spur gefunden worden. Etwa 30 m vor der nördlichen Ecke liegen die Trümmer eines grösseren Bades. Dieses „Lützelbacher Schlösschen", wie man die Feste gewöhnlich bezeichnet, bildete lange Zeit als das letzte Höhenkastell das Ende genauerer Nachforschung auf unserem Odenwaldrücken, und bis heute ist für die wirkliche und ursprüngliche Endstation der Befestigungslinie im Norden noch immer kein unanfechtbarer Beweis erbracht.

Knapp (Römische Denkmale des Odenwaldes. 1813) glaubte sich durch einige nicht näher untersuchte Schutthügel nach Obernburg nördlich der Mümlingmündung gewiesen, wo schon zu jener Zeit einige römische Funde gemacht waren. Hier setzte er vermutungsweise ein Kastell an, welches ihm als Sperre des Mümlingthales gegen das nördliche Mainthal notwendig schien. Der römische Lagerbau wurde thatsächlich bald gefunden. Die Stadt Obernburg ist mitten hineingebaut. Mit vieler Mühe hat ihn Conrady ausgegraben und in den zahlreichen Funden dem Städtchen den Grundstock zu einem höchst interessanten historischen Museum geschenkt. Knapp, welcher nur mit militärischen Gesichtspunkten operierte, sah aber noch einen weiteren Schutz des Mümlingthales gegen das südliche Mainthal hin als notwendig an. Obgleich ihm eifrige Grabungen keinen Erfolg aufwiesen, vermutete er doch auch hier einen befestigten Posten. Seine Konjektur und somit auch seine Auffassung des ganzen Werkes als einer Schutzanlage erhielt eine glänzende Bestätigung durch die Auffindung des Kastells in der Au bei Wörth.

Hier im Mainthale deckte Conrady 1882/83 ein ummauertes Lager auf, das nach Bauart und Grösse ganz den bekannten römischen Anlagen entspricht (s. Westd. Zeitschr. III. S. 266 ff.). Der Hauptbau und namentlich das dabei liegende Bad zeigte ein seltsames Gemisch von exaktem Mauerwerk mit sauberem Ziegelmörtelstuck und inkorrekten, zerfallenen Steinlagen. Dieser Wehrbau, welcher sich zwischen die sonst ganz gleichweit von einander abstehenden Mainkastelle ohne ersichtlichen Grund

einschiebt und in der Bauart ganz zu den Odenwaldkastellen stimmt, ist nach der von Conrady wohl begründeten und sofort allgemein angenommenen Hypothese die nördliche Kopfstation unserer Mümlinglinie. Eine volle Klarheit darüber wird jedoch erst durch den immer noch fehlenden Nachweis der römischen Grenzmarkierung an dieser Stelle möglich werden *).

Die von Lützelbach nach Süden zu wohl erhaltene Kette römischer Stationen zeigt in allen ihren Teilen eine von anderen Limesstrecken gänzlich abweichende, aber in sich selbst durchaus gleichförmige Konstruktion. Der Hauptunterschied im Vergleich mit anderen Grenzzügen ist das gänzliche Fehlen des Grenzwalles. All die zahlreichen oft doppelten Gräben, die sich streckenweise auf der Höhe und an den seitlichen Bergeshängen finden, gelten jetzt wegen ihres Verlaufes und ihrer Anlage durchweg als nicht römisch, so dass man dieselben kaum einer Durchgrabung würdigt; in kurzen Erddämmen und Strassensperren sieht man mittelalterliche Wehren; langhinziehende Trockenmauern, oft von beträchtlicher Höhe, erweisen sich als Flur- und Forstgrenzen. Es bleibt zunächst kein sichtbares Zeichen eines fortlaufenden Grenzzuges übrig, nur die ununterbrochene Kette römischer Kastelle, zwischen denen einzelne Trümmerhaufen eine sichere Verbindung andeuten, zieht sich als unverwischbare Spur römischen Wirkens nach Süden.

Der erste solche Posten, 900 Schritt vom Lützelbacher Schlösschen entfernt, wird von 3 Hügeln gebildet. Fünf weitere Stationen, immer ganz ähnlich aus 2 oder 3 Hügeln bestehend, und ein jetzt verschwundenes kleines Zwischenkastell stellen die Verbindung mit der nächsten grösseren Feste her. Die sich auch ferner immer wiederholende Erscheinung der Hügelgruppen hat schon manchen Deutungsversuch veranlasst. Durchweg liegen immer 2 oder 3 Hügel verschiedener Art zusammen. In einem, dem höheren, der in seiner Mitte meist eine trichter-

*) Es bleibt noch immer die Frage, ob der Anschluss an die Mainlinie von Anfang an bestand, oder ob nicht vielleicht vorher die Kastelle des Odenwaldes sich über das Mümlingthal nach Norden fortgesetzt haben, um etwa in der Richtung der heutigen Landesgrenze einen näheren Anschluss nach der bei Gross-Krotzenburg an den Main anstossenden Taunuslinie zu suchen.

artige Vertiefung, die Spur einer früheren Ausgrabung, zeigt, treten gewöhnlich sofort behauene Steine zu Tage; in den unteren Lagen sitzen dieselben meistens noch in gutem Mauerverband und bilden ein Mauerviereck von äusserlich etwa 5 m Länge und Breite und nahezu 1 m Mauerstärke. Die Steine sind sauber bearbeitet, hie und da sogar mit Gesimsen verziert und zeigen äusserlich noch Spuren eines weissen oder rötlichen Fugenstriches. Der Boden des Innenraumes ist gewöhnlich mit einer festgestampften roten Lettenschicht bedeckt, auf der sich hie und da beträchtliche Mengen Asche fanden. Neben diesen Mauerhügeln liegen als ständige Begleiter flache Häufungen von Sand und rohen Steinen, in der Regel von einem breiten, seichten Graben umzogen. Oberflächliche Durchsuchungen früherer Zeit ergaben kein Mauerwerk, man nannte sie darum „leere Hügel".

Für eine Erklärung der fortlaufenden Hügelreihe fehlte lange Zeit jeder sichere Fingerzeig. Einige Inschriften und zur Aufnahme von solchen bestimmte tesserae fand man allerdings an der Westseite der Mauerhügel; sie enthielten für die Zeitbestimmung wertvolle Hinweise auf Antoninus Pius. Dagegen war für die einstige Bestimmung der Trümmer daraus kein Anhalt zu gewinnen. Zahlreiche Funde von Knochen, Kohlenstückchen, Scherben, Nägel und ähnliches haben lange den Anlass gegeben, diese Anlagen als römische Gräber aufzufassen. Die „leeren Hügel" sah man als die Verbrennungsplätze an, in den danebenstehenden Gebäuden glaubte man eine Art Kolumbarien zu erblicken. Der Gedanke jedoch, dass die Römer gleich bei der Occupation des Landes, wo ihnen gewiss manches Nötigere zu thun oblag, sogleich Grabanlagen für lange Zeit in Vorrat erbaut und dieselben in abgemessenen Zwischenräumen über die ganze Höhe hin verteilt haben sollen, erscheint schon Knapp recht wunderbar. Die heutige Forschung widerlegt jene Theorie vollständig. Die Soldatengräber am Grenzwall (s. Limesbl. S. 96, 268, 274) waren, wie wir jetzt wissen, recht ärmlich. Die gesammelten Knochen- und Aschenreste der verbrannten Leichen wurden auf den Boden einer etwa 60 cm tiefen Grube gelegt, ein flaches Thongefäss, manchmal nur ein Bruchstück eines solchen darübergedeckt, einige dürftige Spenden wie Kohlenstückchen,

Scherben von Thon und Glas oder terra sigillata, auch wohl eine Münze beigegeben. Solche Gräber hat man an den Seiten römischer Strassen in der Nähe der Kastelle vielfach aufgefunden. Im gesicherten Binnenlande der Wetteraue finden sich auch gut ausgestattete Urnen- und Cistengräber und Sarkophage, aber eigentliche Grabbauten der Römer hat es auf dem rechten Rheinufer wohl niemals gegeben: der eigentliche Sitz der germanischen Garnisonen war ja immer in Mainz oder Strassburg.

Darum hat man später viel natürlicher die Mauerhügel für Trümmerstätten einstiger Wachttürme erklärt. Eine Schwierigkeit verursacht hierbei nur die Deutung der leeren Begleithügel. Von Cohausen glaubte in den Darstellungen an der Trajanssäule den Schlüssel zu finden. Dort sehen wir neben den Wachttürmen grosse Holzstösse aufgeschichtet, die, wie man annimmt, in drohender Gefahr in Brand gesteckt, durch ihren Feuerschein das Hinterland alarmieren sollten. Für den Odenwald ist diese Deutung nicht möglich. Die römischen Siedelungen im Hinterlande waren recht spärlich, die meisten der Feuerzeichen wären ganz zwecklos gewesen, dagegen musste die Flamme den Oberbau der dicht dabei stehenden Wachttürme, den wir uns nur aus Holz aufgeführt denken können, in die ernsteste Gefahr bringen.

Da hat nun der Streckenkommissar Baumeister Jacobi im letzten Jahre ganz neue Gesichtspunkte erschlossen (s. Westd. Zeitschr. XIV. S. 147, ff.). Er ging im Taunus zunächst von der Durchsuchung der flachen Rundgräben aus, welche die Hügel umschliessen und entdeckte da ein aus dem festen Boden sorgfältig ausgeschachtetes, kreisförmig verlaufendes Gräbchen, das auf seiner Sohle durch Kohlen, römische Scherben und absichtlich gesetzte Steinchen dauernd gekennzeichnet ist. Die Bedeutung dieser Zeichen als Grenzmarken hatte der Entdecker kurze Zeit vorher nachgewiesen. Im Hügel selbst zeigten sich bei genauerem Suchen 4 viereckige mit lockerer Erde angefüllte Vertiefungen, offenbar ursprünglich dazu bestimmt, senkrechte Holzbalken aufzunehmen. Etwa metertief unter der wagrecht abgeglichenen Bodenfläche des Hügels lagen in diesen Pfostenlöchern ganz ähnliche unvergängliche Markzeichen wie römische

Scherben, Mühlsteinstückchen, Kalksteine, Kiesel, Nägel, Kohlen und Asche.

Danach nimmt nun Jacobi an, dass diese Hügel nicht Überreste einstiger Bauten, sondern die wirklichen, und zwar die ältesten Grenzmale und zugleich die Fixpunkte einer ersten Standlinie sind, von denen aus die genaue Grenze nachher eingemessen wurde. Die Anlage denkt er sich, gestützt auf mehrere Stellen römischer Gromatiker, folgendermassen. Auf einem eingeebneten und rings durch Absteinung gekennzeichneten Kreis wurden in den 4 Löchern feste eichene Pfosten von etwa 1 m Höhe errichtet und oben durch Querbalken verbunden; die Aussenseiten wurden ausgemauert, der Innenraum mit Steinen und festgestampfter Erde vollgefüllt. Die so entstehende tischartige Anlage bildete sozusagen einen kaum zerstörbaren Grenzstein und gab gleichzeitig das Mittel, an ihrer Kante hin bequem nach dem nächsten Grenzpunkte zu visieren *). Ringsherum wurde nun zum Schutze des Ganzen Erde ausgehoben und darüber geworfen, was die äussere Form eines Hügels mit umgebendem Graben hervorbrachte. Lief die Grenze geradlinig, so genügte ein Grenzhügel, entstand ein Knick, so war zum weiteren Einvisieren ein zweiter viereckiger Markierungsbau erforderlich.

Keine Limesstrecke ähnelt der im Taunus so wie die unsrige. In beiden Fällen musste nach der ersten Occupation die Grenzlinie auf der Höhe eines bewaldeten Gebirgskammes hingeführt werden. Der grosse Grenzwall, welcher im Odenwalde ganz fehlt, ist auch im Taunus erst nachträglich errichtet worden; das geht daraus hervor, dass er über solche eben beschriebene intakte Grenzhügel hinwegläuft. Der Odenwald ist auf dem ersten Stadium stehen geblieben, wir dürfen schon hier die Vermutung aussprechen, aus dem Grunde, weil zu der

*) Dass die Verbindung der Pfostenlöcher die Richtung der Grenze oder auch nur der Standlinie bezeichnet habe, scheint mir bedenklich. Die Kanten der tischartigen Grenzmarke waren offenbar am meisten einer Verletzung ausgesetzt, jedes geringe Herausweichen eines Pfostens aus seiner Stellung musste die Visierlinie beträchtlich verschieben. Einen Grenzpunkt wird man darum nie an der Kante, sondern immer in der Mitte eines Steines etc. festlegen.

späteren Zeit der Wallanlage die Reichsgrenze schon weiter nach Osten verschoben worden war.

Darum hat man, durch die Taunusfunde angeregt, den Begleithügeln unserer Strecke eine erneute Aufmerksamkeit zugewandt und mancherlei genau bestätigt gefunden. Ob sich aus den gleichen Beobachtungen die gleichen Schlüsse ergeben, muss freilich dahingestellt bleiben. Die Hügel liegen hier wie dort auf freien Höhen, so dass ein ungehinderter Ausblick von einem zum anderen möglich ist; nur nach diesem Gesichtspunkte sind sie angelegt, ihre Entfernung schwankt zwischen 300 und 1000 m. Dass auch in den Begleithügeln ein schlechtes quadratisches Mauergefüge steckt, ist jetzt dargethan. Die Seiten zeigen äusserlich zwei senkrechte ausgesparte Schlitze, die Ecken fehlen, und an ihrer Stelle reichen bis zur Tiefe von fast 2 m grosse Löcher in die Erde, in denen ehemals quadratische Holzpfosten von etwa 35 cm Stärke gestanden haben. Das Ganze macht also den Eindruck, als wären die Steine in ein vorher errichtetes, festes Holzgerippe eingemauert worden.

Der Fall erscheint den Taunusanlagen ganz analog, nur werden die Masse noch bedeutender. Diese Abweichung in den Dimensionen lässt es aber doch bedenklich erscheinen, Jacobis scharfsinnige Hypothese auf den Odenwald zu übertragen und die Hügel als blosse Grenzmarken anzusehen. Weshalb hätte man auf eine doch immerhin von vornherein als provisorisch beabsichtigte Anlage soviel Zeit und Sorgfalt verwendet? Eine gewaltsame Zerstörung der Grenzmale war bei der Heiligkeit und Unantastbarkeit, deren sich dieselben bei Römern und Germanen erfreuten, nicht zu befürchten, und für die Dauer wurde ja dann eine fortlaufende genaue und unverwischbare Grenze gezogen, die wir noch näher betrachten werden. Ihre Entfernung von den Hügeln ist so gross, dass sie jene Auffassung des Zweckes der Hügel ebenfalls in Frage stellt. Wenn daher Jacobi zugiebt, dass die vier Holzpfosten möglicherweise besteigbare Holzgerüste trugen, so scheint mir damit für den Odenwald der rechte und eigentliche Zweck getroffen zu sein. Die „leeren“ Hügel haben die Trümmer einstiger Wachttürme zu bedeuten, deren Konstruktion wir uns ähnlich denken können wie die unserer trigonometrischen War-

ten. Bei einer späteren Erneuerung der Anlage wurden die unbrauchbar gewordenen Holzgerüste durch solide Wachttürme mit massivem Unterbau ersetzt. So erklärt sich die regelmässige Doppelerscheinung der Stationen. Die aus dem umlaufenden Graben ausgehobene und in der Mitte aufgeschüttete Erde diente dazu, den Standort des Holzturmes etwas zu erhöhen und dadurch trockner zu legen. Ob sich in dem Graben noch ein besonderes ausgesteintes Gräbchen gefunden hat, ist mir nicht bekannt. Sollte es noch entdeckt werden, so könnte die Versenkung von Abzeichen hier und in den Pfostenlöchern sehr wohl auch eine sakrale und symbolische Bedeutung gehabt haben.

Unsere Turmstationen haben uns in die Nähe des Dorfes Vielbrunn geführt. Hier liegt das zweite grössere Höhenkastell. Die in diesem Jahre zum erstenmal gestattete Ausgrabung legte die Umfassungsmauer durch Schnittproben und auf längere Strecken ringsum frei, soweit nicht Gebäude dies verhinderten; neue Ergebnisse von Belang wurden dabei nicht gewonnen. Das Hinterthor ist nicht mehr erkennbar und scheint gefehlt zu haben. Feste Innengebäude lassen sich ebenfalls nicht nachweisen, dagegen liegen jetzt noch in einiger Entfernung vor der nordwestlichen Ecke stattliche Trümmer eines römischen Bades. Heute heisst die Feste Hainhaus, im Mittelalter wird sie einmal Benzenburg genannt, zur Zeit der Karolinger finden wir sie unter dem Namen Rumpheshusen erwähnt.

Besondere Beachtung verdient in der Nähe des Kastells von Vielbrunn ein 5 km weit ins germanische Gebiet hineingeschobener auffallender Posten auf der Höhe oberhalb Ohrenbach. Das Volk nennt ihn die „alte Schanze“ oder die „Heuneschüssel“. Die Lage derselben so ausserhalb jeden Zusammenhanges mit der Mümlinglinie und die von römischen Kastellen völlig abweichende Bauart (s. Kofler in der Westd. Zeitschr. VIII, S. 69, f.) haben die Meinung befestigt, dass der Bau nicht der Römerzeit angehört. Die Schanze erscheint aber in ganz anderem Lichte, seitdem Jacobi im Taunus an ähnlichen Anlagen, die man früher ebenfalls für mittelalterlich hielt, römischen Ursprung dargethan hat. Wir haben hier eine neue Ähnlichkeit zwischen Taunus und Odenwald; und berücksichtigen wir, dass Dehon bei flüchtigen Grabungen vor dem rechten Thor

beträchtliche Kohlenreste und Scherben von terra sigillata gefunden hat (Spuren des Römersufenthaltes in Amorbach und Umgebung, S. 19), so dürfte eine genaue Aufgrabung der Ohrenbacher Schanze doch sehr zu empfehlen sein. Ist doch gerade das von der Regel Abweichende für die Geschichte und das Verständnis der ganzen Grenzwehr besonders bedeutsam.

Von Vielbrunn aus leiten uns 7 Hügelstationen zum Kastell Eulbach. Auch dieses spielt in 2 alten Urkunden eine Rolle. Einhard führt als Grenzpunkt der Mark Michelstadt 819 eine Vullineburch an, ein Mönch des Klosters Lorsch nennt 1012 in gleichem Zusammenhang eine Wilonoburg. Beide Namen sind alte Formen für Eulenburg und gehen auf dies Kastell.

Auch hier fehlen porta decumana und feste Gebäude im Innern. Das Hauptthor der Frontseite ist im Gräflich-Erbachischen Park zu Eulbach aufgestellt.

Zwischen dieser Station und dem nächsten Kastell bei Würzberg hat der Feldbau dieses Dorfes viel zerstört, so dass sich nur 2 Turmstationen mit Sicherheit haben nachweisen lassen. Der Würzberger Wehrbau selbst (s. Limesbl. S. 447, ff.), im Volksmunde „Hainhäusel" genannt, gleicht im allgemeinen den übrigen, bietet aber doch mehrere beachtenswerte Einzelheiten. Hier ist zunächst die schon beim Kastell zu Wörth erwähnte Verschiedenheit des Mauerwerkes nach der römischen und nach der germanischen Seite hin recht ersichtlich: das letztere zeigt sich sorgfältiger fundiert und aus besserem Material aufgemauert. Die porta praetoria nach der Ostseite hin war von 2 aus geringen Spuren erkennbaren Thortürmen flankiert, die Seitenthore hatten nur verstärkte Mauerenden. Das Hinterthor fehlt wieder, doch scheint die Mauer ursprünglich eine Öffnung gehabt zu haben, die später vermauert worden ist. Auch das verschiedene Niveau der Wege im Innern des Kastells deutet auf eine Anlage zu verschiedenen Zeiten hin. Das Gleiche thut eine ganz locker gefügte Trockenmauer, die in unregelmässigem Abstand von durchschnittlich ½ m die Kastellmauer im Innern begleitet. Ähnliche Verstärkungsmauern finden sich auch sonst, so in Eulbach, Hesselbach, Schlossau.

Wenn der enge Zwischenraum mit Erde ausgefüllt war, gewährte er den Verteidigern hinter den Zinnen der Aussenmauer einen recht bequemen Standort, vor allen Dingen aber musste

eine Verstärkung der äusseren recht schwachen Mauer, die sich nach oben noch verjüngt, sehr wünschenswert erscheinen. Es liegt aber auf der Hand, dass eine solche Stütze nicht im ursprünglichen Bauplane lag, sonst hätte man, wie an anderen Kastellen, sogleich eine stärkere Ringmauer herumgezogen; wiederum erkennen wir eine zweite, spätere Bauperiode.

Das Bad vor der Südwestecke des Kastells ist eins der schönsten, die uns an der Strecke erhalten sind. Die Räume mit ihren Zugängen, Heizanlagen, Luft- und Rauchzügen liegen noch deutlich vor Augen, ein schönes Wasserbassin, mit sauberen Platten ausgelegt, an den Seiten mit Kalk beworfen, der noch Spuren roter Bemalung zeigt, starke Estrichböden, Wand- und Dachziegeln in reichem Masse sind vorhanden. Von den Thoren des Kastells laufen eine Anzahl Strassen aus, von denen die eine die Richtung nach dem Maine einzuschlagen scheint. Die schwierige und zeitraubende Untersuchung der Römerstrassen ist in vollem Gange, wird aber bis zu einem Abschluss noch mehrere Sommer erfordern. Auf dem ganzen Höhenrücken lang zog an der Westseite der Türme vorüber, an denen vielleicht Entfernungsangaben nach römischen Meilen zu lesen waren, ein römischer Weg. An der Fortsetzung der Mümlinglinie in Baden ist derselbe schon lange durch Schumacher nachgewiesen (Limesbl. S. 397 und S. 449). Hier im hessischen Odenwald ist die Strasse an manchen Stellen kaum 3 m breit, hat eine recht liederliche Steinpackung, auf welcher ein Kiesschlag kaum bemerkbar ist. Da das Strassenniveau noch obendrein an manchen Bergabhängen eine recht bedenkliche Neigung zeigt, ist ein Wagenverkehr auf dieser Kommunikation nur mit grosser Vorsicht möglich gewesen. Strassengräben finden sich nirgends. Offenbar hat gleich nach dem Sturz der Römerherrschaft der Wald sofort den Weg überwuchert. Die heutige über den Rücken laufende „hohe Strasse“ ist ohne absichtliche Beziehung und wohl auch ohne Kenntnis ihrer Vorgängerin angelegt, den Namen „Römerstrasse“ führt sie ohne Berechtigung. Der mittelalterliche Name Buhlweg (Dahl, Geschichte der Herrsch. Klingenberg, S. 34) bedeutet Höhenweg (Bühelweg).

Fünf Turmstationen führen uns von Würzberg nach Hesselbach. Das dortige Kastell (s. Limesbl. S. 444, ff.) mit seinen

drei Thoren bietet für einen einheitlichen Bauplan der ganzen Linie in ihrer ersten Anlage eine Bestätigung. Auf eine zweite Bauperiode weist das von seiner schlichten Umgebung abstechende Südthor mit profilierten Steinen und Säulenpostamenten hin. Mehrere Steine daran zeigten nach Koflers Bericht auf der Lagerseite ein tief eingehauenes Kreuz. Da das Kreuz sonst ein specifisch christliches Zeichen ist, verdient diese Erscheinung eine ganz besondere Beachtung. Auch im Kastell bei Miltenberg fand Conrady auf einem römischen Baustein ein kahles Golgathakreuz eingehauen. Hier in Miltenberg erklärt sich dies aus einer späteren fränkischen Ansiedelung in den römischen Baulichkeiten; in Hesselbach ist bei dem Fehlen solcher Siedelung eine derartige Erklärung ausgeschlossen. Die Zeichen müssen schon von der Besatzung des Kastells eingehauen sein. Da ist doch daran zu erinnern, dass die zweiundzwanzigste Legion, welcher die Besatzungen der Odenwaldkastelle langezeit unterstellt waren, während des jüdischen Krieges nach Palästina gezogen worden ist und unter Titus den Sturm auf Jerusalem mitgemacht hat. Leichtlich können aus dieser Zeit christliche Soldaten dem römischen Regimente angehört haben.

Nach zwei weiteren Turmstationen senkt sich unser Höhenrücken vom kahlen Buckel aus zu einem tief eingeschnittenen, schmalen Pass, der Jägerswiese. Diese auffallende Stelle bildet heute noch den bequemsten Übergang über die Höhe; sollte die römische Linie eine militärische Bedeutung haben, so war zur Sperre dieses Passes ein Kastellbau erforderlich. Im letzten Sommer hat Dr. Anthes auch thatsächlich einen solchen hier nachgewiesen. Die Lage dieser und der folgenden Zwischenfeste, die beide in ihren beträchtlichen Einsattelungen nur auf ganz kurze Strecken zu sehen sind, aber natürliche Übergänge sperren, dürfte für den Zweck der ganzen Linie recht belehrend sein.

Eine ziemlich steile Anhöhe, auf der sich wieder drei Hügelstationen bemerken lassen, trennt unsere Stelle von einem ähnlichen Pass, heute die Seitzer Buche genannt. Die Fahrstrasse von Ernstthal nach Kailbach führt hier über dio Wasserscheide. Bei ihrer Anlage sind aus dem kleinen Befestigungsposten, welcher früher hier lag, die Steine so völlig herausgeholt wor-

den, dass man kaum noch in den Wurzeln alter Buchen einige Spuren des römischen Baues erkennen kann. Als man gelegentlich des Strassenbaues auch dem nächsten Turmhügel zu Leibe wollte, fuhr eine Schlange daraus hervor, so dass man erschreckt davon abliess. Bei der späteren Ausgrabung des Turmes waren dieselben Arbeiter thätig; wie erstaunten sie, wie als erstes Fundstück die Statue einer Hygiea mit einer Schlange in der Hand zum Vorschein kam! Zwei schöne Turmfundamente sind durch diesen Zufall gerettet worden, neu aufgemauert und schön konserviert, bilden sie für die Besucher der Gegend einen interessanten Anziehungspunkt. Hier treten zum ersten Male gestempelte Ziegeln (legio VIII Augusta) auf, die im Norden bis zum Main ganz fehlen. Nach Wolff sind Ziegeln aus der grossen römischen Ziegelei bei Nied bis in diese Gegend geliefert worden.

Das nächste grössere Kastell oberhalb des Dorfes Schlossau (Westd. Zeitschr. III, Corrbl. S. 81) deckt den Kreuzungspunkt mehrerer alter Strassen (v. Cohausen: Der röm. Grenzw. S. 37).

Das Kastell ist das letzte der Mümlinglinie. Der Odenwald geht hier in das sogenannte badische Bauland über. Lange Zeit wusste man nichts von einer südlichen Fortsetzung der Anlage, bis die Aufgrabung der Kastelle zu Oberscheidenthal und Neckarburken diese ausser Zweifel setzte.

Mit dieser Entdeckung galt auf einmal der eingebürgerte Name „Mümlinglinie“ für nicht mehr zeitgemäss, nach dem Ausgangs- und Endpunkte führte man die Bezeichnung Main-Neckarlinie ein. Beide Namen sollten aber neben einander bestehen. Knappe und bestimmte Bezeichnungen der einzelnen Strecken verdienen immer vor schleppenden Umschreibungen den Vorzug. Da nun die bis hierher betrachtete Strecke einen ganz selbständigen und eigenartigen Bestandteil bildet, wie wir sehen werden, möchte ich dem alten Namen „Mümlinglinie“ in seiner ursprünglichen Geltungssphäre von Schlossau ab nordwärts seine Berechtigung retten. Zwar setzt sich der Zug der Befestigungswerke über den Odenwald hinaus nach Süden fort, aber von Schlossau ab sehen wir mit einem Male den Charakter unserer Linie durchaus verändert. Zunächst hören die „leeren Hügel“, die wir als Trümmerstätten ursprünglicher Holz-

türme erkannten, auf *). Die Turmhügel, die sich auch ferner finden, liegen allein und durchschnittlich in grösseren und gleichmässigeren Abständen.

An den Kastellen ist die Abweichung noch bedeutender. In Oberscheidenthal haben wir eine so stattliche Feste, dass keins der vorher genannten Kastelle an Grösse und Solidität mit ihm sich messen könnte. Die Wehrhauten der Mümlinglinie weisen durchschnittlich ein Rechteck von bescheidener Grösse auf; das umfangreichste bei Hesselhach misst 82,20/72,40 m. In Oberscheidenthal haben wir eine Front von 135 m und eine Tiefe von 150 m. Der Flächeninhalt der Mümlingkastelle beträgt also nicht einmal $^3/_{10}$ des jetzt folgenden. Diese Verschiedenheit spiegelt sich in den Namen. Das Kastell bei Oberscheidenthal heisst beim Volke „Burgmauer", das folgende hat dem Orte Neckarburken (früher Neckerburgheim) den Namen gegeben. Hier sah man also ehedem Burgen, — an der Mümlinglinie haben wir ein „Schlösschen", ein „Hainhaus", ein „Hainhäusel". Der Grösse entspricht die Solidität des Mauerwerks, namentlich an den Thoren. Das Hinterthor fehlte auf der Mümlinglinie ganz, von unbedeutenden Türmen fanden sich — von dem jüngeren Principalthore in Hesselbach abgesehen — nur auf der Front dürftige Fundamentreste; hier in Oberscheidenthal haben wir eine prächtige porta decumana, deren Türme, aus Quadern errichtet und mit Säulen architektonisch verziert, einer Konservierung für wert gehalten wurden.

Bei der folgenden Hauptstation tritt dieser Unterschied noch anschaulicher zu Tage. Sie liegt, während die Mümlingkastelle höchstens 6 km zwischen sich lassen, nahezu 15 km weit ab, und auf der dazwischen liegenden Strecke fand man nur einige kleine Zwischenbauten, wie sie sich im Odenwalde an geeigneten Punkten ebenfalls noch einschieben. Auch diese kleinen Lagerplätze heben sich durch ihre Steinarbeit von den Odenwaldkastellen recht vorteilhaft ab. Bei Robern (Limesbl. S. 159) zeigt der römische Bau sorgfältig gerichtete Sandsteinquader, welche ursprünglich einen Mörtelverputz mit rot aus-

*) Ob die „gromatischen Hügel", deren Schumacher im Limesbl. S. 451 Erwähnung thut, sich als solche erweisen, muss erst die Untersuchung ergeben.

gefülltem Fugenstrich besassen. Ein schön profiliertes Gesims und der Wechsel von halbcylindrischen und glatten Zinnendeckeln mit aufgesetzten Pyramidenstumpfen, die oben eine Kugel trugen, mag der Façade eine belebende Abwechselung und malerische Bekrönung verliehen haben. Bruchstücke plastischer Denkmäler zeugen ebenfalls von einstiger Opulenz.

Die nächste Hauptposition finden wir erst im Thale bei Elz bei Neckarburken, hier in der einzig dastehenden Erscheinung zweier Kastelle unmittelbar neben einander, von denen das eine noch obendrein einen beträchtlichen Anbau zeigt.

Das Westkastell hat 161 m Länge, 134,5 m Breite, übertrifft also noch das vorige bei Oberscheidenthal. Die Normalstärke der Lagermauer von 1,50 m, die an den Ecken noch anschwillt, hat an der Mümlinglinie nichts Ähnliches. Während im Odenwalde nur neben der porta praetoria Spuren von Turmfundamenten zu bemerken waren, trugen hier ausser den Thoren auch die abgerundeten Ecken Türme von trapezförmigem Grundriss, und auf der Frontseite zwischen den Thor- und Ecktürmen sowie auf den zurückliegenden grösseren Teilen der Langseiten waren noch Zwischentürme errichtet, so dass die Front 6 Türme zeigte, die Flanke deren 5. Gleich auffallend weicht das Innere von den früher betrachteten Kastellen ab. Dort war keine sichere Spur fester Innengebäude vorhanden, hier haben wir ausser dem praetorium noch eine ganze Anzahl von Hallen und besser eingerichteten Gemächern, einen Baderaum, ein Wohngebäude, mehrere Einzelräume, darunter einen heizbaren und einen schön aufgemauerten und verputzten Keller mit Wandnischen und Lichtöffnungen. Vor der Nordostecke liegt das Hauptbad, dessen Einzelräume mit Abflusskanälen deutlich erkennbar sind. In denselben fand man noch viele Haarnadeln, kleine Salbtöpfe und Ähnliches. Bruchstücke eines grossen Stieres aus Sandstein erinnern an ähnliche Funde bei Robern.

Noch besser erhalten zeigt sich das Ostkastell. Die sauber aufgeführten Türme der porta decumana sind aufgemauert und konserviert worden. Von besonderer Bedeutung sind bei diesem Kastell zwei Funde. Der erste besteht in einer vor dem Hinterthor gefundenen, fast 4 m langen Inschriftenplatte; darauf lesen wir mit Schumachers Ergänzung: „Imp(eratori)

Caes(ari) Tit(o) Ael(io) Had(riano) Ant(onino) Aug(usto) Pio pon(tifici) max(imo) trib(unicia) pot(estate) co(n)s(uli) IIII p(atri) p(atriae) n(umerus) Brit(tonum) Elant(.?.). Abteilungen der Brittonen finden sich mehrfach, gewöhnlich nach ihrer Gegend benannt, — so liegt auch hier die Möglichkeit vor, dass der Beiname Elant.., dessen Endung leider nicht zu erschliessen ist, heute noch in dem Namen des Flüsschens Elz fortlebt.

Die Inschrift in ihrer Grösse und sauberen Ausführung macht ganz den Eindruck einer Bauurkunde für das Kastell, vielleicht für die ganze Strecke vom Neckar bis zum Odenwalde; sie lehrt uns, dass die Anlage zwischen 145—161 nach Chr. von einer Abteilung Brittonen vollendet wurde (s. Limesbl. S. 66 ff.).

Ein gleiches Interesse beansprucht der zweite Fund. Das praetorium besteht aus einem grösseren ummauerten Raume, an den im Westen noch vier kleinere Gelasse anstossen. Eins der beiden mittleren ist kellerartig in die Erde gegraben und zeigt nach der äusseren Seite hin eine ganz erhebliche Verstärkung der Aussenmauer. Zangemeister vermutet in dieser cella den thesaurus des Kastells (Limesbl. S. 75). Der signifer jeder Cohorte hatte für seine Soldaten eine Sparkasse (follis) zu verwalten, in welche ein jeder von den bei besonderen Veranlassungen empfangenen Geldbelohnungen die Hälfte niederlegen musste (vgl. Veg. II, 20). Vielleicht haben auch andere Wertstücke der Soldaten hier deponiert werden dürfen. Ein solches fand sich in dem beschriebenen Raume in der Gestalt eines Militärdiploms. Nach vollendeter Dienstzeit wurden dem römischen Veteranen gewisse praemia militiae zu teil, die in ehrenden Anerkennungen und Anweisungen von Geld und Land bestanden. An peregrini konnte auch das wertvolle römische Bürgerrecht, verbunden mit dem conubium mit Frauen peregrinen Standes und mit der Legitimation ihrer Kinder aus einer solchen Ehe gewährt werden. Über solche Privilegien erliess der Kaiser ein Gesetz, jedem Beteiligten wurde ein Diplom auf einem broncenen Diptychon eingehändigt (s. Marquardt, Röm. Staatsverw. II, S. 565).

Das in Neckarburken von Schumacher aufgefundene Exemplar bildet einen beträchtlichen Bruchteil des vorderen Täfelchens. Darauf werden eine ala und fünfzehn Cohorten auf-

gezählt, denen nach ehrenvoller Entlassung am 16. Oktober 134 vom Kaiser Hadrian civitas und conubium verliehen wird, und zwar ipsis liber(is) posterisq(ue) eorum. Jedenfalls gehörte ein solcher Nachkomme eines so ernannten Bürgers zur Garnison des später gegründeten Kastells und gab das auch für ihn so bedeutsame Dokument im Lager-Schatzhause in Verwahrung.

Über den weiteren Verlauf der Strecke von Neckarburken nach Süden ist man durch Schumachers scharfsinnige Forschung seit vorigem Jahre im Klaren. Sechs weitere Türme führen uns in gerader Linie direkt zur Kochermündung. Da gleichzeitig fünf Turmstationen nördlich von Neckarburken nachgewiesen wurden, liegt die Verbindungslinie zwischen Schlossau und dem Neckar nunmehr lückenlos vor, und es ergiebt sich dabei wiederum die überraschende Erscheinung, dass diese ganze Strecke eine schnurgerade Richtung aufweist, ein Gegenstück zu dem früher betrachteten Pauluswall zwischen Teufelsmauer und Main (s. Limesbl. S. 397, f.). Somit weicht die Linie von Schlossau bis zur Kochermündung in Einzelheiten wie auch in ihrem Gesamtplane durchweg von ihrer nördlichen Fortsetzung, der eigentlichen Mümlinglinie, ab. Es ergiebt sich der Schluss, dass hier zwei ganz ungleiche Teile zu einer Einheit künstlich zusammengeschweisst sind. Hier im Süden herrscht das Prinzip strenger Geradlinigkeit, die auf Berg- und Thalwellen des Geländes keine Rücksicht nimmt, im Norden passt sich der Zug genau dem Kamm der Höhe an. An der Neckarlinie liegen die Kastelle weit von einander (15 km), ihre Entfernung entspricht denen am äusseren Wall, im Odenwald liegen höchstens 6 km Zwischenraum zwischen den Hauptkastellen. Nach dem Neckar zu haben wir grosse Festen mit starken Mauern, vielen Türmen, solides Mauerwerk und architektonischer Schmuck zeugen von Sorgfalt und Eleganz: an der Mümlinglinie haben die Wehrbauten nicht viel über ein Viertel der Grösse, die Mauern sind einfach und schwach. Kunstvolle Steinbearbeitung zeigt sich nur an den Bädern und Türmen, offenbar späteren Ergänzungen, die Kastelle selbst und die „leeren Hügel" deuten auf eine viel primitivere frühere Anlage. In den neueren Turmhügeln fand man Inschriften, die gleich der oben erwähnten in Neckarburken auf Antoninus Pius hinweisen; aller Wahrscheinlichkeit nach ist unter ihm die

südliche Strecke neu angelegt, die nördliche wiederhergestellt worden. In ihrem Kerne steht die nördliche Strecke allein und selbständig da und verdient darum einen besonderen Namen; der hergebrachte: „die Mümlinglinie“ erscheint dafür auch heute noch recht passend.

Am Neckar aufwärts bildet eine weitere Etappenstrasse die Fortsetzung nach Süden. Auf der Karte des Limesblattes sind als Kastelle derselben Wimpfen, Böckingen, Wahlheim, Benningen, Cannstadt, Köngen, Rottenburg aufgezählt (vgl. Miller in der Westd. Zeitschr. VI S. 46 ff.). Möglich, dass diese Kette, welche gewiss zum Schutze des schon unter Vespasian occupierten Neckargebietes (s. Zangemeister in d. N. Heidelb. Jahrb. III, S. 1 ff.) diente, über das als alter römischer Waffenplatz bekannte Rottweil (Westd. Zeitschr. III, S. 326) eine Verbindung mit dem römischen Hauptquartier in Vindonissa (Windisch) herstellte und gleichzeitig den Verkehr zwischen diesem Platze und Rätien sicherte.

Den Verlauf unserer Mümlinglinie kennen wir nun, aber einige Fragen harren noch der Beantwortung. Ist diese Kette von Kastellen im Odenwalde mit ihrer südlichen Fortsetzung, an der doch Wall und Graben gänzlich fehlen, an der nirgends Orts- oder Flurnamen an Pfahl, Pfahlgraben und Ähnliches erinnern, jemals eine Grenze gewesen? Hierüber ist eine Entscheidung in den beiden letzten Jahren gewonnen worden. Die Anregung ging wiederum vom Taunus aus, wo Jacobi, gestützt auf eine umfassende Kenntnis heutiger Gebräuche und ein genaues Studium römischer Agrimensoren, in einem kleinen, etwa 6 m (= 4 römischen passus) vor dem Grenzwall hinziehenden Gräbchen, auf dessen Sohle unvergängliche Stoffe wie Kohle, Scherben, Nägel, seltene Steine versenkt waren, die eigentliche römische Reichsgrenze erkannte (s. Limesbl. S. 193 ff., Westd. Zeitschr. XIV, S. 147 ff.). Diese Beobachtung fand sich im Wesentlichen an allen Strecken des Limes bestätigt, nur fehlen an vielen Stellen die Abzeichen, die Grenze war nur durch ein Gräbchen mit fortlaufenden Steinsetzungen, oft durch recht umfangreiche, aufrecht stehende Platten gekennzeichnet.

Diese Form fand zuerst Schumacher auch an der Main-Neckar-Linie, freilich war hier das Grenzgräbchen um mehr

als 60 m vor die Linie der Türme vorgeschoben. An vielen anderen Stellen gemachte Einschnitte lassen die Kontinuität der Markierung an der ganzen Strecke ausser Zweifel erscheinen. Für die Auffindung des südlichsten Teiles bis zum Neckar hat das besagte Grenzgräbchen schon einen sicheren Wegweiser geboten, ebenso lässt sich von ihm auch über den nördlichen Anschluss an die äussere Linie eine Entscheidung erhoffen.

Mommsens Aufsatz: Der Begriff des Limes (Westd. Zeitschr. XIII, S. 134 ff.) hat zu neuen Untersuchungen Anlass gegeben. Limes, sprachlich nicht zu trennen von limus = quer, bedeutet danach einen quer an der Grenze hinlaufenden zugleich als Weg verwendeten freiliegenden Landstreifen. Dieser verlangte eine doppelte Begrenzung, nach dem Auslande und nach dem Inlande zu, und durfte gewiss weder von Grenznachbarn noch von Inländern ohne Erlaubnis des Kommandos betreten werden. Darum musste die Grenze vor allen Dingen sichtbar bezeichnet sein. Nach dem Auslande zu hat man auch unzweifelhafte Spuren davon in hervorragenden Steinen gefunden. Neben ihnen bildet das Grenzgräbchen so zu sagen eine juristische Grenze. Die darin versenkten Merkmale sollten bei einer Vernichtung der äusseren Grenzzeichen etwa entstehende Streitigkeiten entscheiden. Natürlich musste die so markierte juristische Grenze mit der äusserlich wahrnehmbaren bis ins Einzelne genau zusammenstimmen. Der mehrere Meter entfernte Wall kann also dem Zweck der Grenzbezeichnung nicht gedient haben, zumal sein Abstand vom Gräbchen durchaus nicht überall gleich ist.

Nach dem Inlande zu war eine äusserlich sichtbare Grenze gewiss nötig, eine versenkte Markierung aber nicht. Jacobi hat zwar im Taunus ein ganz ähnliches 30 cm tiefes, mit Abzeichen versehenes Gräbchen auch an der Innenseite des Limes unter der dem Auslande zugekehrten Kante des Steindammes und des grossen Walles entdeckt. Dieses für eine Abgrenzung des Limes auszugeben, dürfte jedoch nach den seither gefundenen geringen Spuren verfrüht sein. Die markierte Linie würde die offenbar zusammengehörige Anlage des im Limes liegenden Grabens und des ausserhalb liegenden Walles zerreissen. Soll man sich denken, dass es den Ansiedlern des

Inlandes erlaubt gewesen sei, den Wall zu betreten? Da liegt es wohl näher, an einen anderen Zweck des inneren Gräbchens zu denken. Solche Abstcinungen finden sich auch sonst noch, offenbar zu anderen Zwecken als zur Grenzbezeichnung. Wie wir sahen, zog sich um die ältesten Grenzhügel eine kreisförmige versteinte Linie, ähnliches hemerkte Jacobi bei den als römisch erkannten Schanzen im Taunus. In mehreren Kastellen konnte man ein in gleicher Weise versteintes Gräbchen zur Bezeichnung des cardo und decumanus aufdecken. Bedenken wir, dass die ganze römische Gromatik auf einer sakralen Basis beruhte (s. Nissen, Templum S. 10), so dürfte man diesen versenkten Abzeichen, die sich auch ganz ähnlich als Beigaben in den Gräbern finden, eine sakrale Bedeutung beimessen, die bei der Anlage von Bauwerken, wie Wällen, Mauern, Türmen, Kastellen nicht minder als bei der Grenzbezeichnung statthaben könnte. Im Odenwalde unterblieb mit der Anlage des Walles oder Steindammes auch die des davon untrennbaren inneren Gräbchens.

Das Suchen nach dem Grenzgräbchen hat weiter zu einer neuen, bedeutungsvollen Entdeckung geführt. Am rätischen Limes entdeckte der Streckenkommissar Kohl eine mit der Teufelsmauer fast parallel ziehende Reihe aufrecht stehender Pfahlreste. Die Pfähle standen so dicht, dass man in einem Erdschlitz von 21,5 m Länge 43 Pfähle zählte aus ganz morschem, fast kohligem Föhrenholz, je nach der Vermoderung 15—40 cm von einander entfernt (s. Limesbl. S. 302 ff.). Hiermit war zum ersten Male ein wirklicher Pfahlgraben, heute noch dem Auge sichtbar, blossgelegt, der sich auf etwa 15 km fast ununterbrochen verfolgen liess. Verwandte Anlagen beobachteten Steimle an der württembergischen Grenze (Limesbl. S. 304 Anm.) und Eidam bei Gunzenhausen (Limesbl. S. 388 ff.).

Im Odenwalde hat Dr. Anthes im letzten Juli mit grösster Umsicht und Sorgfalt die Grenzbezeichnung untersucht. Hier, wo jeder Namensanklang an Pfahl fehlt, war die Entdeckung einer solchen Palissadenreihe um so überraschender. Schon ist von der Jägerswiese bis nach Würzberg auf einer ca. 11 km langen Strecke eine starke Verpfählung nachgewiesen. In einem zugefüllten, mit aufrecht stehenden Steinen reichlich ausgestatteten Graben, der etwa 30 m (100 röm. Fuss)

vor den Türmen und Hügeln hinzieht, haben in Abständen von 10—20 cm runde Pfähle von 25—35 cm Durchmesser gestanden. Die von harter Erde und Steinen umschlossenen cylindrischen Pfahllöcher sind mit einer lockeren Baumerde angefüllt, die sich manchmal mit der blossen Hand entfernen lässt. Sie reichen bis 1,40 m tief in die Erde, und hier haften angekohlte Holzfasern noch in aufrechter Stellung an den Wandsteinen. Der römische Ursprung der Anlage ist durch Funde gesichert (s. Limesbl. S. 442 f.).

Das gänzliche Verschwinden dieser Palissadenreihe aus der Volkserinnerung erklärt sich aus der sehr späten Besiedelung des Odenwaldes, welche sichtbare Spuren über der Erde nicht mehr entdeckte.

Nach diesen Ergebnissen dürfen wir also annehmen, dass die Mümlinglinie, die sich nach Süden zunächst bis Schlossau ausdehnte, in ihrer ältesten Form wirkliche Reichsgrenze, und zwar eine der ersten Anlagen war. Als man den grossen Grenzwall anlegte, war das römische Gebiet schon beträchtlich nach Osten erweitert. Antoninus Pius stellte die Verbindung zwischen den Neckarkastellen und Schlossau her und renovierte die ganze Linie. Dabei wurden die Holzwarten durch neue Wachttürme mit massivem Unterbau ersetzt, der Anlage der Bäder wurde eine besondere Sorgfalt zugewandt. Alle Spuren architektonischen Schmuckes, die von der dürftigsten Einfachheit in ihrer Nähe oft so grell abstechen, stammen aus dieser Zeit. Den Kastellen selbst ward hierbei wenig Beachtung zu teil, nur die Umfassungsmauer erhielt, wo es not that, durch eine Trockenmauer im Inneren eine Verstärkung. Offenbar war die Bedeutung der ganzen Linie seit der Anlage des äusseren Grenzwalles sehr gesunken. Beide Züge gleichzeitig voll besetzt zu denken, verbietet die geringe Zahl römischer Truppen. Im Ganzen standen zwei Legionen in Mainz, welche die Provinz bis Rottenburg zu sichern hatten, bis dahin schoben sich die Posten von Vindonissa aus nach Norden vor. Die Besatzung unserer Kastelle lag fast ausschliesslich in der Hand von Hilfstruppen.

Aus dem Fehlen fester Gebäude und aller Heizanlagen im Innern der Kastelle und in den Türmen geht hervor, dass die ganze Mümlinglinie im Winter unbesetzt zurückgelassen wurde,

höchstens blieb in den Villen (Bädern) vor den Kastellen eine kleine Aufsicht zurück. Eine viel gesuchte Corresponsion zwischen beiden lange Zeit zugleich benutzten Linien hat sich im Süden, namentlich zwischen Neckarburken und Osterburken wahrscheinlich machen lassen, im Odenwalde ist eine solche kaum zu denken, obwohl einige Strassenzüge nach dem Main hinweisen. Ein regelmässiger Verkehr nach Westen hin ist durch die Unwegsamkeit des Gebirges zur Römerzeit ausgeschlossen. Das Fehlen der porta decumana auf der Westseite der Kastelle spricht ebenfalls dagegen.

In dem Meinungsaustausch über die Bedeutung der Anlagen, welche wir am ganzen obergermanisch-rätischen Limes des Römerreiches finden, schwankt die Wage noch unentschieden hin und her. Die nächstliegende und darum früher allgemeine Ansicht, dass die Kastelle, Türme und auch der Grenzwall dem Zweck militärischer Verteidigung gedient habe, wird heute von unseren Offizieren stark angegriffen, andere Zwecke werden jenem entgegengestellt und mit Eifer verfochten. Unbefangen wird man beide Anschauungen, soweit sie positives bieten, vereinigen müssen. Der Zweck war ein vielseitiger. Der Gedanke, dass die Römer sich dauernd auf der ganzen Grenzlinie hinter die schützenden Wälle gelegt und von hier aus allo Angriffe zurückgeschlagen hätten, bedarf keiner Widerlegung, denn er ist noch nirgends in dieser Form ausgesprochen worden. Auf dem Standpunkt einer chinesischen Maueranlage haben die Römer auch in der spätesten Zeit niemals gestanden. Jedermann weiss, dass der Normalzustand der Frieden war, das beweist die genaue Grenzmarkierung. Aber es war dies ein Frieden mit einer sehr unsicheren, staatlich wenig organisierten Nachbarschaft im Auslande, an welches eine römische Kolonie von sehr zweifelhaften Ansiedlern anstiess (s. Tacitus, Germ. 29). Dass hier die Sicherheit des Reiches die Sperre eines unheilvollen Kommerziums, die Regulierung und Überwachung des gesamten Verkehrs zum Zweck der Zollrevision nicht minder wie aus vielen anderen, namentlich politischen Gründen nötig machte, liegt auf der Hand. Diese Grenzbewachung könnte man eine polizeiliche nennen, da sie ganze militärische Detachements erforderte, wird die Bezeichnung militärisch noch berechtigter sein.

Gerade die Schwäche der Besatzung erheischte besondere Hilfsmittel, die Sperre der Grenze zu erleichtern und zu sichern. Diesem Zwecke dienten die Wehrbauten genau so wie Wall und Graben. Sie sollten nicht eine grosse Armee abschlagen — wo wäre bei der lieben deutschen Uneinigkeit eine solche vorhanden gewesen? — wohl aber waren sie geeignet, wie von Sarwey sagt, „die Einfälle von Hammeldieben zu verhindern" oder auch grössere Raubzüge zu vereiteln, namentlich auch durch die Erschwerung des Rückzuges. Das sind militärische Gesichtspunkte, wie sie die Schutztruppen europäischer Staaten in wilden Kolonisationsgebieten noch heute zu beobachten haben. Dass die lange Linie eine Verteidigung gegen ganze Heere nicht ermöglicht, hat der schliessliche Erfolg gezeigt, darum kann man aber immer mit dem Bau der Anlage militärische Gesichtspunkte verbunden haben, indem man damals an einen einstmaligen so umfassenden Ansturm noch nicht glaubte.

Alle Vermutungen von Signalstationen, vom Bau des Walles, damit die Grenze den Augen der Grenznachbarn imponiere, lassen sich durch nichts beweisen; in den dürftigen Erwähnungen bei römischen Autoren wird der Zweck der Befestigung stets unverkennbar angedeutet. Wir lesen: limiti acto promotisque praesidiis (Tac. Germ. 29), —: Romanus — castra in limite locat frontem ac tergum vallo, latera concaedibus munitus (Tac. ann. I. 50), — : cuncta inter castellum Alisonem ac Rhenum novis limitibus aggeribusque permunita (Tac. ann. II. 7), —: stipitibus magnis in modum muralis saepis iactis atque conexis barbaros separavit (Spartian. Hadr. 12) u. a. Die Grenze gegen die Quaden wurde, wie wir aus einer Inschrift wissen, vom Kaiser Valentinian zur Sicherung seiner Basis mit burgi besetzt; auf der Trajanssäule in Rom sehen wir die palissadenumgürteten Türme im Kampfe gegen die Barbaren von den Römern verteidigt.

Unsere heutige Taktik ist durchaus nicht etwa der römischen gleich, wie man behauptet, nicht einmal die der Römer ist zu allen Zeiten dieselbe geblieben. Bei Caesar lesen wir, dass er auf 28 km die römische Grenze durch Mauer und Graben sichert, ausschliesslich, um sie zu schützen; und diese ganze Strecke verteidigt er erfolgreich mit einem Regiment

Linientruppen gegen das gesamte Kriegsvolk der Helvetier. In der Kriegsgeschichte hat es Schanzwälle von bedeutender, unzweckmässiger Länge zu allen Zeiten gegeben, alle sollten einer militärischen Verteidigung zur Stütze dienen. Im Ernstfalle hat sich die dadurch bedingte Zersplitterung der Kräfte immer als nachteilig erwiesen, aber bis in den letzten dänischen Feldzug haben kriegskundige Nationen sogar für den grossen Völkerkrieg das Grundgesetz von der Konzentration der Streitkräfte schlecht beherzigt. Was zu allen Zeiten thatsächlich vorgekommen ist, warum soll man das den Römern nicht zutrauen? Warum soll nicht das Werk, das sich doch thatsächlich auf die Dauer nicht bewährt hat, aus einer militärisch anfechtbaren Absicht entsprungen sein?

Allerdings finden sich, wie man sich namentlich im Taunus durch den Augenschein überzeugen kann, Stellen am Grenzwall, die einer jeden Verteidigungsabsicht Hohn zu sprechen scheinen; man kennt aber hier die näheren Verhältnisse des damaligen Auslandes nicht; und das leistete die Anlage unter allen Umständen, dass sie bei räuberischen Einfällen den Rückzug erschwerte.

Wenn aber hier noch mancherlei der Aufklärung bedarf, so trägt gerade die Mümlinglinie den deutlichen Stempel einer militärischen Anlage, und man sollte ein solches Zeugnis für die Beurteilung des Ganzen nicht unberücksichtigt lassen.

Eine Zollgrenze war die Odenwaldlinie von dem Augenblicke an, als man den äusseren Grenzring schloss, nicht mehr. Die Vermutung einer Signallinie ist ganz inhaltslos. Nach dem Rheine hin sperrte das unwegsame Gebirge die Verbindung, höchstens von Norden nach Süden hätte die Mümlinglinie diesem Zwecke dienen können. Was sollte aber von Turm zu Turm beständig signalisiert werden? Unmöglich sind doch die Signale Selbstzweck, ihren Inhalt können wir bei einem Blick auf die Gesamtanlage erraten. Die Türme haben sämtlich einen ungehinderten Ausblick ins Feindesland und zu einander; dieser Gesichtspunkt ist beim Bauprogramm entscheidend gewesen, hat er doch in unserer Zeit wieder zur Auffindung noch unbekannter Turmstationen hingeführt. Alle Übergänge über den Höhenrücken sind durch Kastelle gesperrt, deren Front mit der turmflankierten porta praetoria stets dem Feindeslande

zugekehrt ist. In dem Palissadenzaun kann man nichts anderes als eine Schutzmassregel erblicken. Aus militärischen Gründen vermutete Knapp nördlich und ebenso südlich der Mümlingmündung ein Sperrfort, seine Vermutung ward durch die Auffindung der Kastelle zu Obernburg und Wörth bestätigt. Sollte man da nicht aus der richtigen Folgerung auf eine richtige Voraussetzung zurückschliessen dürfen?

Die Erforschung der römisch-deutschen Reichsgrenze ist mitten im Gange, die Reichs-Limes-Kommission hat noch ein volles Arbeitsjahr vor sich, und von der aufopfernden Thätigkeit der Herren Streckenkommissare dürfen wir noch manche interessante Ergänzung unseres Materials und dadurch manche Erweiterung unserer Kenntnis erwarten; — soviel ist aber jetzt schon klar, dass gerade unsere Mümlinglinie, seither wegen des Fehlens von Wall und Graben arg vernachlässigt, eine ganz besondere Beachtung verdient als eins der ältesten Denkmäler der römischen Occupation in Deutschland und damit unserer eigenen Geschichte.

Zornzeichen und Warnungszeichen.

Eine kulturgeschichtliche Studie
aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Nach Erfurter Quellen bearbeitet

von

Dr. Loth.

Vortrag,
in der ordentlichen Sitzung
der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt
am 18. December 1895 gehalten.

Wenn wir ein richtiges Verständnis für die Auffassung unserer Vorfahren über gewisse Ereignisse und Erscheinungen ihrer Zeit gewinnen wollen, so dürfen wir uns bei deren Betrachtung und Untersuchung nicht von den Anschauungen unserer Zeit beeinflussen lassen, sondern wir müssen uns im Geiste vollständig in den Grad der Bildung und die Denk- und Auffassungsweise unserer Altvordern hineinleben. Es gilt dies insbesondere auch von gewissen religiösen Anschauungen, welche wir gar zu leicht geneigt sind, heute als Aberglauben verächtlich bei Seite zu legen, und es nicht der Mühe wert erachten, ihnen eine wissenschaftliche Bearbeitung zu teil werden zu lassen, während jene doch der Ausdruck der jeweiligen Geistesrichtung und Denkweise sind.

Eine Deutung, welche von unserer heutigen grundverschieden ist, haben bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewisse Naturerscheinungen erfahren, welche unter dem Namen der Zorn- und Warnungszeichen bis zu jener Zeit eine grosse Rolle spielten.

Diese Zeichen, auch Merkzeichen, Strafzeichen, Schreckzeichen, Mahnzeichen, Kennzeichen u. s. w. genannt, waren Erscheinungen, welche als Zeichen des Zornes Gottes über die Sünden der Menschen gemeinhin angesehen wurden.

Es deuteten diese Zornzeichen auf Krieg, Pestilenz, Aufruhr oder den Tod gekrönter Häupter. Dementsprechend beschäftigten sich mit ihrer Deutung nicht nur Theologen, sondern vor allen Dingen auch Ärzte, Astronomen und Philosophen.

Auch die Grossen der Erde sowie die Behörden massen diesen Merkzeichen eine grosse Bedeutung bei und trafen nach diesen Zeichen ihre Massnahmen, um das Unglück nicht nur von sich, sondern auch von dem ihnen anvertrauten Gemeinwesen abzuwehren. Es bestanden diese Abwehrmassregeln in der Busse und im Gebet.

Sie brauchten aber nicht immer ein Unglück im Gefolge zu haben, denn erstens war es möglich, dass der Erzschalk, der Satan, nach der damaligen Auffassung nur sein Possenspiel trieb, um die Menschheit zu äffen, oder dass Gott gleich einem Vater, welcher seinem Kinde die Rute weiset, diese aber wieder bei Seite legt, wenn es sich zum Gehorsam wendet, ebenso seinen Zorn wieder fahren liess und die angedrohte Strafe abwandte.

Diese Zeichen waren aber keine miracula oder Merkmale, sondern sie fanden vielmehr ihre vollständig natürliche Erklärung sowohl von Seiten der theologici als auch der physici. Sie galten vielmehr als ein prodigium oder portentum von ganz besonderer Bedeutung, stehen also den Wundern der christlichen Kirche vollständig fern. Für ihre Entstehung nahm man eine doppelte Ursache an, zunächst eine causa physica, welche sich innerhalb der Grenzen der Natur und nicht wider den Lauf der Natur bewegt, dann aber eine causa hyperphysica oder divine et theologice, weil bei ihrem Erscheinen die Hand Gottes sichtbar ward *). Es kommen dieselben auch heute noch genau so häufig vor, doch beachtet man sie entweder gar nicht, oder man beachtet an ihnen nur die causa physica, ohne ihnen im übrigen irgend welche überirdische Bedeutung beizumessen.

Von einigen dieser Zeichen, von welchen uns berichtet wird, müssen wir allerdings annehmen, dass sie nicht mit der nötigen Sorgfalt und naturwissenschaftlichen Kritik untersucht sind.

Um aber diese Zeichen in ihrem Wesen und ihrer Erklärung und Bedeutung richtig verstehen zu können, ist es notwendig, bevor ich näher auf die Natur dieser Warnungszeichen eingehe, einige Worte über die Geistesrichtung, welche im 16. und 17. Jahrhundert einen grossen Teil der gebildeten Bevölkerung beherrschte, zu sagen. Man wird erst dann die Bedeutung, welche man den Merkzeichen beimass, richtig verstehen und würdigen können.

---

*) Natürlich gab es auch schon zu jenen Zeiten Gelehrte, welche in Schriften gegen diese Auffassung eiferten, und welche daher im Rufe von Atheisten standen.

Die Medizin begann mit dem allgemeinen Aufschwung des geistigen Lebens des 16. Jahrhunderts die ihr seit Galen angelegten Fesseln abzuwerfen und sich von den in ein strenges System eingeschränkten Dogmen frei zu machen. Man fing nach dem Vorgang des Vesalius wieder an, sich der Anatomie zuzuwenden, und Paracelsus lehrte wieder den Arzt, am Krankenbett seine Erfahrungen zu sammeln und nicht philosophischen Spitzfindigkeiten sich hinzugeben. Andererseits aber waren gerade die mystischen Lehren des Paracelsus und seiner Schüler am wenigsten geeignet, eine klare Auffassung von dem Wesen der Natur und ihrer Erscheinungen zu schaffen. Paracelsus beschäftigte sich selbst viel mit Alchymie, und nach dem Vorgang dieses Reformators von Einsiedeln, wie er genannt wurde, beherrschte diese mystische Lehre die Geistesrichtung des 16. und 17. Jahrhunderts.

Auch in Erfurt suchten Ärzte und Mönche *) auf dem Petersberg nach der Universalmedizin, nach dem Stein der Weisen, nach der quinta essentia, der grossen Medizin, dem Lebensbalsam aller Dinge, der grossen Tinktur, dem olenna und dem Azota philosophorum, mit dem man nicht nur aus unedlen Metallen Gold machen, sondern auch die gefährlichsten Krankheiten heilen zu können glaubte.

Mit diesen Anschauungen Hand in Hand gingen die Ansichten über den Einfluss, welchen die Gestirne, insbesondere

---

*) Von diesen nenne ich Dr. Benedictus Nicolaus Petraeus und Fr. Basilius Valentinus ord. St. Benedicti. Letzterer hat das Antimon zuerst dargestellt. Die chymischen Schriften desselben, welcher im 15. Jahrhundert lebte, wurden im Jahre 1738 in Erfurt von neuem herausgegeben unter dem Titel: Fr. Basilii Valentini ord. S. Benedicti Tractatus chymicus de quinta essentia d. i. chymisches Werk von dem fünften Wesen wie auch einem anderen raren Mstro eben dieses Autors wie nämlich aus einem gewaschenen Goldschlich eine grosse Tinktur leicht und bald zu bereiten von Sincew Abetophilus.

Von demselben Autor erschien: Phil. Aureoli Theophrasti Paracelsi Bombasti von Hohenheim geheimes und vollständiges Wünschbüchlein, welches nicht nur anweist, wie die meisten Erze in ihre drei principia dergestalt zu zerlegen, dass sie sowohl in der Chymie als medicina sehr dienlich sein können, sondern auch der philosophische Stein in kurzer Zeit zu bereiten sei. Erfurt. 1738. In Jena war als Alchymist bekannt der Kaiserliche Rat und Professor Dr. Georg Wolfgang Wendelin.

die sieben Planeten Saturn, Jupiter, Mars, Sol, Venus, Mercur und Luna auf die Menschen ausübten *). Man dachte sich, dass die Planeten ähnliche Versammlungen abhielten, wie die Grossen der Erde, um über die Schicksale der Menschen Beschlüsse zu fassen. Die Sonne galt als höchster Monarch und König aller Sterne, der Mars als ihr Reichsfeldherr und Kriegsrat, der Jupiter ihr Kanzler, der Saturn ihr Henker und Nachrichter, die Venus der Sonnenwächter, der Merkurius ihr Trabant, der Mond ihr Bote und die Kometen mit ihrer Fahne galten als die Reichsherolde. Es wurden ihnen weiter bestimmte Eigenschaften zugeschrieben und die Menschen, Tiere, Pflanzen, Metalle und Edelsteine ihnen nach ihren verschiedenen Eigenschaften untergeordnet. Auch die Krankheiten wurden unter die Planeten eingereiht. So gab es saturninische Krankheiten, jovialische Krankheiten, solarische Krankheiten, venerische Krankheiten, mercurialische und lunarische Krankheiten.

Um ein Beispiel anzuführen, so galt der Saturn als höchster Planet für kalt und trocken. Alles, was er beherrscht, ist rauh und unangenehm im Ansehen, hartleibig, mager und runz-

---

*) Es entstanden so die Prognostica. Von den in Erfurt erschienenen Prognosticis erwähne ich:

a) Prognosticum historicum physicum auf's Jahr 1566, darinnen allerlei künftige Veränderung auf vergangene gleiche exempla gegründet worden. Warnungsweise gestellt durch doctorem Johannem Hebenstreit Erfordensem der Friedestadt Erfordt physicum und Med. lectorem ord. etc. a. 1564.

Ebenso ein prognosticum von demselben Autor auf's Jahr 1567.

Es ist dies derselbe Dr. Hebenstreidt, welcher verschiedene für die Seuchengeschichte Erfurts wichtige Pestschriften herausgegeben hat.

b) Johann Heinrich Voigt's zwanzigjährige Prognostice. Erfurt a. 1685.

c) Chr. v. Hellwig. Vermehrter auf 100 Jahr gestellter curiöser Haus-Calender namentlich von 1701—1801, darin zu finden, wie ein jeder Hausvater solche ganze Zeit über nach der Planeten Influentz judiciren kann; nebst Beschreibung der Metalle und Mineralien, wo solche unter die Planeten gehören. Auch der Kräuter in jedem Monat. Erfurt 1725.

d) Erasmus Reinhold. Med. Doct. Practice auf das Jahr nach der Geburt Jesu Christi unseres Heylands 1573. Sampt einer Erklärung des neu erschienen Sterns und wofür er eigentlich zu halten sei. Es behandelt dieses Buch einen neuen Stern im Sternbild der Carriopeya.

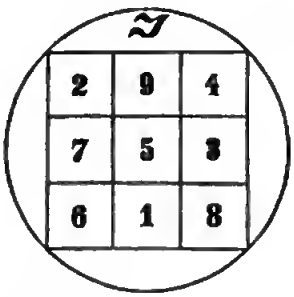
lig, schwarz, dunkel oder bleifarbig, von zusammenziehender Kraft, hässlich von Geruch. Die Kräuter, über welche er herrscht, wachsen an finsteren Orten, in Klüften, auf Gräbern und altem Gemäuer. Von den Tieren sind ihm geweiht alle traurigen und schwermütigen Tiere, welche die Nacht mehr lieben, als den Tag, der Esel, der Hase, die Maus, der Maulwurf, der Uhu, die Eule, der Fuchs, die Schmeissfliege u. s. w. Ein Kind in des Saturns Stunde geboren, hat die Eigenschaften des Saturn, siehet zur Erde, bekommt einen krummen Rücken, tiefe Augen, hohe Augenbrauen, ist ungern mit Leuten zusammen, wird bald grau, ist tiefsinnig, listig, betrügerisch, neidisch und zur Zauberei geneigt. Als saturninische Krankheiten galten kahle Köpfe, Runzeln, wackelige Zähne, faules Zahnfleisch, Beulen, Kröpfe, zauberische Krankheiten u. s. w. Von den Metallen besass die Influenz des Saturn: das Blei, des Jupiter: das Kupfer, des Mars: das Eisen, des Sol: das Gold, der Venus: das Zinn, des Merkur: das Quecksilber, der Luna: das Silber. Von den Edelsteinen gehörten z. B. dem Saturn alle schwarzen und dunkeln Edelsteine an. Aus dieser Verwandtschaft der Metalle und der Edelsteine mit den Planeten entstand der Glaube und die Lehre von der Wirkung der Sigillen *). Wenn ein solches Sigillum zu der Zeit der Influentz des Planeten angehängt und mit seinen Zahlen versehen auf blossem Leib getragen wurde, so glaubte man, dass dieses die

*) Das Sigillum wurde aus dem Metall, welches dem betreffenden Planeten gewidmet war, von der Grösse eines Kopfstückes gegossen. So wurde z. B. das Sigillum des Saturn aus Blei gegossen. Es zeigte auf der einen Seite das corpus Saturni, d. h. die Figur des Planeten, wie sie durch das Fernrohr erschien, mitten darauf den Charakter ♄ und um den Körper das Wort Saturnus. Auf der anderen Seite die Zahlen 1 bis 9 in einem Quadrat so gestellt, dass durch Addition nach jeder Richtung die Zahl 15 herauskommt. Darüber der hebräische Buchstabe Schin. Die höchste Zahl in dem Quadrat erhielt man dadurch, dass man die Zahl der obersten unsichtbaren Sphäre mit 1, die Zahl der gesamten Fixsterne mit 2, des Saturn mit 3, des Jupiter mit 4, des Mars mit 5, des Sol mit 6, der Venus mit 7, des Merkur mit 8, der Luna mit 9 bezeichnete, und diese Zahlen je mit sich selbst multiplicierte. Die Zahlen wurden dann in einem Quadrat so gestellt, dass die Summe beim Saturn: 15, beim Jupiter: 34, beim Mars: 65, beim Sol: 101, bei der Venus: 175, beim Merkur: 260, bei der Luna: 369 ergab.

antipathische Influenz an sich ziehen und so den Menschen vor bevorstehendem Unglück beschirmen und von ihm anhaftenden Krankheiten befreien würde. Das gleiche galt von den entsprechenden Edelsteinen, welche mit dem corpus des Planeten versehen, als Ring am Finger getragen wurden.

Die Sigillen übten aber nach dem Glauben der damaligen Zeit auch noch anderen Zauber aus. Vergrub man z. B. das Sigillum des Saturnus im Feldlager des Feindes, so hatte dieser so lange kein Glück, als er in dieser Gegend weilte. Es schützte auch gegen Zauberei und vertrieb die Geister beim Graben nach Schätzen.

Saturn.



Jupiter.

16	3	2	13
5	10	11	8
9	6	7	12
4	15	14	1

Mars.

14	10	1	22	18
20	11	7	3	24
21	17	3	9	5
2	23	19	15	6
8	4	25	16	12

Sol.

6	32	3	34	35	1
7	11	27	28	8	30
19	14	16	15	23	24
18	20	22	21	17	13
25	29	10	9	25	12
36	5	33	4	2	31

Venus.

22	47	16	41	10	35	4
5	23	48	17	42	11	29
30	6	24	49	18	36	12
13	31	7	25	43	19	37
38	14	32	1	26	44	20
21	39	8	33	2	27	45
46	15	40	9	34	3	28

Man war auch der Ansicht, dass es der Natur nicht zuwider sei, dass der Mensch ein höheres Alter erlangen könne, als er zur Zeit zu erlangen pflege, wie ja Adam, welcher 930 Jahre, Seth, welcher 912 Jahre, Enoch, welcher 905 Jahre, Methusalem, welcher 969 Jahre alt geworden seien, bewiesen, dass aber dieses Geheimnis des langen Lebens durch die Sündflut und die Sprachenverwirrung abhanden gekommen sei. Man glaubte nun, in den Sigillen dieses Geheimnis wieder gefunden zu haben.

Durch die Zusammenstellung der sieben Metalle und Sigillen wurde ein unschätzbares Kleinod zur Heilung aller Krankheiten erzeugt *).

Merkur.

8	58	59	5	4	62	63	1
49	15	14	52	53	11	10	56
41	23	22	44	45	19	18	48
32	34	35	29	28	38	39	25
40	26	27	37	36	30	31	33
17	47	40	20	21	43	47	24
9	55	54	12	13	51	50	16
64	2	3	61	60	6	7	57

Luna.

37	78	29	70	21	62	13	34	5
6	38	79	30	71	42	63	14	46
47	7	39	80	31	72	23	55	15
16	46	8	40	81	32	64	24	56
37	17	49	9	41	73	33	65	25
26	58	18	50	1	49	74	34	66
17	27	59	10	51	32	43	25	35
36	68	19	60	11	52	3	44	76
77	28	69	29	61	12	53	4	45

*) Diese Sigillen wurden auch in Erfurt seiner Zeit gefertigt und verkauft von dem berühmten Mathematico bei der uralten Universität zu Erfurt Israel Hiebner v. Schneebergk. Es hat dieser Mathematiker auch ein Werk geschrieben, welches betitelt ist: „Mysterium Sigillorum Herbarum et Lapidum oder vollkommenes Geheimniss der Sigillen, Kräuter und Steine in der Kur und Heilung aller Krankheiten, Schäden, Leibes- und Gemüthsbeschwerungen durch unterschiedliche Mittel ohne Einnehmung der Arznei in 4 Klassen ordentlich eingetheilet, als:

Erste Kur und Heilung durch die himmlische Influentz mit Hülfe der Kräuter und Wurzeln.

Zweite Kur und Heilung durch die himmlische Influentz aus den Metallen und Steinen mit Hülfe der 7 Sigillen.

Dritte und zwar summarische völlige Kur und Heilung durch die Zusammensetzung der 7 Metalle und Sigillen.

Vierte Kur und Heilung aller menschlichen Schwachheiten und Gebrechen“ u. s. w.

Die Kometen und Meteore glaubte man aus den Erd- und Wasserdünsten entstanden. Den Gestirnen schrieb man alle möglichen menschlichen Eigenschaften zu. So sprach man von den Exkrementen und dem Sperma der Gestirne und hielt z. B. die Sternschnuppen für die Exkremente der Sterne. Paracelsus erklärte, dass die Gestirne einen Schweiss austreiben, durch welchen die Morgenröte und der Tau erzeugt werde. Man sprach von dem Sperma solis, welcher in stehenden Gewässern eine rote Materie erzeuge. Auch dem Regen schob man die verschiedensten Eigenschaften zu. So glaubte man, dass in demselben eine blutrote Farbe stecke, welche eine heilsame Arznei abgebe. Als Beweis hierfür führte man an, dass man häufig unter den Dächern an den Lehmwänden dicht bei der Traufe eine derartige braunrote Blutfarbe zu spüren pflege. Überhaupt schrieb man dem Regen eine ganz besondere Kraft zu und hielt ihn selbst für samenhaltig, da ja die Erfahrung vorlag, dass Regen, welcher, ohne dass er vorher irgendwo auffiel, in einem Troge gesammelt und bei warmem Wetter den Sonnenstrahlen ausgesetzt wurde, sowohl Maden als auch eine grüne Pflanzenschicht zeigte. Auch führte man als Beweis für den Gehalt des Regens an Samen an, dass auf Dächern und Mauern Moos, Kräuter und Blumen wachsen, ohne dass solche hingesät sind.

Der Glaube an Zauberei und Hexerei hat bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht nur die breiten Volksschichten, sondern auch die Vertreter der theologischen, juristischen und medizinischen Fakultät beherrscht. Noch bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts finden wir in medizinischen Werken als „zauberische Krankheiten" eine grosse Reihe von Krankheitserscheinungen bezeichnet, mit welchen man sonst nichts zu machen wusste.

Die Lehre, dass der Teufel menschliche Gestalt annehmen und als Mensch unter den Menschen verkehren könne, hat zu den schwersten Verirrungen des menschlichen Geistes, dem Hexenglauben und den Hexenprozessen geführt. Selbst die Reformation vermochte die Geister von diesem Glauben an

---

Es erschien dieses Werk in Erfurt im Jahre 1653 und wurde im Jahre 1737 von neuem herausgegeben.

Teufel und Hexen nicht zu befreien. Noch im Jahre 1749 wurde in Würzburg eine Nonne als Hexe verbrannt.

In Erfurt waren die Hexenprozesse nicht eben gar häufig *). Wenn auch im 16. Jahrhundert von mehreren Hexenverbrennungen berichtet wird, so schwinden diese doch vor den Greueln, von welchen andere Gegenden Thüringens erzählen. So wurden in den Jahren 1597—1676 in Schleusingen, Meiningen, Wasungen und Friedelhausen allein 197, in Suhl allein 38 Hexen verbrannt. Im Jahre 1622 wurden in Suhl wegen der erkrankten, angeblich verhexten 16jährigen Tochter des Schultheissen auf einmal 9 und später noch 2 Hexen verbrannt. Erst nach der Verbrennung dieser 11 Hexen genas die Kranke **).

Wie die Mitglieder der juristischen, medizinischen und theologischen Fakultät noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts über die Hexen dachten, darüber gieht uns ein recht anschauliches Bild der letzte Hexenprozess, welcher wohl in Thüringen und zwar in den Jahren 1708—1710 geführt worden ist.

In einem Dorfe im Hennebergischen lag nämlich ein Weib seit zwölf Jahren krank, raste und tobte, machte unanständige Geberden, ass und trank fast gar nichts, hatte vier Jahre lang nach ihrer Aussage keine Stuhlentleerung. Nach einem ihr von einem umherreisenden Okulisten verabreichten Abführmittel fand man als nach ihrer Angabe von ihr entleert im Bette vor: Haare, Nadeln, Nägel, Pfriemenspitzen, Federn, Eierschalen, Glasstücke, Wolle, Draht u. s. w. Dasselbe geschah nach einer ihr vom Scharfrichter verabreichten Pille. Die Gegenstände wurden sämtlich dem Herzog und der Regierung eingesandt. Als die Ärzte und die Geistlichen ihr nicht helfen konnten, hielt man die Kranke für verhext. Es wurde denn nun eine Frau als der Hexerei verdächtig in das Gefängnis abgeführt. Der Amtmann wandte sich um Rechtsbelehrung an den Schöppenstuhl in Jena und dieser holte ein Gutachten von der medizinischen Fakultät in Jena ein, welche

---

*) Jaraczewsky: Zur Geschichte der Hexenprozesse in Erfurt und Umgegend. Erfurt 1876.

**) Zachariae: Chronik von Suhl.

unter dem 26./6. 1709 erklärte, dass „in mensium defectu wie auch zuweilen in nubilibus zwar morbi convulsivi aliaque admiranda sich einzufinden pflegten, dass aber im vorliegenden Falle sowohl wegen der vorhergegangenen langjährigen Leibesverstopfung als auch wegen der ganz abnormen Excremente eine Bezauberung anzunehmen sei". Auf Grund dieses Gutachtens der medizinischen Facultät entschied der Schöppenstuhl zu Jena: „Wenn Inquisitin die ihr in Gegenwart des Scharfrichters und seiner zur Peinlichkeit gehörigen Instrumente vorgelegten Inquisitionsartikel in Güte nicht eingestehen, sondern beim Leugnen beharren würde, so müsse sie mit ziemlicher Schärfe und mit den aufsteigenden gradibus torturae angegriffen und befragt werden."

Aus Furcht vor der Tortur erhängte sich die Verhaftete im Gefängnis, ihre Tochter entzog sich der Verhaftung durch die Flucht. Es wurde denn nunmehr eine dritte Person als Hexe festgenommen, gegen welche der Schöppenstuhl zu Jena ebenfalls entschied, dass ihr Geständnis durch die Tortur sollte herbeigeführt werden. Jedoch wandte man sich zum Glück für die vermeintliche Hexe ausserdem noch an den Schöppenstuhl der Universität Halle, woselbst im Jahre 1701 der Professor Christian Thomasius seine „Theses inaugurales de crimine magiae" herausgegeben hatte.

Dieser Schöppenstuhl entschied nun dahin, dass die Kranke sowohl als der Vater der Kranken als Betrüger, der Scharfrichter aber sowie der Okulist, welche die Abführmittel verordnet hatten, als Mithelfer des Betrugs anzusehen seien. Die drei armen Weiber aber, von denen eins sich das Leben genommen hatte, das zweite geflohen war, das dritte noch im Gefängnis sass, und welche von den wissenschaftlichen Vertretern der juristischen und medizinischen Fakultät zu Jena als Hexen erkannt waren, wurden als völlig unschuldig erklärt. Auch der Pfarrer erhielt einen strengen Verweis, weil er eigenmächtig die angeblichen Hexen vom Abendmahle ausgeschlossen hatte. *)

Von den weltgeschichtlichen Ereignissen regte die Gemüter vor allen Dingen das Umsichgreifen der türkischen Herrschaft

*) Zachariae a. a. O.

auf. Und wie Christus vor der Zerstörung Jerusalems durch die Heiden grosse Erdbeben, teure Zeit und Pestilenz, Schrecknisse und grosse Zeichen vom Himmel an Sonne, Mond und Sternen geweissagt hatte, so glaubte man, das würde auch damals zutreffen, da die Christen an Stelle der Juden Gottes Volk geworden waren. Da sich nun die Christen trotz der Warnungszeichen ebensowenig besserten, wie sich früher die Juden gebessert hatten, so nahm man mit Sicherheit an, dass die Türken dazu auserkoren seien, die Christen zu unterjochen. Man beobachtete deshalb nicht ohne Besorgnis einerseits das Vorwärtsdringen der Türken, andrerseits die Erscheinungen des Himmels.

In direktem Zusammenhang aber mit den Zorn- und Warnungszeichen stand die Anschauung, dass Krieg und Aufruhr, Hungersnot und Pestilenz der direkte Ausfluss des göttlichen gerechten Zornes über das sündhafte Treiben der Menschheit sei. Gott gab aber in seiner Güte vorher noch ein Zeichen, um die Menschen zu warnen und zur Busse zu ermahnen. Man berief sich dabei auf die Worte des Joël: „Ich will Wunderzeichen geben im Himmel und auf Erden; nämlich Blut, Feuer und Rauchdampf. Die Sonne soll in Finsternis und der Mond in Blut verwandelt werden, ehe denn der grosse und schreckliche Tag des Herrn kommt.“ Oder auf Psalm 7: „Gott ist ein rechter Richter und ein Gott, der täglich droht. Will man sich nicht bekehren, so hat er sein Schwert gewetzt und seinen Bogen gespannt, und zielt. Und hat darauf gelegt tötliches Geschoss; seine Pfeile hat er feurig gemacht zu verderben.“

Noch im Jahre 1666 wurde in einem Gutachten der medizinischen Fakultät zu Erfurt als Hauptursache der Pestseuche der über die Sünde und das gottlose Wesen entbrannte Zorn des gerechten Gottes, und als allererstes Präservativmittel eine in alle Wege durchaus wahre Busse und Abstellung alles gottlosen Wesens, um den erweckten Zorn Gottes zu mildern und abzuwenden, angegeben *).

Als eine weitere Ursache galten nach diesem Gutachten

*) Loth: Die Erfurter Verordnungen gegen die Pest, die ungarische Krankheit und die rote Ruhr im 16. und 17. Jahrhundert.

neben dem Pestgift, der Disposition, den Diätsirrungen und dem Contagium noch die astralischen Einflüsse, d. i. die obgleich nur ab effectu bekannte astralische Influenz von bösen Aspekten der Planeten und Kometen. Auch zur Abwehr dieser astralischen Schädigung wird anhaltendes Gebet und ein Gott ergebener fröhlicher und getroster Mut empfohlen. Während wir in Italien die Lehre von der Entstehung der Pest bereits am Ende des 16. Jahrhunderts sich zu einer Klarheit entwickelt sehen, welche sich von unserem heutigen Standpunkte kaum wesentlich unterscheidet, vermochte sich Deutschland bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts von der Lehre der ira dei nicht frei zu machen zum grossen Nachteil für die von der Pest heimgesuchten Gegenden. Die Folge dieser Lehre war nämlich die, dass die Bevölkerung nicht nur in ungezwungenster Weise bei einer hereinbrechenden Seuche in den Tag hinein lebte ohne Arzt und Arznei, sondern sogar auch rücksichtslos mit den kaum von der Pest Genesenen zechte und spielte und somit fortgesetzt zur Verbreitung der Seuche beitrug, um ihre Freudigkeit und ihr Gottvertrauen zu beweisen. Denn, sagten sie, sei die Pest Gottes Strafe, so werde auch Gott sie behüten ohne alle Arznei und menschliche Verordnungen.

Bei der schweren Pest des Jahres 1564, welche in Lyon wütete und 60000 Menschen dahinraffte, wurde vor allen Dingen den daselbst in grosser Zahl lebenden Protestanten der Vorwurf gemacht, dass sie einem türkischen Fatalismus und einer Verblendung huldigten, welche sie verhinderte, der von Gott über sie verhängten Strafe durch vernünftige Massregeln zu entgehen.

Kein geringerer als Luther selbst trat gegen diese Auffassung von der ira dei in seiner Anrede an das Volk, „ob das Sterben zu fliehen sei", auf, indem er sagte: „Solches heisst nicht Gott vertrauen, sondern Gott versuchen, denn Gott hat die Arznei geschaffen und die Vernunft gegeben, dem Leibe vorzustehen und sein zu pflegen, dass er gesund sei nnd lebe. Wer derselbigen nicht braucht, so er wohl hat und kann, der verwahrloset seinen Leib selbst und sehe zu, dass er nicht sein Selbstmörder erfunden werde vor Gott.

Denn mit der Weise möchte jedermann auch essen und

trinken, Kleider und Haus lassen anstehen und keck sein um seinen Glauben und sagen: wolle ihn Gott behüten vor Hunger und Frost, wird er's wohl ohne Speise und Kleider thun. Derselbige wäre freilich sein Selbstmörder. Zudem ist das noch greulicher, dass ein solcher, so seinen Leib also verwahrloset und der Pestilentz nicht hilft wehren, so viel er kann, möchte damit auch viele andere beschmeissen und vergifften, welche sonst wohl lebendig blieben, wo er seines Leibs (wie er schuldig ist) hätte gewartet und würde also auch schuldig seines nächsten Todes und viel mal vor Gott ein Mörder" *).

Von diesen Anschauungen befangen musste die Menschheit des 16. und 17. Jahrhunderts den Zornzeichen die weittragendste Bedeutung beimessen, eine Bedeutung, welche eben nur dann zu verstehen ist, wenn wir uns vollständig in die Geistesrichtung der damaligen Zeit hineinzudenken vermögen. Ich wende mich nunmehr zu den Zorn- und Warnungszeichen selbst.

Kometen sind Unglückspropheten, war ein Sprichwort, welches auf volle Wahrheit Anspruch erhob.

Man verglich die Kometen oder Schwanzsterne mit ihrem blutigroten Schweif und der falben Farbe des Sterns mit einem zum Kampfe ausgestreckten Schwert, mit einer feurigen Rute, einem blutigen Kriegsmantel oder einer grässlichen Kriegsfackel. Im Jahre 1668 sowie im Jahre 1680 war in Erfurt ein Komet mit zwei Flügeln sichtbar, welcher wie ein feuriges Kreuz anzusehen war.

Aber nicht nur das Auftreten der Kometen an sich war von besonderer Bedeutung, sondern man glaubte auch aus dem Laufe derselben besondere Schlüsse ziehen zu dürfen. So nahm der Komet des Jahres 1665 z. B. seinen Gang durch das Sternbild der mit Ketten gefesselten Andromeda zur Sonne. Die Andromeda bedeutete das von den Türken unterjochte Ungarn, und der Lauf des Kometen deutete also an, dass die Sonne die Andromeda ihrer Banden entledigen möchte. Der Komet des Jahres 1677 zeigte ebenso wie die Kometen der Jahre 1680 und 1681 mit seinem Schweif nach Osten gegen Polen, Moskau und die Türkei und deutete auf die dort statt-

*) Haeser, Historisch-pathologische Untersuchungen.

findenden Händel. Sein Lauf ging dann nach Norden, woraus man schloss, dass ein nordisches Reich die Türken vernichten würde.

Der Beweis aber dafür, dass die Kometen Schreck- und Zornzeichen sein mussten, war leicht gebracht. Wie schon angegeben, ging die Ansicht der physici dahin, dass die Meteore und Kometen aus den Erd- und Wasserdünsten entständen, und zwar entständen die Meteore, welche der Erde nahe in den unteren Luftschichten erscheinen, aus den gröbsten und schwersten Dünsten, die Kometen dagegen als die in den höheren Luftschichten befindlichen aus den subtileren und leichteren Dünsten und Dämpfen. Da nun die Ausatmungen, die Seufzer und Thränen der bedrängten Witwen und Waisen, der Schutzlosen und mit Unrecht Geplagten die allersubtilsten und leichtesten Dünste sind, so folgt hieraus, dass aus diesen mehr geistigen, allersubtilsten und leichtesten Thränen- und Seufzerdünsten auch die allerhöchststeigenden Meteore, die Kometen, entstehen müssten.

Eine ebenso ungünstige Vorbedeutung hatten Meteore oder Luftfeuer, welche an das Feuer erinnern sollten, welches die Welt am jüngsten Gericht aufzehrte. Bei einem grossen Wasser in Erfurt liessen sich zugleich in den Wolken grosse Feuer sehen, welche zur Erde fielen und einen so hellen Schein von sich gaben, dass die Feuerwächter glaubten, es brenne, und das Gerücht sich verbreitete, die Orte Eisenach, Weimar und Jena ständen in Flammen. Diese Ortschaften waren aber nicht verbrannt, sondern Gott hatte durch das Wasser und das Feuer nur ein Zeichen geben wollen, ob sich das Volk noch bekehren und bessern wollte, wie Conrad Stolle angiebt *).

Als ein Warnungszeichen von grosser Vorbedeutung galt das Sichtbarwerden von mehreren Sonnen, welche sich als Spiegelbilder am Himmel zeigten, ebenso wie ein doppelter Regenbogen. So erschien in Erfurt im Jahre 1568 am 14. Dezember nach Sonnenaufgang ein Regenbogen um die Sonne und zu jeder Seite der Sonne eine Beisonne oder wie man diese auch nannte, ein Sonnenmahl oder parelia. Der Regenbogen war oben von einer schwarzen Wolke bedeckt. Am

*) Conrad Stolle, Thüringisch-Erfurtische Chronik.

21. Dezember ging die Sonne blutrot auf, so dass es in den Wolken erschrecklich anzusehen war, denn sie gab grausam grosse Flammen nnd feurige Strahlen von sich, dass es am Himmel schien, als brenne ein Haufen grosser Häuser. Wie sie aber aufgegangen war, sah man um die Sonne einen schönen weissen Cirkel und einen Regenbogen und an beiden Enden des Regenbogens zwei Beisonnen. Ebenso erschienen am folgenden Tage vor Sonnenaufgang viele feurige Wolken, als wenn ein ganzes Dorf brennte. Nach ihrem Aufgang warf die Sonne unglaublich lange, feurige, erschreckliche Strahlen von sich. Sie erschien sehr gross und mit einem weissen Cirkel wie mit einem Regenbogen umgeben, nebst zwei Sonnenmalen, welche weisse Strahlen von sich gaben und wie weisse Kreuze aussahen. Nach einigen Stunden erschien dann ein farbiger Regenbogen und darauf erschienen auf beiden Seiten des Regenbogens noch zwei Beisonnen, so dass also fünf Sonnen erschienen. In der folgenden Nacht war der Mond von zwei bleichen Nebenmonden umgeben. Schon die ausführliche, in einem besonderen Buche herausgegebene Beschreibung zeigt, welche Bedeutung man dieser Himmelserscheinung beimass. Auch der Titel des Buches: „Wunderstern und Zornzeichen, so an Sonne und Mond gesehen worden", deutet darauf hin *). Aber man deutete diese Erscheinung keineswegs als ein Wunder, sondern erklärte die causa physica dahin, dass diese Beisonnen im Sommer Regen und dunkle Wolken, im Winter Kälte und Schnee anzeigten. Neben dieser causa physica aber mass man dieser Himmelserscheinung als causa divina noch den Ausdruck des Zornes Gottes bei.

Die vielfältigsten Deutungen liessen die Wolkenbildungen am Himmel zu. Man glaubte in ihnen Kreuze, Totenbahren oder Särge, Spiesse und streitende Heere zu erkennen. So erschien im Jahre 1564 ein grausames, erschreckliches Zeichen am Himmel. Es liefen schwarze und weisse Wolken durcheinander, welche sich in lange spitze Strahlen umwandelten, welche wie lange Spiesse aussahen und sich greulich wie in einer Feldschlacht mit einander schlugen. Im Jahre 1581

*) Cast. Fagi: Wunderstern und Zornzeichen, so an Sonne und Mond 1568 zu Erfordt gesehen worden.

führten diese Kriegsheere am Himmel in ihren Fahnen Sterne und Halbmonde. Im Jahre 1596, ein Jahr vor der schrecklichen Pest, welche in Erfurt von 20000 Einwohnern 7765 dahinraffte *), und an welcher in Thüringen 100000 Menschen dahinstarben, liessen sich früh am hellen Tage unzählich viele Besen, Kreuze, Särge und Totenbahren am Himmel sehen, so dass die Luft verdunkelt wurde, „welche die in den gröbsten Lastern damals ersoffenen Menschen zur Busse lockten, und das memento mori zum stärksten mouvement führten", wie ein Geschichtsschreiber im Jahre 1713 sagt **). Im Jahre 1561 erschienen am Himmel zwei aschfarbene Säulen, gleichwie die columnae Herculis. Aus diesen quoll ein schwarzer Rauch. Über diesen Säulen stand eine Rute mit grünem Bande umwunden. Nach einer Viertelstunde erschien ein Kruzifix neben der Sonne mit dem Haupte erbärmlich geneigt. Es bedeuteten diese Säulen die beiden grausamen Feinde des Christentums, die Moskowiter und Türken ***). Auch glaubte man zuweilen Wunderzeichen, welche das Kreuz und die Symbole des Leidens Christi darstellten, zu erkennen.

Im Jahre 1532 wurde zu Eisenach vor dem Tode des Kurfürsten Johannes am Himmel bei hellem Tage ein Baum, welcher alt, dürr und umgefallen war, gesehen. Darauf sah man einen geharnischten Reiter, der einen grünen Baum mit abgehauenen Ästen führte. Ihm folgte ein Jagdhund und hinter diesem erschien in einer lichten Wolke ein grosses schwarzes Kreuz †).

Auch Erscheinungen von alten Männern werden nicht selten als Warnungszeichen beschrieben. So erschien im Jahre

*) Loth: Geschichte der Epidemienzüge der Stadt Erfurt.

**) Johann Michael Weinrich: Kurzgefasste und gründliche Nachricht von den vornehmsten Begebenheiten der uralten und berühmten Hauptstadt Erfurt in Thüringen. Leipzig 1713.

***) Zeitbüchlein, darinnen gründlich auf's kürzeste und einfältigst angezogen, was nach Christi unseres Seligmachers gnadenreichen Geburt 1501 bis auf das Jahr 1586 an Kriegen, Theuerzeiten, Zeichen am Himmel und auf Erden etc. ergangen und inwendig 85 Jahren sich begeben und zugetragen. Collegiret durch Valentinum Rudolphum Budtstadiensem. Kirch- und Schuldiener zu Buttstädt. A. 1586.

†) Merkwürdige und auserlesene Geschichte von der berühmten Landgrafschaft Thüringen. 1685.

1579 in Dresden am Himmel ein Mannskopf mit langem grauen Bart gegen Mitternacht. Im Jahre 1680 liess sich in Zimmern infra bei Erfurt, von wo die für Erfurt so verhängnisvolle Pest der Jahre 1682 und 1683 ihren Ausgang nahm, bei einem grossen Gewitter ein alter Mann nebst zwei Knaben auf einem Schifflein am Himmel sehen. Im Jahre 1571 erschien in Gebesee auf dem Felde einem Waidbauer ein alter Mann mit einem grauen Barte, so doch nur „über dem Maul" glatt gewesen, und forderte ihn auf, dem Prediger und dem Magister anzuzeigen, dass er auf der Kanzel allem Volke ankündige, Busse zu thun. Wo nicht, so werde Gott mit höllischem Feuer und grosser Pestilenz strafen. Würde er es aber nicht melden, so würde er in vier Wochen nicht mehr leben.

Vor den Judenverfolgungen erschien ein frommer und gelehrter Greis, welcher in hohem Alter verstorben war, 30 Tage nach seinem Tode einem Erfurter Weisen und sprach zu ihm: ich bin gekommen, um die Bewohner meines Ortes zu ermahnen, diesen zu verlassen und ihr Leben zu retten. Als der Morgen anbrach, war das Gemüt des Erfurter Weisen unruhig und er schickte einen Boten mit einem Warnungsschreiben an jenen Ort. Einige fürchteten die Worte des Frommen und flohen. Die, welche blieben, traf die Hand Gottes und sein Verhängnis schwer *).

Sehr bedeutungsvolle Warnungszeichen sind die sogenannten Blutzeichen. Wir besitzen von dem Physicus Dr. Johannes Rehfeld zu Erfurt, welcher im Verein mit der medizinischen Fakultät im Jahre 1636 eine Reihe von Blutzeichen untersuchte, ein ausführliches Gutachten **), welches für die

*) Kruspe, Sagen der Stadt Erfurt.

**) Blutgeschichte; das ist: Kurzer jedoch gründlicher Bericht, wie es mit dem verfärbten Teichlein zu Nohra und hiesigen Stadtgraben beschaffen etc. Wobei zugleich zu befinden die Blutzeichen, so sich zu Zimmern am Ettersberg bei einem eingemengten Lehmen und dann im Garten und Hofe hierselbst begeben. Auf sonderbare Verordnung E. E. Raths aufgesetzet von Johannes Rehfeldio Med. D. u. Physico ibidem ordinario. Erffurdt anno Chr. 1636.

Von demselben Verfasser stammt die Schrift: „Kurze wohlgemeinte Erinnerung betreffend, wie vermittelst göttlicher Gnadenhülfe I. die von der giftigen Seuche beschmeissten Wohnungen sampt der darin begriffene Hausrath sowohl vorsichtig zu reinigen als rein zu behalten; II. und die

Auffassung dieser Erscheinung von unschätzbarem Werte ist. Es ist dieses Gutachten um so wertvoller, als Rehfeld im Jahre 1634 auf Befehl Oxenstiernas im Dom unter ganz ungewöhnlich feierlichen Ceremonien zum Doktor promoviert wurde und zweimal, im Jahre 1641 und 1645, das Rektorat der Universität inne hatte, also immerhin ein Mann von Bedeutung war. Wertvoll ist das Gutachten aber auch deshalb, weil Rehfeld das Gutachten vorsichtigerweise vor der Veröffentlichung einer Censur der Theologischen Fakultät unterzog, da der Casus modo non tantum physico medico verum etiam ex aliqua parte theologico behandelt wurde und das Gutachten somit auch die Ansicht der theologischen Fakultät ausdrückt. In den Jahren 1632—1649 war die theologische Fakultät zu Erfurt nur durch evangelische Professoren besetzt.

Die Blutzeichen bestanden entweder darin, dass sich schon vorhandenes Wasser in Blut verwandelte, oder darin, dass es Blut regnete, d. h. dass sich Bluttropfen auf Steinen, Blättern u. s. w. sehen liessen. Es brauchten aber diese Tropfen oder das rot gefärbte Wasser, um die Deutung eines Blutzeichens zu erlangen, kein wirkliches Blut zu sein, sondern das Wasser oder die Flecken brauchten nur eine blutrote Farbe zu haben. Die causa finalis wurde also als eine vollständig natürliche angesehen. Trotzdem galt die Verfärbung als ein Blutzeichen und bedeutungsvolles Zornzeichen. Wenn auch in dem einen Falle in dem Gutachten auf Grund einer eingehenden Untersuchung festgestellt und ausdrücklich hervorgehoben wird, dass die rote Verfärbung des Wassers von vorhandenen Eisensteinen herrühre, eine Erscheinung, welche wir in unserem Stadtgraben recht häufig wahrnehmen können, und in dem anderen Falle die Frage offen gelassen wird, ob die roten Flecken auf den Steinen von einem stillicidium narium vel uteri herrühren oder ob daselbst eine Henne oder ein anderes Tier geblutet habe, oder ein rotes Raupengeschmeiss *) von den Bäumen durch den Regen herabgeflossen sei, oder das Blut unter dem Regen

---

Benachbarten sich inmittelst dabei zu verhalten haben. Aus dem Pestregiment aufgesetzet u. s. w. Erfordt 1626.

*) Manche Schmetterlinge geben bei dem Auskriechen aus der Puppe eine rötliche Flüssigkeit von sich.

vom Himmel gekommen sei, was ja auch, wie schon erwähnt, als etwas ganz natürliches angesehen wurde, so wurde doch neben dieser causa physica noch eine causa theologica et divina angenommen, und dieses prodigium als ein Zeichen des göttlichen Zornes zur Mahnung zur Busse angesehen. Auf Grund dieses Gutachtens der medizinischen Fakultät ordnete daher der Rat der Stadt Erfurt an, dass von allen Kanzeln der evangelischen Kirchen der Stadt Erfurt sowohl als auch im Erfurter Gebiet mit Bezug auf diese schrecklichen Blutzeichen Bussverkündigungen verlesen werden sollten. Auch wurden auf Befehl der Obrigkeit zwei christliche Gebetlein um gnädige Abwendung der durch solche Zeichen angedrohten Strafen, so in den Kirchen auf dem Lande des Erfurter Gebiets und sonst bei andächtigen Christen zu Hause zu lesen, sowie ein Gebetlein, so für Knaben und Mädchen in den Schulen zu gebrauchen seien, abgefasst *).

---

*) Die Bussverkündigung sowie die Gebete sind noch vorhanden. Erstere beginnt: „Euer christlichen Lieb ist genugsam bekannt, dass der Barmherzige Gott nach seinem gnädigen Willen sowol ohnlängst auf dem Lande, als hernacher in etlichen Stadtgräben und sonsten an gewissen Orten allhier durch Verfärbung des Wassers und im Regen sehr schreckliche und sonsten an diesem Ort ohngewöhnliche Blutzeichen gethan, männiglich vor Augen stellen und gleichsam den Himmel selbst blutige Thränen über unsere übermachte grosse Bosheit hat vergiesen lassen“ etc. Die Gebete lauten: „Ewiger Allmächtiger gerechter Gott, der du nicht allein plötzlich redest wieder ein Volk, dasselbe auszurotten, zu zerbrechen und zu verderben, sondern auch als der mächtige Herr Zebaoth gross von Rath und mächtig von That mit Zeichen des Bluts im Wasser und im Regen wie zur Zeit des verstockten Pharao geschehen nunmehr auch in hiesiger Stadt und deren Gebiete auf dem Lande schreckliche Wunder thust. Wir arme, furchtsame, blöde Creaturen möchten verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die da kommen sollen. Du lässest uns solche Zeichen und Wunder sehen, den Himmel, die Erde und das Wasser sich bewegen, damit wir doch zur Erkenntniss unserer **blutrothen** Sünden kommen und angereget werden möchten, dir in die Ruthe zu fallen, andächtig zu bitten, auf dass du Feuer, Schwert, Pestilentz, Hungersnoth und andere schwere Landplagen, so auf dergleichen Zeichen gemeiniglich zu folgen pflegen, gnädiglich von uns abwenden wollest . . . . . um des angstblutigen Schweisses Jesu Christi deines lieben Sohnes unseres Heilandes willen.“

Das Gebet für Knaben und Mädchen beginnt: „Allmächtiger, starker hülfreicher Gott, weil du selber sprichst, du habest nicht Lust am Tode

Eine grosse Reihe von Blutzeichen ist uns überliefert worden. Ich will nur einige aus dem 16. und 17. Jahrhundert aus unserer Nähe anführen.

Im Jahre 1540 zeigte sich in Coburg ein Blutquell von eitlem Blute. Im Jahre 1549 liess sich wieder in der Umgegend von Coburg in einer Ackerfurche Blut sehen, desgleichen in dem Stadtgraben von Coburg. Im Jahre 1555 entstand im Schlossgraben zu Weimar eine Blutquelle, welche den ganzen Graben rot färbte. Schon 9 Jahre vorher hatte sich vor der Gefangennahme des alten Kurfürsten die Blutquelle gezeigt. In demselben Jahre zeigte sich in einem Brunnen in Erfurt das Wasser blutrot gefärbt. Ein Jahr vor dem Bauernaufstand zeigte sich das Wasser in der Umgegend von Weimar und in anderen Orten Thüringens blutrot. Im Jahre 1616 vor Ausbruch des dreissigjährigen Kriegs färbte sich der Stadtgraben zu Erfurt zwischen dem Johannesthor und dem Krämpferthor blutigrot, ebenso im Jahre 1622 eine Pfütze vor dem Krämpferthor bei einem daselbst stehenden Brunnen. Im Jahre 1629 verwandelte sich das Wasser in dem Stadtgraben zu Magdeburg zwei Jahre vor der Zerstörung durch Tilly in Blut. Dasselbe geschah im Jahre 1631 zu Halle a. S. vor der Schlacht bei Leipzig. Zugleich verwandelte sich auch das Wasser in den Sturmfässern, in dem Amtsschreiberteiche und in dem Scharfrichterteiche in Blut. Vor der Schlacht bei Lützen erschien Blut in dem Stadtgraben zu Freiburg, Meuselwitz und Leipzig. Im Jahre 1635 quoll unter der Cyriaxburg bei Erfurt ein Blutstrom hervor. Dasselbe geschah, als Bannier, der Schwedengeneral, die Stadt in Besitz nahm. Im Jahre 1636 verwandelte sich in Nohra am Ettersberg ein Teich in Blut. Zu derselben Zeit zeigten sich dort drei weisse Kreuze am Himmel, von denen zwei verkehrterweise untereinander, das dritte daneben abwärts stand. In der Nacht zeigten sich zu-

---

des Sünders, sondern es jammere dich Ninive der grossen Stadt, in welcher mehr denn hundert und zwanzigtausend Menschen gewesen, die nicht gewusst, was recht oder links ist. Ach Barmherziger Vater, wir deine elenden Kinder wissen auch nicht recht zu sagen, was du mit den allhier bisher gezeigten Blutzeichen im Wasser und im Regen fürhast, denn dass du uns dadurch locken und antreiben wollest, unsere blutrothen Sünden zu erkennen und wahre Busse zu thun etc."

dem noch Totenbahren am Himmel. Es ist dies eins von jenen Blutzeichen, welches von dem Physikus, dem Dekan und den beiden professoribus ordinariis der medizinischen Fakultät zu Erfurt auf Veranlassung des Rats untersucht worden ist. Am Boden des Teiches fand man Töpferthon und viele Eisensteine. Zu Hause verrieben und mit Wasser angemengt, zeigte dieser Thon dieselbe rote Farbe wie der Teich, so dass man zu der Überzeugung gelangte, dass diese Mixtur die Verfärbung des Teiches repräsentiere. Das Dorf Nohra war aber seit Jahren von der Pest heimgesucht und bis auf wenige Menschen ausgestorben. In demselben Jahre verwandelte sich zu Erfurt der Stadtgraben bei dem Brühlerthor in Blut. Dieselbe Verfärbung zeigte der Stadtgraben zwischen Andreasthor und Moritzthor. Auch hier fanden sich am Boden Eisensteine und Töpferthon vor. Auch im Jahre 1641 zeigte sich wieder in einem stehenden Gewässer zwischen der Stadt und der Cyriaxburg Blut *).

Auch von Blutregen wird nicht selten berichtet. So regnete es im Jahre 1552 in Erfurt und in Leipzig Blut, ebenso auch im Jahre 1557 in ganz Thüringen. Vom Jahre 1570 wird in Erfurt berichtet, dass es hier Blut und Korn geregnet habe. Auf letztere Erscheinung komme ich noch zurück. Im Jahre 1636 hatte zu Zimmern am Ettersberg ein Mann mit seinem Knecht Lehm mit klarem Brunnenwasser angemengt, um einen Herd zu setzen. Während sie zum Essen gegangen waren, und darnach der Knecht den Lehm noch einmal durcharbeitete, fand man in drei Grüblein auf dem Lehm lauter Blut, sonst aber im ganzen Hof nichts Rotes. Im Jahre 1632 wurde in Erfurt im Kornhof auf des Königs von Schweden Stab sowie in etlichen Gärten auf den Blättern unter dem Regen rote Tropfen gesehen. Im Jahre 1636 fand ein Ratsverwandter in Erfurt, nachdem zuvor ein Mehltau und darnach ein Regen gefallen war, in seinem Garten Blätter mit Blutflecken. In einem anderen Garten fanden sich während eines Regens Steine mit Blut besprengt. Ebensolche Tropfen fand man auf etlichen

*) Falkenstein: Civitatis Erffurtensis Historia Critica et diplomatica, oder vollständige Alt-, Mittel- und Neue Geschichte von Erffurth. Erffurt. 1739.

Blättern an zwei Bäumen, welche in der Nähe der Steinhaufen standen. Auch diese Zeichen wurden auf Veranlassung des Rats von dem Physikus und der medizinischen Fakultät begutachtet, ein Beweis dafür, welche hervorragende Bedeutung man diesen Blutzeichen zu damaliger Zeit beimass *).

Im Jahre 1540 schoss, wie berichtet wird, ein Bürger auf das Weichbild vor dem Brühlerthore mit einer Büchse und traf dasselbe. Danach habe es geblutet **). Im Jahre 1651 fielen zu Rossla unter der Predigt vom Greuel der Verwüstung und indem der Pfarrer zwei Stellen aus Luthers Vorrede über den Haggai ablas, Blutstropfen von dem über der Kanzel stehenden Bildnis Luthers auf den Pfarrer und dessen Buch ***).

Es gehört hierher auch die Erscheinung der blutenden Hostien. In Erfurt wird von diesem Zeichen nirgends berichtet. Bekannt ist ja aber das Wunderblut zu Wilsnack, wohin bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts noch von Erfurt aus Wallfahrten stattfanden. Die bedeutendste Wallfahrt dorthin fand im Jahr 1475 statt und zwar liefen im Lande Thüringen, Franken, Hessen, Meissen und anderen Landen junge Leute, Knaben und Jungfrauen zwischen acht und zwanzig Jahren, zumal kleine Kinder ohne Halt und Wissen der Eltern. Wenn man die Kinder einsperrte, wurden sie wahnsinnig. Kinder, welche sonst keine Meile Weges gehen konnten, liefen Tag und Nacht bei grösstem Regenwetter. Es ist dieses Laufen zu dem heiligen Blute, welches wohl die Folge des „grossen Sterbens“ in den Jahren 1463—1464 war, in welchem allein in Erfurt 28000 Menschen starben, als eine der krankhaften geistigen Verirrungen aufzufassen, welchen wir in Erfurt im Mittelalter nach grossem Sterben öfter begegnen. Ich erinnere nur an die Kinderfahrt von Erfurt nach Arnstadt im Jahre 1237, an die Geisslerzüge und die Judenverfolgungen nach dem schwarzen Tod im Jahre 1350. Die Gelehrten waren sich zu jener Zeit

*) Rehfeld: Blutgeschichte, a. a. O.

**) Bericht des Baumeisters Schmidt vom 26./10. 1540, welcher von den Weichbildern vor den Thoren Erfurts handelt. Akten des städtischen Archivs.

***) Merkwürdige und Auserlesene Geschichte von der berühmten Landgrafschaft Thüringen.

über diese merkwürdige Fahrt nach dem heiligen Blute nicht einig. Ein Teil glaubte, sie sei ein Einfluss des Himmels, andere glaubten, sie käme vom bösen Geist. Das Laufen dauerte so lange, bis in Thüringen ein grosses Sterben ausbrach, und der Tod in Halle, Naumburg, Erfurt, Gotha und Eisenach viele Menschen dahinraffte *). Man führt bekanntlich die rote Verfärbung der Hostien ebenso wie die rote Verfärbung des Brodes heute auf einen Pigment bildenden Micrococcus zurück.

Wie man so annahm, dass der Regen im Stande sei, Blut mit sich zu führen, so glaubte man auch an eine Menge von anderen Dingen, welche vermittels des Regens auf die Erde gelange. So konnte man sich das plötzliche Auftreten von Ratten, Schlangen u. s. w. nicht anders erklären, als dass man annahm, diese Tiere seien durch den Regen herabgefallen. Des Interesses wegen will ich erwähnen, dass vom Jahre 1232 von Suhl berichtet wird, dass es über eines Bauern Hof grosse Stücke Fleisch geregnet habe. Es waren diese Stücke 10—12 Pfund schwer und wurden von Hunden und Vögeln gefressen. Das übriggebliebene ging nicht in Verwesung über, sondern schmolz an der Sonne wie Eis **). Von einem ähnlichen Fleischregen berichten schon Livius und Plinius.

Auch von Steinregen wird vielfach berichtet. Diese Steine, welche wohl mit Recht als Hagelsteine auch bezeichnet wurden, zeigten im Jahre 1580 in einem Dorfe bei Göttingen Gesichter von Verstorbenen, etliche trugen um den Hals dicke Kragen, nach dem damaligen Weltbrauch zerschnittene Hosen, etliche Ketten um den Hals. Man erkannte darin eine Warnung vor dem um sich greifenden Luxus. Im Jahre 1581 regnete es in Jena Schwefel und im Jahre 1571 in Weissenfels 23456 Ellen klarer Leinwand und Futter-Barchend ***).

Alle derartige aussergewöhnliche Naturereignisse, deren Glaubwürdigkeit ich dahingestellt sein lasse und auf deren Erklärung in naturwissenschaftlicher Beziehung ich verzichte, galten als bedeutungsvolle Warnungs- und Zornzeichen.

---

*) Conrad Stolle, a. a. O.

**) Zachariae, a. a. O. — Chronicon Sampetrinum Erfordense, in welchem das Ereignis auf das Jahr 1238 verlegt wird. — v. Falckenstein, a. a. O.

***) Merkwürdige und auserlesene Geschichte etc., a. a. O.

Jedoch wird auch von Zeichen berichtet, welche ein Beweis der Güte Gottes waren, ein Zeichen dafür, dass Gott die Seinen in der Not nicht verlässt. So fielen im Jahre 1699 Kiesel von verschiedener Grösse und Farbe vom Himmel, welche wie Honig so süss schmeckten. Sie lagen zwei Tage, bevor sie schmolzen. Man verglich diese Honigsteine mit dem Worte Gottes, denn dasselbe ist den Gläubigen süss, den Gottlosen aber hart und unverdaulich, ja ein Stein, den sie als böse Bauleute verworfen haben *).

Ich erwähnte vorhin schon, dass es im Jahre 1570 zu Erfurt Korn geregnet habe. Im Jahre 1699 zeigten sich auf einem Teiche in Pommern unterschiedliche Stücke Brod, welche zwar dem Ansehen nach nass, beim Herausnehmen aber ganz trocken befunden wurden und den Dürftigen als Speise dienten. Das Brod war ein natürliches Brod und beim Auseinanderbrechen fand man viele ganze Roggenkörner in demselben.

Im Jahre 1596 fand man in der Umgegend von Eisleben, Halle und Greussen auf dem Felde viele Hügel von lauter Mehl, wie Maulwurfshügel, so dass viele Leute von diesem Mehl nach Hause trugen. Auch diese Erscheinung wurde als ein Vorbote der im folgenden Jahre grassierenden Pest angesehen. Dieselbe Erscheinung zeigte sich im Jahre 1699 in einem Dorfe bei Zerbst. Auch hier sah man Maulwurfshügel von Mehl aus der Erde hervortreten, welches mit Roggenmehl gebacken ohne Schaden genossen werden konnte. Es wurde dieses Mehl vom Hof zu Weimar untersucht. Jedoch konnten es nur die Armen gebrauchen, bei den Reichen „senkte es sich gleichsam nieder", wenn sie es geniessen wollten, und es schmeckte „etwas sandig". Dieser etwas sandige Beigeschmack erklärt wohl hinlänglich die Art des Mehls.

Auch andere elementare Erscheinungen wie Erdstürze und Erdbeben galten als Zeichen des Zornes Gottes erinnernd an das Wort Davids: „die Erde bebte und ward bewegt; die Grundfesten des Himmels regten sich und bebten, da er zornig

---

*) M. Joh. Heinr. Tiemroth's, Professor und Pastor zu St. Michael: Historische Erzählungen einiger besonderer Merkwürdigkeiten, welche sich theils in dem vergangenen, theils jetzigen Jahrhundert zugetragen. Erfurt. 1753.

war". Die Erscheinung des Höhenrauchs verglich man mit dem Pulverdampf des Krieges, das Rollen des Donners mit dem Wehklagen Gottes über die Sünden der Menschen, und fürchtete die diesem Wehklagen folgende Strafe.

Einen hervorragenden, warnenden Einfluss übte das Spiel der Kinder aus. Spielten diese „begraben" und sangen dabei, wie es bei Beerdigungen üblich ist, so war dies ein Zeichen von einem bevorstehenden Todesfall. Diese Totenspiele führten die Knaben unter anderem vor der schweren Pestepidemie in Nymwegen der Jahre 1635—1637 auf *).

Im Jahre 1677 liess sich bei Erfurt ein Mägdelein sehen, ungefähr 10 Jahre alt. Seine Haare waren in einem Zopf geflochten. Es hatte ein weisses Kleid an und sah im Gesicht sehr blass aus. Es ging durch die Alacher und Binderslebener Felder, redete mit sich selbst, doch konnte sie niemand verstehen. In der Hand hatte es ein braunrotes Stäblein und schlug damit, indem es durchs Getreide oder über die Wiesen ging, die Blumen ab, so dass man diese aller Orten umherliegen sah. Wollte ihm jemand nach oder entgegen gehen, so kam ihm ein gewaltiges Grauen an, so dass er zurückweichen musste. Das Abschlagen der Blumen deutete offenbar auf den Tod, welcher ja auch einige Jahre später Erfurt so schrecklich beimgesucht hat.

Der Erfurter Chronist Conrad Stolle berichtet: In Staffelstein in Franken hüteten etliche Knaben Kühe und Pferde auf dem Felde zu der Zeit, als der Herzog von Burgund mit dem Kaiser und dem König von Frankreich im Felde lag. Diese Knaben wählten im Spiel unter sich einen Kaiser und einen König von Frankreich, welche zusammen gegen den Herzog von Burgund stritten. Es wurde bestimmt, dass der Kaiser nnd der Herzog von Burgund einzeln mit einander fechten sollten. Trotzdem der Knabe, welcher den Herzog von Burgund darstellte, stärker und grösser war, als der, welcher den Kaiser darstellte, so glückte es dem letzteren doch, den Herzog von Burgund zu Boden zu werfen. Er fiel auf einen Stein und war tot. Die beiden anderen Knaben flohen, wurden aber ergriffen. Da man aber bei dem Verhör annahm,

*) Haeser, a. a. O.

dass dies Spiel der Kinder ein Bild und ein Vorspiel sei, und es in Wahrheit dazu kommen könnte, wie das Spiel angedeutet hatte, so gab das Gericht den Knaben „Sicherheit allerwege".

Auch das plötzliche massenhafte Auftreten von gewissen Tieren galt als ein Warnungs- und Zornzeichen. Ich habe bereits oben angeführt, dass man von der Überzeugung ausging, dass der Regen im Stande sei, gewisse Tiere mit sich zu führen. Man sprach von Regen von Mäusen, Ratten, Schlangen, Libellen u. s. w. Vor allen Dingen galt dies von dem massenhaften Auftreten von Ungeziefer, welches man als ein Zeichen des göttlichen Zornes ansah, dazu ausersehen, durch Stechen und Plagen die sündhaften Menschen zu peinigen. Hierzu gehörten auch die Raupen sowie die Heuschreckenschwärme, welche ja in mehr als einer Hinsicht die Boten schweren Unheils waren. Aber auch anderen Tieren, deren Auftreten nicht regelmässig stattfand, glaubte man eine unheilbringende Vorbedeutung beimessen zu sollen. So erzählt man von Raben und anderen Vögeln, welche glühende Kohlen im Schnabel trugen und damit Häuser und Ställe anzündeten. Im Jahre 1517 erschienen in Thüringen eine Gattung unbekannter Vögel, welche in der Grösse einer Schwalbe auf dem Rücken und dem Bauch braunrot, im übrigen aber pechschwarz aussahen und mit langen Schnäbeln ausgestattet waren. Auch weisse Vögel, wie weisse Schwalben, ebenso auch weisse Mäuse galten als Zeichen von böser Vorbedeutung und Warnungszeichen. Insbesondere aber wurde als ein sicheres Zeichen eines bevorstehenden Krieges oder anderer Plagen angesehen, wenn die Zugvögel ihren regelmässigen Flug änderten und ungewöhnlicher Weise sich in andere Gegenden begaben. Gleichsam als ahnten diese Boten des Himmels das bevorstehende Unglück und suchten diesem durch das Vermeiden der von Unheil bedrohten Gegend zu entfliehen *). Im Jahre 1542 sah man zu Erfurt Heuschrecken, welche aussahen, als wenn sie Harnische am Leibe und Hüte auf den Köpfen hätten. Conrad Stolle berichtet von einem Heuschreckenzug, bei welchem die vorderste Heuschrecke, gewissermassen die Führerin, so gross wie eine Wachtel war. Er beruft sich dabei als auf seinen Gewährs-

*) M. Joh. Heinr. Timroth; a. a. O.

mann auf einen Arzt Dr. Frowschuch in Erfurt. Im Jahre 1696 sah man hier wieder Heuschrecken mit rauchenden Köpfen, grossen Augen und vier Flügeln, welche von Hunden und Schweinen gefressen wurden *).

Von einem eigentümlichen Auftreten von Wölfen wird aus dem Jahre 1555 von Erfurt, 1681 von Kranichfeld berichtet. Diese liefen nämlich den Mägden nach, herzten und drückten sie, thaten ihnen aber nichts zu leide. Wir haben es hier vermutlich mit Wärwölfen zu thun, d. h. Geisteskranken, welche an der sogenannten Lykanthropie erkrankt waren, sich einbildeten, sie wären Hunde oder Wölfe und sich auf den Begräbnisplätzen und in den Wäldern aufhielten und in ihrem Wahnsinn zuweilen Kinder und Erwachsene töteten.

Als ein ganz besonders bedeutsames Warnungszeichen und Zornzeichen galten Missgeburten bei Menschen und Tieren, mit welchen nach der Annahme jener Zeit Gott die Menschen an ihre Sünden erinnern wollte. Wir finden auch deshalb diese Missgeburten nicht von Ärzten beschrieben, sondern ein ganz besonderes Interesse wandten vielmehr die Geistlichen der damaligen Zeit denselben zu. So wurde im Jahre 1581 zu Alach bei Erfurt ein Zwilling ohne Haupt und ohne Hände geboren, welcher von dem Magister Adolarius Praetorius als „Sündenspiegel“ beschrieben worden ist. Im Jahre 1563 wurde zu Werningsleben eine Missgeburt zur Welt gebracht, welche von dem dort zu jener Zeit amtierenden Pfarrer Gölitz in einem längeren Gedicht als Warnungs- und Zornzeichen besungen worden ist. Die Bedeutung dieses Zeichens wurde noch dadurch erhöht, dass die Geburt an dem Tage vor dem Sonntag stattfand, an welchem der Predigt das Evangelium von den Zeichen des jüngsten Tages zu Grunde zu legen war. Das Gedicht schliesst mit den Worten:

„Wollen wir nicht glauben der Göttlichen Lehre,
Thut es Gott für die Thür beschere,
Ob er durch solch' und andere Zeichen
Unser hartes Herz doch könnt erweichen.
Dass wir von Sünden abelan
Mögen und wahre Buse thun,

*) Falckenstein, a. a. O.

Im rechten Glauben allzugleich.
Gott helf uns in sein Himmelreich.“ *).

Ich könnte die Zahl der Zorn- und Warnungszeichen noch sehr vermehren, doch würde eine weitere Aufzählung zur Klärung nichts beitragen. Wiederholen aber möchte ich noch einmal, dass

1) diese Warnungszeichen als Erscheinungen **natürlichen** Ursprungs aufgefasst wurden, welche keiner unnatürlichen oder übernatürlichen Ursache ihre Entstehung verdankten. Dieselben kommen auch heute noch gerade so oft vor, wie in früheren Jahren. Nur ist die Auffassung ihrer Bedeutung eine andere geworden.
2) Nach der Anschauung des 16. und 17. Jahrhunderts bestand aber neben dieser rein natürlichen Ursache noch eine **göttliche** Ursache (causa divina), nämlich der über die Sünden der Menschen entbrannte gerechte Zorn Gottes. Gott bediente sich dieser Erscheinungen, um die Menschen zu warnen und zur Busse zu ermahnen.

Wohl zu unterscheiden sind diese Warnungszeichen von den **übernatürlichen**, gespensterhaften Erscheinungen, welche nach der Auffassung der damaligen Zeit nicht Gott, sondern dem Teufel ihren Ursprung verdankten. Es gehört hierher die Erscheinung der weissen Frau, welche als Unglücksverkünderin in den Schallfenstern des Reglerturmes erscheint. Wohin sie drohend ihre Hand erhebt, dort geschieht Unheilvolles. Hierher gehören auch die Erscheinungen, welche den Tod des Schwedenkönigs Gustav Adolf verkündigten. Es erschien vor dessen Tode in Stockholm über dem Schlosse eine Jungfrau mit brennendem Licht und einem Thränentuch, und alle Thüren des Schlosses sprangen dreimal auf und zu. Die Gemahlin des Schwedenkönigs, welche in der Zeit vor der verhängnisvollen Schlacht bei Lützen in Erfurt wohnte, konnte in der Nacht vor der Schlacht vor Aufregung und Angst nicht schlafen. Da

*) Ein erschreckliche Geburt und Augenscheinlich Wunderzeichen des Allmächtigen Gottes, so sich auf den 4. Tag des Christmonds dieses 1653. Jahres in der Nacht in dem Dorfe Werrinschleben in Eines Erbaren Rathes der Stadt Erffurdts Gebiete zugetragen. Beschrieben durch den Wirdgen Ern Jan Gölitzschen, des orts Seelsorgern. Mit der Abbildung der Missgeburt auf dem Titelblatte.

entstand plötzlich ein grosses Gepolter. Die Königin fuhr empor und sah, wie die Krone aus der von zwei Löwen gehaltenen Wappenschnitzerei herabgefallen war und durch das Gemach rollte. Das erkannte sie als ein böses Zeichen, und die Kammerfrau behauptete, den Teufel in Gestalt einer schwarzen Katze gesehen zu haben.

Im Jahre 1530 wurden von unbekannter und unsichtbarer Hand acht Tage lang grosse und kleine Steine bis zu einem Gewicht von drei Pfund in der Webergasse zu Erfurt geworfen. Trotzdem der Rat und die Gemeinde eifrig wachten, half es doch nichts. So hatte der Teufel sein Spiel, und es folgte eine grosse Pestilenz darauf, sagt der Chronist. Ein ähnlicher Spuk ereignete sich im Jahre 1581 in dem Dorf Tüttelstedt bei Erfurt. Im Jahre 1538 klopfte ein Gespenst in der Fingerlingsgasse an eines Messerschmieds Thür, öffnete die Kammern, zog den Schlafenden die Decken von den Betten und warf Steine von den Fenstern herab auf die Gasse. Es lief als eine schwarze Katze davon *).

Auch sind die Zornzeichen von den guten und bösen Vorzeichen zu unterscheiden, welche in dem Volksglauben aller Völker auf allen Stufen der Kultur, ganz gleich, welcher Religion sie angehören, so festgewurzelt sind, dass sie trotz aller vermeintlichen Bildung wohl niemals ausgerottet werden können und auch bei den christlichen Völkern bis auf die Heidenzeit zurück zu verfolgen sind. Ich meine die bösen und guten Tage, die Tiere von guter und böser Vorbedeutung, je nach der Art, der Zeit oder dem Orte ihres Auftretens, die Deutung, welche unseren Träumen zu teil wird, die guten und bösen Zahlen, die Furcht vor der bösen Dreizehn, die Prophezeihung der Kartenschlägerin, die glückliche Vorbedeutung des vierblättrigen Kleeblattes oder das Orakel, welches die liebende Jungfrau in den Blütenblättern des Massliebchens sieht. Ein Glaube, welchen nur eine „gemütsabstumpfende Überkultur“ zu vernichten vermag.

*) Kruspe, a. a. O.

Kronprinz Friedrich Wilhelm und die deutsche Kunstindustrie.

Vortrag,

gehalten am 26. Januar 1896

in der Festversammlung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

zur Vorfeier

des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers

von

C. Lucanus,
Oberregierungsrat.

Ein alter, schöner Brauch vereinigt uns auch heute wieder. Festlich begeht das deutsche Volk den Geburtstag des Landesherrn. Gern erinnert man sich bei solcher Gelegenheit vergangener Wohlthaten. So wird die Feier vielfach zum Dankfeste, an dem herrliche Erinnerungen wach gerufen werden, die Thron und Krone mit ewig grünem Lorbeer schmücken. Eine so vielbewegte Geschichte, wie die der Hohenzollern, ist reich an hervorragenden Schöpfungen, so dass man niemals um einen Stoff verlegen zu sein braucht, wenn es gilt, am Festtage eines einzelnen Hohenzollern auf frühere Geschehnisse hinzuweisen.

Wenn ich nun die Thätigkeit Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zum Gegenstand meines Vortrages gewählt habe, so erwarten Sie nicht, dass ich seine unvergesslichen Ruhmesthaten als Feldherr preise, — das ist erst unlängst aus Anlass der Einweihung des Denkmals auf dem Schlachtfelde zu Wörth aus beredterem Munde geschehen —, sondern ich will von den friedlichen Bestrebungen sprechen, die den Kronprinzen als Hauptförderer der Künste und insonderheit der Kunstindustrie in der Neuzeit erscheinen lassen. Auch hier hat er sich durch seinen weitschauenden Blick, sein thatkräftiges Eingreifen und durch Bethätigung eines edlen Kunstgeschmackes ein dauerndes Denkmal gesetzt.

Ich sage auf dem Gebiete der Kunstindustrie, und das legt mir die Verpflichtung auf, zunächst den Begriff dieses Wortes klarzustellen. Wie das Wort selbst sagt, kommen dabei zwei Elemente in Betracht: das industrielle, d. h. für den gewöhnlichen Gebrauch durch Arbeit gewonnene, und das künstlerische, welches durch Form oder Farbe dem Schönheitsgefühle der menschlichen Natur angepasst wird. Beide Elemente, Bedürfnis und Form, sind indes nicht gleichberechtigt, sondern eins kann dem andern untergeordnet sein.

Mithin kann jeder durch Arbeit in bestimmte Formen gebrachte Gegenstand in das Gebiet der Kunstindustrie gezogen werden. Und so finden wir zu allen Zeiten, wo die Kunstindustrie sich natürlich entwickeln konnte, dass sie die einfachsten Gebrauchsgegenstände veredelte und namentlich im Mittelalter das gesamte Leben durchdrang. Sehen wir uns die Arbeiten der alten Werkstatt darauf an, in welcher Weise Kunstsinn und Kunstfertigkeit sich an ihnen bethätigt hat. Schöne Profile, reiches Schnitzwerk und saubere Detailarbeit zeichnen die Schreinerarbeiten des 15. und 16. Jahrhunderts, der ersten Blütezeit des deutschen Handwerks, aus. Es ist, als wenn die Liebe und Sorgfalt, die ganze Hingabe der Hände und Herzen aus dem Bildwerke erkennbar würde. Dadurch erhalten diese Arbeiten ein lebendiges, individuelles Gepräge. Die Harmonie der Formen tritt dem Beschauer angenehm entgegen. Irgend eine Trennung von Kunst und Handwerk, welche diesem später so verderblich wurde, ist in der alten Werkstatt nirgends wahrnehmbar. So hatte sich auch ein besonderer Stand der Architekten in jenen Zeiten nicht gebildet. Wer Geschick und Tüchtigkeit besass, wurde zum Meister erkoren. Für den modernen Titel „Kunstschlosser“ und „Kunsttischler“ würde man damals kaum ein Verständnis und noch weniger eine Berechtigung gefunden haben. Peter Vischer, der das kunstreiche St. Sebaldusgrab zu Nürnberg schuf, fertigte als einfacher Gelbgiesser ebenso gut Leuchter für den bescheidenen Hausgebrauch an. Wie der Kunsthistoriker Schnaase zutreffend sagt, war der künstlerische Sinn selbst auf die Männer übergegangen, welche den schweren Hammer zu führen und das spröde Eisen zu schmieden hatten. Wie zahlreiche kunstvolle Eisen-, Silber- und Goldschmiedearbeiten, prächtige Holzschnitzereien an Altären und Chorstühlen und schöne Steinmetzarbeiten an den Kirchen und Brunnen in Nürnberg, Augsburg, Ulm und anderen Städten beweisen, durchdrangen zu jener Zeit Kunstsinn und Kunstfertigkeit die breiten Schichten des Handwerks. Der Ruhm deutscher Kunstfertigkeit drang sogar bis an die Höfe Italiens und Frankreichs. Erst in neuerer Zeit hat der frühere Direktor der Münchener Kunstanstalten, Hefner von Alteneck, nachgewiesen, dass die prachtvollen Harnische der französischen Könige die Arbeit eines Augsburger Meisters, des Hans

Mülich, sind. Die Zeichnungen zu diesen Arbeiten fanden sich im Nationalmuseum in München.

So lange also Handwerk und Kunst unmittelbar verbunden waren, strömte der alten Werkstatt immer frische Kraft zu. Als aber nach dem 30jährigen Kriege, der tausend und aber tausend Werkstätten verwüstete, die hohe Kunst von dem bescheidenen Handwerk sich vornehm trennte, als sie nicht mehr für das tägliche Bedürfnis und die Wohnung des Bürgers arbeitete, sondern nur die Schlösser der Fürsten versorgte: da verlor die Kunst ihren volkstümlichen Charakter und die Werkstatt den Sinn für die künstlerische Form. Das Handwerk kam der vornehmeren Schwester, der Kunst, gegenüber in die Lage des Aschenbrödels. Es arbeitete nur für den gemeinen Nutzen.

So ging es mit dem Kunsthandwerk bis zur Mitte unseres Jahrhunderts zurück. Erst da setzen die Reformbestrebungen zur Einführung eines besseren Geschmacks in den Erzeugnissen des Handwerks erfolgreich ein. Indessen ging es nur langsam vorwärts. Erst die letzten Jahrzehnte haben wieder einen künstlerischen Zug in die Arbeiten des Handwerks gebracht.

Wie hat sich diese Wandlung vollzogen? Wer hat die Anregung gegeben? Diese Fragen sollen jetzt eine Antwort finden.

Schon im Anfang unseres Jahrhunderts suchte Schinkel das Handwerk künstlerisch zu bilden. Bau- und Möbeltischler, Tapezierer und Maler wurden zur grösseren Handgeschicklichkeit und besseren formalen Bildung angeleitet. Aus dem Bestreben Schinkels, die Formen der Handwerkserzeugnisse zu veredeln, gingen seine Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker hervor, deren erste Serie von Kupfertafeln 1830 erschien. Aber dieses Werk hat auf weitere Kreise des Handwerks keinen nachhaltigen Einfluss geübt. Die ganze Arbeit hatte etwas steif Akademisches an sich, das ihr den Zugang zur Werkstatt erschwerte. Dass Kunst und Handwerk sich in derselben Person wieder vereinigen müsse, wie das in der alten Werkstätte der Fall gewesen, dieser Gedanke lag jener Zeit noch fern. Doch bleibt Schinkel das Verdienst, dass er zahlreiche Entwürfe für Geräte und Gefässe, Decken-

und Wanddekorationen, Eisen- und Bronceguss, angefertigt hat, die zwar erst Jahrzehnte nach seinem Tode recht gewürdigt sind, immerhin aber das Bestreben bekunden, die Werkstätte aus ihrer künstlerischen Verarmung zu erlösen.

Was Schinkel für Berlin, war Gottfried Semper für Dresden im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts. Semper hatte als Student zu den Füssen Otfried Müllers in Göttingen gesessen. Durch dessen geistvolle Vorträge wurde er für die klassische Kunst so sehr begeistert, dass er die Bauwerke Italiens und Griechenlands an Ort und Stelle studierte. So entstand seine Neigung für die Renaissance, die er für die edelste Kunstform erklärte. Mit dieser Anschauung kehrte er nach Deutschland zurück, um dieselbe in Dresden als Lehrer und Künstler in Theorie und Praxis durchzuführen. Der Bau des Hoftheaters war epochemachend. Für alle Arbeiten entwarf er bis ins einzelne die Zeichnungen nnd überwachte die Ausführung in der Werkstatt. So gestalteten sich Wandbekleidung, Deckendekoration, Holztäfelung, Möbel und Geschirr zum harmonischen Ganzen. Doch begnügte er sich nicht mit der Veredelung der architektonischen und dekorativen Formen, sondern er brachte besonders auch die Farbe wieder zur Anerkennung. Der damals herrschende Empirestil fiel nicht bloss durch seine phantasielosen Formen, sondern auch durch seine nüchternen und monotonen Farben auf. Da wandte Semper das System der Polychromie der Alten für Deutschland entsprechend an. Er wies nach, dass auch die Griechen von der Farbe einen weitreichenden Gebrauch gemacht hatten und dass nur Natur und Kunst in ihrem Zusammenhange künstlerische Harmonie erzeugen könnten.

So sehen wir, wie zwei geniale Architekten in die Werkstatt hinabgestiegen sind, um dem Handwerk wieder einen künstlerischen Zug zu geben und Kunst und Handwerk wieder näher zu bringen.

Es ist dann noch eines Mannes zu gedenken, der auf andere Weise dasselbe Ziel zu erreichen suchte. Es ist der Versuch des früheren Regierungsrats Freiherrn von Minutoli in Liegnitz, durch eine Sammlung mustergiltiger Gegenstände aus den verschiedenen Zweigen des Handwerks und der Kunstindustrie das Kunstgewerbe in bessere Bahnen zu lenken. Un-

anffällig hatte dieser Frennd des Kunstgewerbes eine grossartige Sammlnng der edelsten Erzeugnisse des Kunst- und Gewerbefleisses der gebildetsten Völker der Vergangenheit und Gegenwart znsammengebracht. Er erhoffte von dem nnmittelbaren Anschauen und Benutzen der Originale nachhaltigere Wirkungen, als von einer abstrakten Formenlehre und von Zeichnungen, wie die Vorbilder von Schinkel sie darboten. Die Arbeiten in Holz und Stein, in Glas, Thon, Metall, in Leder, Wolle und Seide zeigten nicht bloss, was kunstgeschickte Hände aus diesen Stoffen zu machen verstanden, sondern auch, wie sie allmählich zu dieser Vollendung sich emporgeschwungen hatten. Die Sammlung enthielt nämlich Werke der einfachsten Form und führte stufenweise zu den feineren und feinsten Kunstwerken über. Sie stellte somit eine anschanliche Geschichte der Technik dar, wie sie lehrreicher nicht gedacht werden kann. Eine Sammlung von Materialien, Werkzeugen und Stoffen trat ergänzend hinzn. Indessen vermochte auch diese herrliche Sammlung den Sinn für schöne Formen nicht nnmittelbar zu erwecken und die Hand des Arbeiters zur Nachbildnng zu reizen. Dieselbe gelangte erst später zur vollen Geltung.

Woran lag es nun, dass die ersten Anregungen so wenig Früchte zeitigten und nachhaltig wirkten? Einmal daran, dass die Bestrebnngen, das Handwerk anf eine höhere Stufe zu heben, nur vereinzelt auftraten. Zum anderen daran, dass der gegebene Anstoss ein örtlich beschränkter blieb. Es fehlte der Bewegung an Breite und Tiefe.

Inzwischen wurde das Verwüstungswerk mehr oder weniger fortgesetzt. Getäfelte Wände wurden abgerissen und zerschlagen, um durch geschmacklose Papiertapeten ersetzt zu werden. Prächtige zinnerne Krüge, Kannen und Schalen wurden zu — Esslöffeln umgeschmolzen. Farbige Skulpturen in Kirchen, Klöstern und Rathäusern wurden übertüncht, und die weisse Farbe beherrschte alles. Die herrlichsten alten Truhen und Schränke wurden pietätlos verschlendert, oder man liess sie in der Rumpelkammer vom Wurm zerfressen.

Aber wie ein Blitz fuhr in diese Zeit des mangelnden Kunstverständnisses die erste internationale Industrie-Ausstel-

lung in London im Jahre 1851. Deutschland, aber auch England nnd andere Nationen — Frankreich allein ausgenommen — gingen mit einer beschämenden, aber heilsamen Lehre aus dem industriellen Wettbewerb heim. Die Kunstindustrie Europas, die sich seit Jahren hatte gehen lassen, wnrde recht unsanft aufgerüttelt. Unverkennbar hatte die orientalische Kunstindustrie die europäische überflügelt. Den halbbarbarischen Völkern des Orients, vor allen den Indern, musste die Palme zuerkannt werden. Diese Wahrnehmung regte die Engländer so anf, dass sie sofort auf Abhilfe sannen. Kein geringerer als der Prinzgemahl von England, der die Weltausstellung ins Leben gerufen, ergriff die Initiative zur Hebung des Kunsthandwerks. Er berief den seit 1849 im Exil in England befindlichen Gottfried Semper, den ehemaligen Direktor der Bau-Akademie in Dresden, um zunächst über die Organisation eines besseren knnstgewerblichen Unterrichts Vorschläge zu machen. So wnrde der Grund zu dem berühmten Süd-Kensington-Mnseum gelegt, welches zur Förderung des Unterrichts auf dem Gebiete der industriellen Kunst dienen sollte. Auch forschte man eifrig nach mustergiltigen Gegenständen des Kunstgewerbes. Leider wurde auch viel wertvolles Bildungsmaterial aus Dentschland entnommen und dem Kensington-Museum zugeführt.

In Deutschland erblickte man zwar in den Erfolgen Englands einen Fingerzeig, dass alle Anstrengungen gemacht werden müssten, die Arbeiter tüchtig im Zeichnen auszubilden und ihren Schönheitssinn durch Vorführung guter Muster in Mnseen und Sammlungen zu entwickeln. Doch ging man zunächst nur in Bayern und Württemberg in der bezeichneten Richtung vor. Endlich erkannte man auch in Preussen die grosse Bedeutung der Hebung des Handwerks in technischer und künstlerischer Hinsicht. Die erste Anregung dazu ging von einer Stelle aus, die mit dem geistigen Urheber der ersten Weltausstellung durch die engsten Familienbande verknüpft war. Ihre Kaiserlichen Hoheiten der Kronprinz und die Frau Kronprinzessin waren nur zu sehr den Fortschritten ihres Heimatlandes znr Hebung seiner Kunstindustrie gefolgt, um nicht den lebhaften Wunsch zu hegen, gleichartige Einrichtungen in Preussen verwirklicht zu sehen. Auf ihre An-

regung gründete im Jahre 1867 eine Anzahl Künstler, Gelehrte nnd Volksfreunde unter dem Namen „Deutsches Gewerbe-Museum“ zu Berlin einen Verein zu dem Zwecke, den Gewerbtreihenden die Hilfsmittel der Kunst und Wissenschaft zugänglich zu machen. Die erste Unterkunft fand das Museum bekanntlich in dem Gropius'schen Diorama in der Stallstrasse, in einem Ranme, der zwar äusserlich klassischen Stil bekundete — war doch die Façade des Vorderhauses von Schinkel entworfen —, im Innern aber einen einfachen Schnppen darstellte. Trotz der ausgezeichneten Kräfte, die das Publiknm durch Vorlesungen über kunstgewerhliche Themata für die Bestrebungen des Mnseums zu erwecken suchte und trotz des mannichfachen Materials, welches die Sammlungen des Museums hoten, ist es doch nicht gelungen, einen grösseren Kreis für dieselhen zu interessieren.

Günstiger gestalteten sich die Verhältnisse infolge des französischen Krieges. Als die deutschen Arheiter aus Paris verwiesen wurden und in ihre Heimat zurückkehrten, war es nicht bloss eine Pflicht des Patriotismus, diesen Verstossenen Arbeit zn geben, sondern diesen wurden auch gern die Thüren der Werkstätten erschlossen, weil man den Wert der in Frankreich gewonnenen künstlerischen Schulung hier hald erkannte. Erfuhr so das Kunstgewerbe in mancher Hinsicht eine Belehung, so wurde andererseits dnrch Veranstaltung von Wander-Ausstellnngen solcher Besitzstücke des Museums, welche ohne allzugrosse Gefahr einem Eisenbahntransport unterworfen werden konnten, das Interesse für die Sache in möglichst weite Kreise getragen. Auch wurde es infolge der geschickten Geschäftsleitung ermöglicht, dass im Jahre 1871 die Firma Haas & Söhne in Wien eine umfangreiche Ausstellung orientalischer Kunstteppiche und Gobelins in Berlin ausstellte, eine Veranstaltung, der im Jahre 1872 die Ausstellung älterer kunstgewerblicher Gegenstände im Königlichen Zeughause folgte. Letztere gewann dadurch eine besondere Bedeutung, dass sie den Inhalt der Königlichen Kunstkammer in Verbindung mit der Sammlung des Gewerhe-Museums zeigte. Auffälligerweise war die Königliche Kunstkammer in ihrem Werte bis dahin wenig hekannt, obschon sie einen reichen Schatz von Musterstücken für alle

Arten kunstgewerblicher Arbeiten harg und Zeugnis davon ablegte, dass schon Anfang dieses Jahrhunderts Ansätze von Bestrebungen zu finden sind, welche auf die Sammlung edler kunstgewerblicher Arbeiten gerichtet waren. Sobald nun diese Stücke der Königlichen Kunstkammer an das Tageslicht kamen und geordnet dem Publikum gezeigt wurden, staunte man über den äusserst wertvollen Besitz. Auf Grund dieser Ergebnisse wurde im Jahre 1874 auf Veranlassung Sr. Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen ein vollständiger Plan ausgearbeitet, auf welchen hin die kunstgewerblichen Teile, im Ganzen etwa 6500 Stück, dem Kunstgewerbe-Museum übergeben wurden. Nunmehr wurde Se. Königliche Hoheit der Kronprinz zum Protektor des Kunstgewerbe-Museums Allerhöchst ernannt. Wer war geeigneter dazu als Er! Von früh an mit der hellenischen Welt in ihren reinsten Erscheinungen vertraut, wurde er auf den weiteren und zahlreichen Reisen auch mit den Kunstschätzen der anderen europäischen Länder bekannt. Aber soviel Freude der Kronprinz an der Kunst und ihren Werken hatte, so würde ihn doch der misskennen, welcher in der Energie, mit welcher er sich den Aufgaben seines Protektorates zuwandte, nur einen Ausfluss fürstlicher Liebhaberei sähe. Vielmehr war alles, was er auf diesem Gebiete that, von dem Wunsche eingegeben: „Förderung, Freude, Belehrung durch die Wirksamkeit dieser Anstalt in die weiten Kreise des Volkes zu tragen.“ „Wir wissen“, sagte er, „wie in den Tagen unseres grössten nationalen Unglücks der Gedanke an die idealen Ziele des Menschen sich schöpferisch stark und lebendig erwies. Es gilt heute mehr denn je, diese Ideale unserem Volke wieder zu erschliessen.“

Vom Anbeginn der Thätigkeit des Allerhöchsten Protektorats an liess sich erkennen, dass der Rahmen, welcher die bisherigen Sammlungen umschlossen hatte, gesprengt sei, und dass den gesteigerten Forderungen nur in einem weiteren Raume genügt werden könne. Nachdem schon früher die Begründung der National-Gallerie für die deutschen Kunstwerke der Malerei beschlossen war, wurde diese Erweiterung der industriellen Kunsterzeugnisse in der Errichtung des Kunstgewerbe-Museums gefunden. So reifte der Plan zu dem grossen monumentalen Bau heran, der

in der kurzen Zeit von vier Jahren vollendet und am 1. Oktober 1881 seiner Bestimmung übergeben wurde; ein weithin leuchtender Markstein für die Fürsorge, welche dem Kunstgewerbe in unserem Vaterlande zu teil ward! Mit Wehmut, aber auch mit Stolz gedenken wir des hohen, kunstsinnigen Protektors, mit Freuden erinnern wir uns des schöpferischen Meisters Martin Gropius, der in Gemeinschaft mit Henno Schmieden das Werk begonnen hat, und anderer edler Männer, die bei der Errichtung und Einrichtung des Museums mitgewirkt haben. —

Obschon das Museum im Vergleich zu England, den süddeutschen Staaten und Österreich verhältnismässig spät eröffnet wurde, ist es doch noch gelungen, eine reichhaltige Sammlung von Kunstschätzen aller Art zusammenzubringen. Dieses günstige Resultat verdanken wir hauptsächlich dem stillen Sammelfleiss von Kunstfreunden, deren Schätze für das Kunstgewerbe-Museum erworben wurden. So finden wir, ausser der schon erwähnten Sammlung des Regierungsrats von Minutoli, um nur die hauptsächlichsten Stücke anzuführen, die vom Professor Thaulon gesammelten alten Schnitzwerke Schleswig-Holsteins, die vom Ober-Postmeister v. Nagler gestifteten Majolika-Arbeiten, und das vom Kammermusikus Hanemann gewidmete Steinzeug und Krüge. Auf diese Weise ist noch manches schöne Stück des Kunstfleisses der alten Werkstätten gerettet. Die Majoliken und venetianischen Gläser weisen sogar eine derartige Vollständigkeit auf, dass eine Weiterbildung kaum noch nötig ist. Unter den Arbeiten in Holz und Leder befinden sich Stücke, wie der berühmte Pommer'sche Kunstschrank, der allein ein wahres Museum des deutschen Kunstgewerbes in der Blütezeit seines Schaffens darstellt.

Die Sammlung des Museums hat nun in erster Reihe die Bestimmung, dem heimischen Kunstgewerbe Vorbilder zu geben. Zu diesem Zwecke gilt es, das Vorzüglichste herbeizuschaffen, was in irgend einem Lande auf diesem Gebiete hervorgebracht ist. Dabei muss die historische Entwickelung der Formen gezeigt werden, damit die Geschmacksrichtung einer früheren Zeit nicht bloss als zufällige Laune, sondern als das Ergebnis ganz bestimmter Kunstanschauungen erscheint. Eine besondere Pflicht erwächst ferner dem

Kunstgewerbe-Museum in der Erforschung und Darstellung des heimischen Kunstgewerbes, dessen Geschichte im Vergleich mit den glänzenden Namen italienischer und französischer Künstler noch sehr im Dunkel liegt. Eine weitere Aufgabe des Museums ist die Bewahrung heimischen Kunstbesitzes vor der Verschleppung in das Ausland. Es gilt also, überall Umschau zu halten, ob noch irgendwo Kunstgegenstände vorhanden sind, die eine angemessene Ergänzung oder Bereicherung der Sammlung bilden. Für den Schutz des vaterländischen Besitzes bringt jedes Jahr weiteren Abwartens unberechenbaren Schaden. Die Möbel und Holzarbeiten nehmen natürlich innerhalb der Sammlung eine Art leitender Stellung ein. Spricht sich doch in ihnen der Formeninhalt einer bestimmten Zeit am umfassendsten aus. Zur weiteren Ergänzung des in der Sammlung gebotenen vorbildlichen Materials dient die Bibliothek mit ihren Unterabteilungen. Den eigentlichen Kern derselben bilden aber kostbare Werke kunstgewerblichen Inhalts, welche von Ihren Kaiserlichen Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin dem Museum huldvoll überlassen sind. —

Die Bücherei ist sodann durch eine Ornamentstich-Sammlung vervollständigt und stellt sogar in Bezug auf das Kostümwesen die glänzendste aller Sammlungen dar.

Wie im Süd-Kensington-Museum finden wir endlich auch im Gewerbe-Museum eine die Hauptkunstrichtungen gleichmässig berücksichtigende Kunstschule, ein Institut, das, von Gropius ins Leben gerufen, in hoher Blüte steht. Eine besondere Weihe hat diese Schule dadurch erhalten, dass Se. Majestät der hochselige Kaiser Wilhelm I. und der Prinz Heinrich zu ihren Schülern gezählt haben.

Dass aber in den künstlerischen Anschauungen des modernen Kunstgewerbes sich bereits ein Umschwung vollzogen hat, beweisen unsere Kaufhäuser und Magazine. In den Werkstätten der Möbeltischler, der Kunsttöpfer, der Glasmacher, der Beleuchtungsindustrie, der Metallarbeiter, der Weberei, des Tapetendrucks und vieler anderer Gebiete setzt man seinen Stolz darein, die Gebrauchsgegenstände des modernen Lebens künstlerisch zu veredeln. Hat man doch aufgehört, den alten Hausrat aus früheren Jahrhunderten

pedantisch nachzuahmen! Der leitende Gedanke des modernen Kunstgewerbes findet sich vielmehr in dem Bestreben, den neuen Empfindungen durch neu erdachte künstlerische Formen Ausdruck zu geben!

Vergleichen wir z. B. die jetzige Art der Herstellung von Möbeln mit der früheren Fabrikation. Es ist jetzt mit allen überflüssigen, konstruktionswidrigen Säulen und Gesimsen und den aufgeleimten Krönungen gebrochen. Der Rücksicht auf Haltbarkeit und praktische Benutzung muss sich die künstlerische Ausstattung unterordnen. Doch mit der Geschicklichkeit in der Ausnutzung selbst des kleinsten Raumes dieser Büffets, Schränke und Schreibtische ist fast überall ein ausgesuchter künstlerischer Geschmack verbunden. Allerdings wird es manchen Freund unserer heimischen Möbelindustrie aus nationalem Interesse peinlich berühren, dass man in Deutschland der Geschmacksrichtung des Auslandes so bereitwillig gefolgt ist, aber die Reformen der englischen und amerikanischen Industrie sind meist zu rationell, als dass man sich hier denselben auf die Dauer verschliessen könnte.

Wem fällt ferner der Fortschritt nicht auf, der unter den kleineren Luxusgegenständen in der Neuzeit gemacht ist? Auf keinem Gebiete ist die Einwirkung der Anschauung älterer Muster so wahrnehmbar, als auf diesem. Porzellane, Gläser und Fayencen lassen die glücklichste Nachahmung der schönen altrheinischen und altvenezianischea Trinkgläser erkennen: alte Motive in neuen, verjüngten Formen!

An den ständigen Besitz des Museums reihen sich neubelebend die Sonderausstellungen, zumeist Leihausstellungen aus fremdem Besitz, an. Die erste, eine indische Ausstellung, sandte Ihre Majestät die Königin von England als wahrhaft Königlichen Gruss dem von ihrer erlauchten Tochter und deren hohem Gemahl beschützten Institute. Es folgten die japanische und marokkanische Ausstellung und die Sammlung Riebeck. Eine Huldigung für den in Berlin versammelten medizinischen Kongress war die Ausstellung medizinischer Kunstaltertümer Nicht minder eigenartig war die erst neuerdings ins Werk gesetzte Ausstellung von Plakaten. Liess diese doch recht erkennen, welchen Wert in technischer Hinsicht und in Bezug auf künstlerischen Geschmack andere Nationen, insbesondere

die Franzosen und Amerikaner diesem Industriezweige zuwenden, während derselbe bei uns leider noch gänzlich vernachlässigt ist.

Ist auch das Hauptziel der kunstgewerblichen Bestrebungen auf die künstlerische Belebung des Handwerks gerichtet, so darf doch auch die sociale Bedeutung der Frage nicht unbeachtet bleiben. Wenn die Maschine die sociale Frage geschaffen hat, wenn die Arbeiter in der Fabrik ihre Selbständigkeit verlieren, so muss notwendigerweise jeder Gewerbebetrieb die sociale Frage lösen helfen, welcher dem Arbeiter wieder seine individuelle Arbeit ermöglicht und die Maschine auf ihr eigentliches Arbeitsfeld zurückdrängt. Beides vermag das Kunstgewerbe. Es bildet die Reaktion gegen die nivellierende Maschinenthätigkeit, die alles gleichmässig herstellt und rein mechanisch arbeitet. Der Gewerbestand darf also den Kampf gegen die Maschine ruhig aufnehmen. Die Schönheit der Erzeugnisse, der künstlerische Geschmack, das sind die Waffen, gegen welche die Maschine nichts auszurichten vermag, sie heben die Persönlichkeit des Arbeiters hoch über das Niveau des unselbständigen Maschinisten. Dadurch wird der Einzelne leistungsfähiger, es wächst die Kraft des Mittelstandes, den das Industriesystem zu vernichten droht. Mit jedem Stück Terrain, das auf diese Weise der Gewerbearbeit erschlossen wird, ist jenen Gefahren ein Stück Boden entzogen, welche mit dem Industriesystem nun einmal verbunden sind. —

Damit kommen wir zu der Frage der wirtschaftlichen Bedeutung der Kunstindustrie, die zuerst der Regierungs-Präsident von Viebahn klargelegt hat. Es lässt sich in der That nicht verkennen, dass der Staat die Kunstindustrie seines eigenen materiellen Interesses wegen fördern muss. Die Engländer in ihrer praktischen Art haben diese ganze Frage überhaupt nicht von der künstlerischen Seite, sondern von der wirtschaftlichen Seite aufgefasst. Wir Deutschen haben diese leider ganz übersehen, obwohl die charakteristische, aber auch krankhafte Folge unserer Industrie die Bildung grosser Kapitalsmassen ist. Die Kunst und Kunstindustrie machen hiervon meistens eine Ausnahme. Ihre Arbeit hebt den Wohlstand des einzelnen Hauses und der einzelnen Familie.

Aber auch an der sittlichen Seite der Frage dürfen wir nicht vorübergehen. Schiller sagt in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, „dass der Kontrast uns in Verwunderung setzen müsse, der zwischen der heutigen Form der Menschheit und der ehemaligen, insbesondere der griechischen angetroffen werde. Dem Griechen hat die Alles vereinende Natur ihre Formen erteilt, bei uns präge der Alles trennende Verstand dem Individuum seinen Typus auf. Unsere gesellschaftlichen Zustände verlangen, dass jedes Individuum eine Seite ausbilde. Daher ist keiner mehr ein ganzer Mensch, wie der alte Grieche. Wir müssen also die Harmonie in unserem Wesen wieder herstellen."

Als Mittel zu diesem Zwecke empfiehlt Schiller die Kunst. An ihren unsterblichen Mustern, an ihren Wirkungen, an ihren Lehren könne der Mensch sich wieder erheben. Und in der That, wie die Schönheit der Natur sich vor des Menschen Sinn nicht entfalten kann, ohne seinen Geist zu erhöben, so scheint auch den Wirkungen der Kunst etwas Göttliches beigemischt zu sein, das ihn vor allen schädlichen Einflüssen der körperlichen Welt beschützt. Es ist von tiefer Bedeutung, dass die griechische Sprache das *καλοκἀγαθόν*, schön und gut, wie zusammengehörige Zwillingsgeschwister immer verbunden anführt.

Schiller hat diese Wirkung der Kunst in seiner Abhandlung über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten zur Genüge nachgewiesen. Er schreibt der Kunst das Verdienst zu, die Sittlichkeit zu fördern, Gleichmass und Mässigung herbeizuführen und die Menschen zu veredeln. Er meint, die Kunst sei ein ähnlicher Anker für das Schiff des Lebens, wie die Religion; man unterlasse daher nicht, das Wohl des Menschengeschlechts an diesem starken Anker zu befestigen! —

Von unserm Kaiser wissen wir, dass er selbst künstlerisch thätig ist, einen fein gebildeten Kunstgeschmack besitzt und der Kunst, insbesondere auch der Kunstindustrie, in hervorragender Weise sein Interesse zuwendet. Möge das Kunstgewerbe unter seinem mächtigen Schutze weiter gedeihen!

Wir aber wollen unserm Königlichen Herrn in seinen edlen Bestrebungen mit Zuversicht und unverbrüchlicher Treue fol-

gen und Gottes Schutz und reichsten Segen auf Ihn herab-flehen.

Ich bitte, vereinigen Sie sich mit mir in den Ruf:

„Seine Majestät etc. lebe hoch!“

---

1. Schnaase's Kunstgeschichte.
2. Verschiedene Aufsätze und Reden von Professor Julius Lessing.

Zu dem Vortrage sind folgende Bücher etc. benutzt:

3. Die Festschrift des Kunstgewerbe-Museums.
4. Die Werke des Dr. Schwabe.
5. Ein Aufsatz von Ahrend über die kunstgewerbliche Bewegung.

II. Jahresbericht der Akademie

für das Jahr 1895/96.

Vom Sekretär der Akademie Professor Dr. **Heinzelmann.**

a. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Thätigkeit der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften vom 15. Februar 1895 bis zum 30. April 1896.

1. Die Sitzungen der Akademie wurden in üblicher Weise allmonatlich an einem Mittwoch, im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr abends im Sitzungssaale der Königlichen Regierung abgehalten. Während der Berichtszeit fanden im ganzen 21 Sitzungen statt, unter ihnen 6 Senatssitzungen, 9 ordentliche, 5 öffentliche und 1 ausserordentliche. Unter den 14 Vorträgen, welche in den ordentlichen und öffentlichen Versammlungen gehalten wurden, waren 5 geschichtliche, (2 litteraturgeschichtliche, 1 rechtsgeschichtlicher, 1 kulturgeschichtlicher, 1 kunstgeschichtlicher), 2 archäologische, 2 litterarische, 1 philosophischer, 1 juristischer, 1 sprachwissenschaftlicher, 1 kriegswissenschaftlicher und 1 sozialwissenschaftlicher. Soweit dieselben nicht in diesem Hefte veröffentlicht sind, bringen wir unten (Abschnitt b) eine Skizze ihres Inhalts.

2. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren.

a. Neu ernannt sind im ganzen 13 Herren:

1) Zu Ehrenmitgliedern folgende drei Herren:

a) Am 11. März 1895 Seine Durchlaucht der Fürst **Bismarck**, Herzog von Lauenburg.

Höchstderselbe nahm die Wahl durch folgendes, mit höchsteigener Namensunterschrift versehenes, an den Sekretär der Akademie gerichtetes Schreiben dankend an:

Friedrichsruh, 16. März 1895.

Euerer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 12. d. M. habe ich mit verbindlichstem Danke erhalten und werde mir die Ernennung zum Ehrenmitgliede der königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zur Ehre anrechnen. gez. v. Bismarck.

Das Diplom der Ernennung wurde dem Altreichskanzler in einer von dem hiesigen Buchbindermeister Julius Emanuel Walz sauber und geschmackvoll gearbeiteten, schön gepressten und mit dem Wappen der Akademie, sowie der Stadt Erfurt versehenen Kapsel zu höchstdessen 80. Geburtstage, dem 1. April 1895, von der Akademie übersandt.

b) Am 18. Dezember 1895 Herr Geheimer Hofrat Dr. theol. und phil. Johann Gustav Stickel, ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen, der Nestor der Universität Jena.

Der ehrwürdige 91jährige Greis, welcher noch mit Goethe in dem jetzt von Herrn Kirchenrat Professor D. Hilgenfeld bewohnten Frommann'schen Hause (Fürstengraben 7) persönlich verkehrt hatte, richtete unter dem 22. Dezember cr. folgendes liebenswürdige Schreiben an die Akademie:

Hochverehrliche Königliche Akademie
gemeinnütziger Wissenschaften!

Dass es auch für ein hohes Greisenalter noch herzerfreuende Momente gibt, dessen bin ich in wahrhaft ergreifender Weise beim Empfange Ihrer gewogentlichen, überraschenden Mittheilung inne geworden, wonach die altberühmte Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften mich einstimmig zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt hat.

Prüfend zurückschauend auf meine Vergangenheit kann ich nur meine achtundsechzigjährige akademische Lehrthätigkeit als den Beweggrund denken, welche mir den Beifall und die hohe Auszeichnung der Königlichen Akademie zugewendet hat.

Zwar nur mittelbar, meine ich, den gemeinnützigen Wissenschaften gedient zu haben durch die Saat praktischer und zugleich dem Idealen geweihter Gedanken, die ich in die Seelen Tausender meiner Zuhörer gestreut habe; aber ich glaube, gemeinnützlich gewirkt zu haben. Es beglückt mich, in der mir zugedachten Ehrung eine Bestätigung davon finden zu dürfen, die ich mit tiefstem Dankgefühl annehme.

In ehrerbietiger Ergebenheit verharre ich

einer hohen Akademie
gehorsamer
D. Johann Gustav Stickel,
Geheimrath.

Jena,
den 22. Dezbr.
1895.

Wenige Wochen nach Absendung des Diploms empfing die Akademie die erschütternde Nachricht von dem plötzlichen Tode des hochverdienten Orientalisten.

c) Ebenfalls am 18. Dezember 1895 Herr Dr. med. Bernhard Schuchardt, Geheimer Regierungs- und Obermedicinalrat, vortragender Rat im Herzoglich Gothaischen Ministerium in Gotha, der mit warmen Worten des Dankes die Wahl annahm.

2) Zu ordentlichen Mitgliedern wurden folgende vier in Erfurt wohnhafte Herren ernannt:

Herr Pastor Alfred Fritzsche,
„ Realgymnasialoberlehrer Dr. Karl Martens,
„ Justizrat Bruno Huschke und
„ Regierungs- und Baurat Friedrich Kleinwächter;

3) zu auswärtigen, korrespondierenden Mitgliedern folgende sechs Herren:

Am 11. März 1895 Seine Excellenz der Wirkliche Geheime Rat Herr Dr. Gustav Freytag in Wiesbaden.

Im folgenden, an den Sekretär der Akademie gerichteten Schreiben erklärte sich Seine Excellenz zur Annahme der Wahl bereit.

Wiesbaden, 13. März 1895.

Hochverehrter Herr!

Dankbar für die Ehre, welche der Senat der königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften mir durch die Ernennung zum auswärtigen korrespondierenden Mit-

gliede zu erweisen beabsichtigt, erkläre ich Ihnen meine Bereitwilligkeit, die Wahl anzunehmen.

Indem ich Ihnen und dem Senate mich in ausgezeichneter Hochachtung empfehle, habe ich die Ehre, mit besten Wünschen für das Wohl der Akademie zu sein

Ihr

ergebenster

Dr. Gustav Freytag.

Ferner die Herren:

Dr. Max Voretzsch, Sekretär der naturforschenden Gesellschaft in Altenburg,

Gymnasialdirektor Dr. Ferdinand Schultz in Charlottenburg,

Gymnasialdirektor Dr. Friedrich Schröter in Burgsteinfurt,

Geheimer Hofrat Gymnasialdirektor Dr. Gustav Richter in Jena, Vorsitzender des Vereins für Thüringer Geschichte und Altertumskunde,

Pastor Otto Albrecht in Naumburg a. S.

b. Durch den Tod hat die Akademie leider verloren folgende Mitglieder:

1) Das Ehrenmitglied Herrn Geh. Hofrat Professor Dr. theol. und phil. Johann Gustav Stickel in Jena am 21. Januar 1896. (S. oben Seite 252).

J. G. Stickel, geb. 18. Juli 1805 zu Eisenach, studierte in Jena, wo er sich 1827 in der theologischen Fakultät habilitierte, nach seiner Rückkehr von einer 1829—30 nach Paris zu Silverte de Sacy unternommenen Studienreise ausserordentlicher Professor, 1848 in der philosophischen Fakultät ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen wurde. Besonderen Ruf genosss St. als Numismatiker; auf dem Gebiete der orientalischen, besonders der mohammedanischen Münzkunde galt er als Autorität. St. veröffentlichte u. a. „Handbuch zur morgenländischen Münzkunde“ (2 Bde., Leipzig, 1845 und 1870), „Das Buch Hiob, rythmisch gegliedert und übersetzt“ (ebd. 1842), „De gemma Abraxea nondum edita“ (Jena 1848), „Das Etruskische durch Erklärung von Inschriften und Namen als semitische Sprache erwiesen“ (Lpz. 1858), „Das Hohelied in seiner Einheit und dramatischen Gliederung mit Übersetzung“ (Brl. 1888). Er starb in Jena nach einer

achtundsechzigjährigen reich gesegneten akademischen Lehrthätigkeit im Alter von 91 Jahren.

2) Das ordentliche Mitglied der Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium Herr Professor Dr. Gustav Auermann, am 26. September 1895. (S. den Nekrolog Abschnitt III.)
3) Das auswärtige, korrespondierende Mitglied Seine Excellenz der Wirkliche Geheime Rat Herr Dr. Gustav Freytag in Wiesbaden, am 30. April 1895. (S. Abschnitt I, No. 5.)
4) Das auswärtige, korrespondierende Mitglied, der Grossherzoglich sächsische Geheime Hofrat Bergfeld in Weimar am 19. April 1896.

3. An Druckschriften sind der Bibliothek der Akademie übersandt und zwar zunächst

a. als Geschenke folgende Werke:

1) Vom Vicepräsidenten der Akademie, Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele:
   Ein Theaterzettel der sog. Hamburger Entreprise 1767—69).
2) Vom Sekretär der Akademie, Prof. Dr. Heinzelmann: Zwei Sonderabdrücke des Vortrages:
   Der Protestantismus als Kulturprinzip der Neuzeit.
3) Vom ordentlichen Mitglied Herrn Pastor Fritzsche:
   Kindertaufe und Wiedertaufe. Ein Vortrag. Altenburg, 1890.
4) Vom ordentlichen Mitglied Herrn Divisionspfarrer Falke:
   Buddha, Mohamed, Christus. 1. Teil, Vergleich der drei Persönlichkeiten. 1896, Gütersloh. Bertelsmann.
5) Von folgenden auswärtigen, korrespondierenden Mitgliedern:
   Von Herrn Gymnasialdirektor Dr. Ferd. Schultz in Charlottenburg: Aeschylus' Agamemnon, in Musik gesetzt. Berlin, 1896.
   Von Herrn Pfarrer Wiegand in Mittelhausen:
   August Neanders Leben. 2. A. Erfurt. Bartholomäus.
   Von Herrn Pastor Dr. Georg Schmidt in Sachsenburg:
   Stammtafel der Familie von Wulffen. 1895.
   Stammtafel der Familie von Pfeil. 1896.

Von Herrn Musikdirektor Ludwig Meinardus in Bielefeld: Eigene Wege. Ein Roman. Bremen 1895.

Von Herrn Dr. Max Voretzsch in Altenburg:

1. Untersuchung einer speziellen Fläche konstanter mittlerer Krümmung. Dissertation. Göttingen, 1883.
2. Ein Blick auf die Vergangenheit der Stadt Altenburg. Altenburg, 1890.
3. Altenburg zur Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa. Altenburg, 1891.
4. Zur Erinnerung an Professor Dr. Karl Eduard Zetzsche. Altenburg, 1894.
5. Bericht über die Thätigkeit der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes, die Zeit vom 1. Juli 1892 bis 30. Juni 1894 umfassend. Altenburg, 1894.
6. Bericht über die Feier des 75jährigen Bestehens der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes am 8. und 9. Oktober 1892. Altenburg, 1894.
7. Den Manen Galileo Galileis. Altenburg, 1894.

Ausserdem sind uns noch von den Herrn Verfassern folgende Werke übersandt worden:

Prof. Dr. Barthels: Geschichtliche Episode aus dem Leben einer Universitätsstadt. Frankfurt a. M., 1894.

„ Lehrbuch der Stereometrie und Trigonometrie. Wiesbaden, 1893.

„ Die biblischen Wunder. Stuttgart 1895.

Bugge: Etruskisch und Armenisch. I. Christiania, 1890.

Wellner: Einleitung zur Geschichte der Wissenschaften. Paris, 1895.

Den freundlichen Gebern sagen wir auch an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank.

b. Die gelehrten Gesellschaften, Akademieen und Vereine des In- und Auslandes, mit denen unsere Akademie ihre Schriften austauscht, sind unten (Abschnitt V, b.) verzeichnet. Wir bitten, das nachstehende Verzeichnis zugleich als Empfangsbescheinigung für diejenigen Sendungen anzusehen, deren Empfang wir nicht durch eine besondere Karte testiert haben, namentlich für die laufenden Zeitschriften.

4. Wir schliessen unsern Bericht mit folgenden Mitteilungen aus der Chronik der Akademie.

Am 10. März 1895 vormittags 11¾ Uhr ward dem Vicepräsidenten und dem Sekretär der Akademie huldvollst eine Audienz bei Seiner Königlichen Hoheit dem Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha auf dem Schlosse Friedenstein in Gotha gewährt.

Am 16. April a. ej. hatten die beiden genannten Vertreter der Akademie die hohe Ehre, von Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach 12 Uhr mittags in dem Grossherzoglichen Schlosse zu Weimar in Audienz empfangen zu werden.

Am 17. Mai reiste der Vicepräsident der Akademie, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele nach Berlin, um eine Audienz bei dem Präsidenten der Akademie, Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Georg von Preussen, sowie bei Seiner Excellenz dem Herrn Kultusminister Dr. Bosse behufs Verbesserung der materiellen Lage der Königlichen Akademie nachzusuchen. Seine Königliche Hoheit war leider durch Unpässlichkeit verhindert, den Herrn Vicepräsidenten in Audienz zu empfangen. Auch Seine Excellenz war zur Zeit in Berlin abwesend. Dagegen ward Herr Direktor Dr. Thiele von dem Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium Herrn D. Weyrauch empfangen, welcher in wohlwollendster Weise seine Unterstützung in der vorliegenden Angelegenheit in Aussicht stellte.

Aus Anlass des am Anfang Oktober 1895 in Erfurt abgehaltenen 6. evangelisch-sozialen Kongresses, auf welchem auch die Frauenfrage behandelt wurde, beschloss der Senat in einer Sitzung am 23. Oktober ein die Frauenfrage berührendes Thema als Preisaufgabe für das Jahr 1896 zu stellen. Wir teilen die Verhandlungen der Preiskommission hinsichtlich der Wahl des Themas unter den Sitzungsberichten der Akademie (S. unten Abschnitt II, h. S. 264 ff.) und den Wortlaut des Themas mit den dazu veröffentlichten Erläuterungen mit. (S. unten Abschnitt IV.)

Den beiden bereits früher (s. Jahresheft XXI der Neuen Folge S. 109) von der Comenius-Gesellschaft zu Di-

plom-Mitgliedern derselben ernannten Vicepräsidenten und Sekretär der Akademie sind gegen Ende des Jahres 1895 von dem Vorsitzenden der Gesellschaft, Herrn Archivrat Dr. Ludwig Keller in Charlottenburg, die geschmackvoll ausgefertigten Diplome übersandt worden. Die bekannten freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen unserer Akademie und der Comenius-Gesellschaft seit Bestehen der letzteren vorhanden gewesen sind, haben dadurch aufs neue einen äusseren Ausdruck gefunden. Wir unterlassen nicht, auch an dieser Stelle noch einmal unsern verbindlichsten Dank zu bezeugen.

---

b. Sitzungsberichte.

Erste Sitzung.

Ordentliche Sitzung.

Erfurt, den 20. Februar 1895.

Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Oberst und Regimentskommandeur Oberg hält einen Vortrag über das Thema: „Wissenschaft und moralische Faktoren in ihrem Einfluss auf den Krieg.“ Die Grundgedanken des Vortrages waren folgende:

Der Krieg ist eine Kunst und keine Wissenschaft, denn in ihm ist das Können das Entscheidende.

Zum Erlernen des Könnens aber ist eine Anzahl Wissenschaften nöthig, als deren hauptsächlichste zu nennen sind: Geschichte, Naturwissenschaften, Mathematik, Sprachen, Geographie, dann noch die besonderen: Strategie, Taktik, Kriegsgeschichte, Waffenlehre, Befestigungs- und Belagerungskunst, Terrainlehre, Militärrecht und Militärhygiene. Der Nutzen der meisten genannten Hilfswissenschaften liegt auf der Hand, betreffs der Naturwissenschaften muss bemerkt werden, dass deren Beherrschung für einzelne Offiziere durch die Fortschritte in der Kriegstechnik zur unabweislichen Notwendigkeit geworden ist.

Die Geschichte zeigt, dass die Kriege nicht in stetig fortschreitender Vervollkommnung geführt werden, sondern dass bei ihnen, wie bei andern Künsten, öfter ein durch die Kulturzustände bedingter Höhepunkt erreicht wird und dann wieder ein Rückgang eintritt, ja dass sogar auch um die Wende des 15. Jahrhunderts von einer Renaissance der Kriegskunst gesprochen werden kann.

Von grossem Interesse ist es, zu verfolgen, wie die verschiedenen bekannteren Heerführer zu den Wissenschaften sich gestellt haben: wenn sich auch in der Mehrzahl bei ihnen eine Hinneigung, sogar eine Förderung, feststellen lässt, so kann andrerseits nicht geleugnet werden, dass es auch hervorragende Feldherrn gegeben hat, denen die Wissenschaften gänzlich fremd waren, darunter gerade volkstümliche Helden.

Dieses giebt zu denken und fordert dazu auf, denjenigen Eigenschaften nachzugehen, die dem Führer eigen sein müssen, und wir kommen zu dem Schlusse, dass das Wissen und auch das Können nur die Vorbedingungen zu einer erspriesslichen Thätigkeit bilden, für die eigentliche Soldaten- und Feldherrnthätigkeit aber die Eigenschaften des Charakters in den Vordergrund treten, da die moralischen Faktoren bei allen Kriegsbegebenheiten die ausschlaggebende Rolle spielen.

Die Friedensübungen können ihrer Natur nach nur in geringem Masse diese Faktoren zu beherrschen lehren, und die Frage nach der Bewahrung der Kriegstüchtigkeit im Frieden beantwortet sich dahin, dass die Erhaltung der kriegerischen Tugend nur in der Arbeit, in der bis zur höchsten Anspannung getriebenen Thätigkeit des Heeres beruht. Der Hinblick auf die in unserm Heere richtig geleitete, tüchtige Arbeit muss mit Hoffnung auf die Zukunft erfüllen.

Zweite Sitzung.

Sitzung des Senates.

Erfurt, den 20. März 1895.

Der Vicepräsident berichtet über den Verlauf der ihm und dem Sekretär der Akademie von Seiner Königlichen Hoheit dem Herzoge Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha im Schlosse Friedenstein zu Gotha am 10. März vormittags 11¾ Uhr huld-

vollst gewährten Audienz. Der Senat erledigt einige geschäftliche Angelegenheiten.

Dritte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 20. März 1895.

Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Dr. med. Zschiesche hält einen Vortrag über: „Die heidnischen Kultusstätten in Thüringen.“ Derselbe ist in diesem Jahreshefte vollständig abgedruckt. (S. oben Abschnitt I, No. 4.)

Vierte Sitzung.

Sitznng des Senates.

Erfurt, den 8. Mai 1895.

Der Vicepräsident berichtet über den Verlauf der ihm in Gemeinschaft mit dem Sekretär der Akademie am 16. April d. J. von seiten Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar im Grossherzoglichen Schlosse zu Weimar gnädigst erteilten Audienz. Der Senat erledigt dann verschiedene geschäftliche Angelegenheiten.

Fünfte Sitzung.

Ordentliche Versammlnng.

Erfurt, den 8. Mai 1895.

Der Vicepräsident fordert zum Beginn der Sitzung die versammelten Mitglieder der Akademie auf, sich behufs Ehrung des Andenkens des am 30. April in Wiesbaden verstorbenen auswärtigen Mitgliedes der Akademie Seiner Excellenz des Wirklichen Geheimen Rates Dr. Gustav Freytag von den Plätzen zu erheben. Dies geschieht.

Nach Erledigung einiger geschäftlicher Angelegenheiten ergreift der Vicepräsident, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele das Wort zu seinem Vortrage über das Thema: „Aus eines Dichters Werkstatt. Ein Beitrag zur Charakteristik Ferdinand Freiligraths.“ Derselbe ist in diesem Jahresheft vollständig abgedruckt. (S. oben Abschnitt I, No. 2.)

Sechste Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 29. Mai 1895.

Das Mitglied des Senates der Akademie Herr Schuldirektor a. D. Neubauer hält einen Vortrag über das Thema: „Zur Erinnerung an Gustav Freytag.“ Auch dieser Vortrag ist oben (Abschnitt I, No. 5) vollständig abgedruckt.

Siebente Sitzung.

Sitzung des Senates.

Erfurt, den 29. Mai 1895.

Der Vicepräsident erstattet eingehenden Bericht über seine am 17. und 18. Mai d. J. in den Angelegenheiten der Akademie unternommene Reise nach Berlin, über die von ihm nachgesuchte Audienz bei Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Georg von Preussen und bei Seiner Excellenz dem Herrn Staatsminister D. Dr. Bosse, sowie über eine Unterredung mit dem Unterstaatssekretär im Kultusministerium Herrn D. Weyrauch.

Achte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 19. Juni 1895.

Das Mitglied des Senates der Akademie Herr Schuldirektor a. D. Neubauer hält einen Vortrag über das Thema: „Bemerkungen zu Dante, insonderheit zum ersten Gesang der Hölle.“

Der Vortrag beschäftigte sich nach einigen geschichtlichen Bemerkungen über den Dichter und sein Werk, zunächst mit der Beantwortung der Frage, was dem letzteren einen so hohen Ruhm verschafft habe, dass es von den Erklärern sehr bald als die göttliche Komödie bezeichnet wurde. Das erste Verdienst, welches Dante sich durch diese seine grösste Dichtung erwarb, war, dass er dadurch eine einheitliche italienische Sprache, zunächst für die Poesie, weiterhin aber auch für die schriftliche Darstellung überhaupt, schuf; das zweite, dass er

eine staunenswerte Gelehrsamkeit in ihr niederlegte und einer ebenso bewunderungswürdigen dichterischen Gestaltungskraft dienstbar machte; das dritte, dass er diese reichen Mittel in den Dienst seines Vaterlandes stellte, indem er die dasselbe zerfleischenden Parteiungen, Laster und Verbrechen aufs schärfste und unerschrockenste geisselte. Der Vortrag ging dann zur Besprechung der Art und Weise über, wie die Divina commedia dem Verständnis des deutschen Lesepublikums durch Erklärung und Übersetzung näher gerückt worden ist, und fand, dass in beiderlei Hinsicht des Guten zu viel geschehen ist, indem die Erklärer, nicht zufrieden mit dem wörtlichen und dem allegorischen Sinn, vielen Stellen auch noch eine politische oder mystische Bedeutung unterzulegen suchten, die Übersetzer aber in dem Bestreben, der Versform gerecht zu werden, der Deutlichkeit der Übersetzung Eintrag gethan haben. Um zu zeigen, dass manche der vielbesprochenen Dunkelheiten des Gedichts mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit bestehen, gab der Vortragende eine Übersetzung des ersten Gesangs der Hölle in Prosa und erläuterte denselben, indem er zunächst und vor allem den wörtlichen Sinn zur Geltung kommen liess, dann die freilich nirgends abzuweisende allegorische Bedeutung — des Waldes mit seinen Schrecknissen, der Nacht und den drei wilden Tieren, des vor ihm liegenden, von der Morgensonne bestrahlten Berges, der Erscheinung des Dichters Virgil und seiner Prophezeihung des Windhundes, welcher die Wölfin verjagen wird u. s. w. — in einfachster Form hinzufügte, die politischen und sonstigen Beziehungen aber auf das Mass des Notwendigsten beschränkte. Es ergab sich bei dieser Behandlungsweise, dass die meisten Stellen einen vollständig klaren Sinn enthalten, einzelne aber dunkel bleiben, die jedoch durch geschraubte und weit hergeholte Erklärungsversuche nur noch dunkler gemacht werden. Schliesslich wurde die Frage erörtert, welcher Dichtungsart die Divina commedia zugezählt werden müsse; es ergab sich, dass sie weder zu den epischen noch zu den didaktischen Gedichten gerechnet werden kann, sondern sui generis ist.

Neunte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 18. September 1895.

Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Landgerichtsdirektor Herrmann hält einen Vortrag über: „Die Geschichte des Sachsenspiegels.“ Derselbe ist in diesem Jahresbericht vollständig abgedruckt. (S. oben Abschnitt I, No. 7.)

Zehnte Sitzung.

Öffentliche Versammlung.

Erfurt, den 16. Oktober 1895.

Den ersten öffentlichen Wintervortrag der Akademie hielt das Mitglied des Senates der Akademie, Herr Schuldirektor a. D. Neubauer vor einer grösseren Versammlung über: „Gustav Freytags Leben und Schriften.“ (Vergl. Abschnitt I, No. 5.)

Elfte Sitzung.

Sitzung des Senates.

Erfurt, den 23. Oktober 1895.

Der Senat bewilligt auf Vorschlag des Vicepräsidenten dem hiesigen Geschichts- und Altertumsverein behufs Herstellung einer archäologischen Karte von Thüringen einen Zuschuss von 50 Mark. Der Senat beschliesst, eine Preisfrage für das nächste Jahr auszuschreiben und eine aus drei Mitgliedern des Senats bestehende Kommission zu wählen, welche das Thema bestimmen und dem Vicepräsidenten ihre Beschlüsse mitteilen soll. In die Kommission werden gewählt die Herren Oberregierungsrat Lucanus, Schuldirektor a. D. Neubauer und der Sekretär der Akademie. Letzterer setzt unter Zustimmung der beiden andern Glieder den Tag für die Sitzung der Kommission fest.

Zwölfte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 30. Oktober 1895.

Der Vicepräsident giebt zum Beginn der Sitzung den schmerzlichen Gefühlen der Mitglieder der Akademie über den

durch den am 26. September erfolgten Tod des Oberlehrers am Königlichen Realgymnasium Herrn Professor Dr. Gustav Auermann erlittenen Verlust einen Ausdruck. Die Versammlung erhebt sich zur Ehrung des Andenkens des Verstorbenen von den Plätzen.

Das auswärtige korrespondierende Mitglied der Akademie, Herr Gymnasiallehrer Dr. Schreiber aus Schleusingen hält einen Vortrag über: „Die heutige Limesforschung zwischen Main und Neckar.“ Der Vortrag beruhte auf eigenen Forschungen und bot eine treffliche Veranschaulichung des Gegenstandes durch graphische Darstellungen. An denselben knüpfte sich eine lebhafte und anregende Debatte, an der sich ausser dem Vortragenden besonders die Herren Dr. Thiele, Dr. Zschiesche, Herrmann, Oberg und Dr. Breysig beteiligten.

Dreizehnte Sitzung.

Sitzung der Preiskommission.

Erfurt, den 6. November 1895.

Der zum Vorsitzenden der Kommission gewählte Sekretär der Akademie teilt zunächst die von ihm vorgeschlagene Geschäftsordnung mit. Es handle sich darum, zuvörderst einen geschichtlichen Rückblick zu werfen auf die im Jahre 1892 beim Ausschreiben der letzten Preisaufgabe gewonnenen Erfahrungen und sodann um Vorschläge betreffs der nächsten Preisaufgabe. Hinsichtlich des Verfahrens, das bei der Veröffentlichung der Preisaufgabe, sowie beim Zirkulieren der eingelaufenen Preisarbeiten und bei deren Beurteilung einzuhalten sei, habe man keinen Grund, von der früheren Observanz abzugehen. Dagegen empfehle sich eine Änderung hinsichtlich der Fassung der Preisaufgabe und der bei dem Preisausschreiben notwendigen Zusätze und näheren Bestimmungen. Das Thema sei enger und bestimmter zu fassen, als es damals geschehen sei. Man werde dadurch eine Fülle ganz wertloser Arbeiten von vornherein ausschliessen. Auch habe die Preiskommission durch die Zusätze genau die Richtung zu bezeichnen, in der sie das aufgestellte Thema behandelt zu sehen wünsche. Die Anwesenden stimmen diesen Gesichtspunkten zu.

Sodann trat man in eine Verhandlung über das aufzustellende Thema. Man fand, dass es sich empfehle, zunächst einen Versuch zu machen mit dem Gebiete, das bei der letzten Senatssitzung bereits ins Auge gefasst sei, nämlich mit dem der Frauenfrage. Der Vorsitzende legt zuvörderst dar, es sei notwendig, das Gebiet zu begrenzen. Nicht die ganze Frauenfrage könne den Gegenstand der Behandlung bilden, da bei der weitverzweigten Beschaffenheit des Gebietes die technischen Kenntnisse der Mitglieder der Kommission nicht ausreichen würden und man sich genötigt sehen dürfte, eine fachmännische Autorität zu Rate zu ziehen, ein Verfahren, welches, als zu kostspielig, durch die beschränkten Geldmittel der Akademie ausgeschlossen sei. Auch wurde von einer Seite bemerkt, dass es sich empfehle, eine Seite der Frauenfrage, nämlich diejenige, welche die politisch-soziale Frage berühre, von vornherein auszuschliessen, da dieses Gebiet den Bestrebungen der Akademie fern bleiben müsse. Der Vorsitzende schlägt nun vor, man möge sich bei Aufstellung einer Preisaufgabe auf die Bildungsfrage beschränken. Denn von den vier wichtigsten Seiten, welche die Frauenfrage in sich schliesse, der sozialen, wirtschaftlichen, Rechts- und Bildungsfrage, sei die letztere diejenige, deren Behandlung der Akademie als einem zugleich wissenschaftlichen und gemeinnützigen Institute am nächsten liege. Dieser Gedanke fand die Zustimmung der Kommission und nach einer eingehenden Diskussion auch die von dem Vorsitzenden beantragte Fassung des Themas. Dasselbe lautete:

„Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten?“

Der Vorsitzende verbreitete sich des Näheren über die ihm vorschwebende richtige Behandlung des Themas. Es komme zuerst die Bedürfnisfrage in Betracht. Man habe nachzuweisen, dass ein Bedürfnis vorläge, auf die heranwachsende weibliche Jugend und zwar zuerst und vor allem auch in den höheren Berufsklassen, als den leitenden und für die Kultur und Bildung unseres Volkes wichtigsten und ausschlaggebenden Kreisen, in planmässiger Weise erziehlich ein-

zuwirken. Man habe sodann die Bildungsziele ins Auge zu fassen, welche auf den verschiedenen Gebieten des Ethisch-Sozialen, des Litterarisch-Ästhetischen und des Wirtschaftlichen lägen. Zuletzt habe man die sich als praktisch empfehlenden Mittel und Wege anzugeben, welche eine Erreichung jener Ziele ermöglichten und verbürgten. Dabei komme alles in Betracht, was dazu geeignet sei, auf Geist und Gemüt, Herz und Sinn, wie praktischen Verstand einzuwirken, um dem heranwachsenden Mädchen die Fähigkeit zu geben, eine ihrer künftigen Berufsstellung, sei es nun — und zwar zuerst — als Hausfrau und Mutter, oder in einer privaten Stellung innerhalb ihres Gesellschaftskreises, für sie selbst befriedigende und für ihre Umgebung segensreiche Thätigkeit zu entfalten. Alles komme darauf an, die Töchter der höheren Stände dem verderblichen Müssiggang und der unseligen Hast nach verfrühten Genüssen zu entziehen und ihrem künftigen Leben einen gediegenen Inhalt zu geben.

Der vorsitzende Sekretär wird von der Kommission beauftragt, ein für den Druck bestimmtes und zu veröffentlichendes Preisausschreiben aufzusetzen. Dasselbe soll ausser dem Thema einige erläuternde Zusätze enthalten, welche nicht bloss die äussere, geschäftliche Seite der Sache betreffen, sondern sich auch auf den Sinn des Themas und die von der Kommission gewünschte Art und Weise der Behandlung desselben erstrecken. Als äusserster Termin der Abgabe der Arbeiten wird der 1. Dezember des Jahres 1896 festgesetzt. Sobald der von dem Sekretär der Kommission zu unterbreitende Vorschlag von derselben genehmigt worden ist, soll zur sofortigen Veröffentlichung desselben geschritten werden. Von den gefassten Beschlüssen der Kommission soll, um eine nochmalige Berufung des Senates unnötig zu machen, der Vicepräsident, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, sofort durch den Sekretär in Kenntnis gesetzt und derselbe durch letzteren ersucht werden, diese Beschlüsse damit als durch den Senat genehmigt zu erklären.

Der vorsitzende Sekretär handelte dem entsprechend. Am 9. November d. J. erhielt derselbe das per Zirkular an die Herren Oberregierungsrat Lucanus und Direktor Neubauer abgesandte, von ihm vorgeschlagene Preisausschreiben von den

genannten Herren genehmigt zurück und sandte dasselbe sogleich mit einem Anschreiben versehen an den Vicepräsidenten der Akademie behufs Kenntnisnahme vor der Drucklegung ab. Dasselbe ist dann unter dem Datum des 10. November 1895 gedruckt, mit einem Anschreiben versehen an die Redaktionen der wichtigsten Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands, sowie an einzelne Personen, mit dem Ersuchen um gefällige Verbreitung des Schreibens in ihrem Kreise, abgesandt worden. Unter Abschnitt IV dieses Jahresheftes ist es wörtlich abgedruckt.

Vierzehnte Sitzung.

Öffentliche Versammlung.

Erfurt, den 13. November 1895.

Den zweiten öffentlichen Vortrag hielt vor einer grösseren Versammlung der Vicepräsident der Akademie, Herr Gymnasial-Direktor Dr. Thiele, über das Thema: „Die Sprache im Allgemeinen und die Sprachen Europas, mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen."

Der Fassung des Themas entsprechend gliederte sich der Vortrag, der eine grosse Fülle fachwissenschaftlichen Materials knapp und kunstvoll verarbeitete, in drei Hauptteile, deren erster vom Wesen und von der Entstehung der Sprache handelte und die Resultate der Sprachwissenschaften bis zur Gegenwart in grossen Zügen darstellte. Schon zu Pythagoras Zeit fragte man nach dem Wesen und dem Ursprung der Sprache, und indem man seit Plato systematisch vorging, sah man sie als das Produkt einer Übereinkunft an oder als Ergebnis des menschlichen Willens. Dieser Meinung stand die andere gegenüber, die eine natürliche Entstehung behauptete und ihre Verschiedenheit auf den Wechsel des Klimas zurückführte. Als aber das Christentum mit der Lehre von der Einheit des Menschengeschlechts auftrat, verfiel man auf die Idee einer Ursprache, die man im naiven Glauben in der hebräischen erblickte, und stellte noch bis ins 17. Jahrhundert die Alternative einer direkten göttlichen Belehrung oder einer göttlichen Offenbarung. Den ersten Schritt zur Feststellung der Wahrheit diesen Träumereien gegenüber that Leibniz, der eine Ent-

stehung auf natürlichem Wege annahm; Herder bezeichnete, mit Betonung der eigenen geistigen Arbeit des Menschen, die Sprache als etwas Werdendes, den Menschen vom Thier prinzipiell Unterscheidendes, und Wilhelm von Humboldt fasste sie im Fortschreiten der Einsicht als Produkt des Vernunftinstinkts, als das bildende Organ der Gedanken, als ein Privilegium des Menschen dem denkunfähigen Tier gegenüber. Auf dieser Grundlage kam Steinthal zu einem gewissen Abschluss in der Forschung: Die Sprache ist ein Naturprodukt, eine Reflex-Bewegung des nervus vagus auf den nervus hypoglossus durch Denken und Lautieren entstanden. Sie ist, auf eine abschliessende Definition gebracht, der Inbegriff aller zum Zweck der Mitteilung dienenden Laute, der sinnliche Ausdruck des begrifflichen Denkens.

Je nach den klimatischen Voraussetzungen entstanden verschiedene Sprachen, deren jede eine Geschichte der Vervollkommnung durchgemacht hat. Drei grosse Sprachklassen, deren Reihenfolge zugleich eine Stufenfolge der Vervollkommnung bezeichnet, lassen sich nach dem Massstab der Formenverschiedenheit aufstellen: Die isolierenden Sprachen mit einem kunstlosen Nebeneinander der Wortwurzeln; die agglutinierenden oder aneinanderlehnenden und einverleibenden, die in verschiedener Weise den Wurzeln die Beziehungslaute anfügen, die flektierenden oder beugenden, die zum Zweck des Gedankenausdrucks die Wortwurzeln selbst verändern. Zu den letzeren gehören die semitischen und die indogermanischen Sprachen, aus deren Vertretern sich die massgebenden Völker der Weltgeschichte zusammensetzen. Die Semiten, als die berufenen Träger der Gottesidee, kommen für die europäischen Sprachen wenig in Betracht; dagegen ist der indogermanische Sprachstamm, der seine ursprüngliche Heimat am Abhang des Hindukusch hat und sich in die Formen des Indischen, Persischen, Griechischen, Romanischen, Keltischen, Slavischen und Germanischen gliedert, der eigentlich europäische. Für die lebenden Sprachen Europas ist nur noch die romanische, slavische und germanische Sprachform von hervorragender Wichtigkeit. Die romanische Sprache hat sich aus dem Lateinischen entwickelt, dessen direkter Nachkomme das Italienische ist, demnächst das Spanische und das Portugiesische. Als der edelste Zweig der romani-

schen Sprache stellt sich das Französische dar, ausgezeichnet durch eine glänzende Litteratur und als Diplomatensprache über die ganze Erde verbreitet. Das Slavische, dem das Littauische und Lettische nahe steht, zerfällt in die beiden Gruppen des Südslavischen, zu dem die Bulgaren, Slovenen und Serben gehören, und des Nordslavischen mit den Russen, Polen und Wenden.

Im zwiefachen Gegensatz zum Romanischen einerseits, zum Slavischen anderseits hat sich das Germanische oder — mit einem Wort aus dem 9. Jahrhundert, das die Volkssprache im Gegensatz zur Gelehrten- und Kirchensprache bezeichnet — das Deutsche zu behaupten. Der älteste Vertreter des germanischen Sprachstammes ist das Gotische; in dieser Sprache ist die herrliche Bibelübersetzung bruchstellenweise erhalten, welche dem Bischof Ulfilas zugeschrieben wird. Vom Hochdeutschen selbst haben wir bis zum 8. Jahrhundert keine Kunde. Seine Geschichte beginnt mit Karl dem Grossen. Fast alle aus jener Zeit erhaltenen Schriften, wie der Heliand und Otfrids Krist, stammen von geistlicher Hand, da seit der Bekehrung zum Christentum die alten Götter- und Heldenlieder, von denen die Merseburger Zaubersprüche, das Hildebrands- und Waltharilied noch einige Ueberbleibsel sind, allmählich verschwanden, und die Klöster, wie St. Gallen, Fulda und Hersfeld, wurden die eigentlichen Träger der Kultur. Doch fehlte, da die Geistlichen ihren Zwecken entsprechend ein jeder im Dialekt seines Landstriches schrieben, die sprachliche Einheit, und erst als diese unter der Herrschaft der Hohenstaufen erreicht ward, und der schwäbisch-alemanische Dialekt als der der Heimat des Königshauses zur alleinigen Geltung kam, war der Boden für die erste Blütezeit der deutschen Litteratur bereitet. Epos und Minnelied fanden ihre klassischen Vertreter dort in Wolffram von Eschenbach und Gottfried von Strassburg, hier in Reinmar dem Alten und Walter von der Vogelweide. Doch erlosch mit dem Aussterben der Hohenstaufen auch der Glanz der Dichtung, bis mit dem Zeitalter der Erfindungen und der Reformation eine neue Erhebung stattfand, und Luther durch seine Bibelübersetzung, der er in richtiger Einsicht die Sprache der kaiserlichen Kanzlei zu Grunde legte, eine einheitliche Schriftsprache schuf; aber eines nochmaligen Niederganges in

den Zeiten des dreissigjährigen Krieges und der Abhängigkeit vom Ausland hat es bedurft, ehe durch Lessing, Schiller und Goethe eine zweite Periode der Vollendung heraufgeführt werden konnte. Am Schluss seiner Ausführungen stellte der Herr Vortragende die mannigfach aufgeworfene Frage nach der Möglichkeit einer dritten litterarischen Blütezeit; eine solche werde sich, wenn sie je zu erwarten sei, im Gegensatz zu den Versuchen Rückerts und Bodenstedts, orientalische Formen und Anschauungen auf deutschen Boden zu verpflanzen, nur auf nationalem Gebiete entwickeln können.

Ein zahlreicher Zuhörerkreis war mit gespannter Aufmerksamkeit und dankbarer Teilnahme dem lebendigen Vortrage gefolgt, der durch die Darbietung charakteristischer Proben aus verschiedenen Sprachen, so der gotischen Fassung des Vaterunser, der althochdeutschen des Glaubensbekenntnisses, der vlämischen Übersetzung des Becker'schen Rheinliedes und der holländischen Übersetzung der „Wacht am Rhein" aufs Beste veranschaulicht wurde.

Fünfzehnte Sitzung.

Öffentliche Versammlung.

Erfurt, den 27. November 1895.

Den dritten öffentlichen Vortrag hielt vor einer zahlreichen Versammlung das auswärtige Mitglied der Akademie, Herr Geheimer Hofrat Professor Dr. Rudolf Eucken aus Jena über das Thema: „Philosophische Erörterungen über das Problem der weiblichen Bildung."

Das Recht der Philosophen, so leitete der Redner seine Erörterungen ein, in dem Streit betr. die Frage der weiblichen Bildung seine Stimme abzugeben, ergiebt sich aus der eigentümlichen Art und Aufgabe aller philosophischen Betrachtungsweise. Diese nimmt mit Verzicht auf Angabe praktischer Vorschläge ihren Standpunkt über den Parteien ein und übt eine Kritik an den sich entgegenstehenden Meinungen, indem sie uns davon überzeugt, wie zufällig und begrenzt unsere Anschauungen zum grossen Teile sind, weil bedingt teils durch persönliche Erfahrungen, teils durch die allgemeinen Vorstellungen unserer Zeit und unseres Volkes. Mit welcher

Vorsicht das Problem der weiblichen Bildung behandelt werden muss, tritt sofort zu Tage in der Vorfrage nach der Bildungsfähigkeit. Eine Entscheidung ist hier nicht zu gewinnen durch die physiologische Untersuchung des Gehirns, deren Daten ganz entgegengesetzte Deutungen zulassen, sondern allein aus den Erfahrungen der Geschichte und des menschlichen Lebens. Zunächst freilich scheint die Geschichte nicht zu Gunsten einer besonderen weiblichen Bildungsfähigkeit zu sprechen, da sie uns die Erkenntnis aufnötigt, dass alle grossen schöpferischen Leistungen, auf welchem Gebiete es auch sei, auf die Seite des Mannes fallen, während die Frau wohl oft fördernd in die Entwicklung eingegriffen hat, nie aber neuschaffend thätig gewesen ist, eine Thatsache, deren Gewicht unvermindert bleibt gegenüber der leicht widerlegten Erklärung, es habe dem weiblichen Geschlechte von jeher an den Mitteln der Bildung gemangelt. Doch ist der irrige Schluss aus dieser Thatsache abzuwehren, den schon Plato zog, dass die Frau überhaupt an geistiger Begabung hinter dem Manne zurückstehe; denn daraus, dass sie nicht schaffend thätig ist, folgt nicht, dass ihr selbständige, für die Menschheit gleich wertvolle Leistungen versagt wären; es bleibt die Möglichkeit, dass die Frau durch die ihr eigentümlichen Eigenschaften des Taktes, der Sorgfalt und Hingebung zu Leistungen befähigt wäre, die zu zeigen sie nur die Gelegenheit nie gehabt hat. Gerade die geschichtliche Erfahrung zeigt deutlich, wie fehl wir gehen, wenn wir nach fertigen Begriffen die Grenze der weiblichen Bildungsfähigkeit ziehen wollten, sie lehrt, dass die Frau z. B. für das Gebiet der Kunsttechnik, für die exakten Wissenschaften, vielleicht sogar auch für die Politik mit eigenartigen Gaben ausgestattet ist. Die Frage: Sollen wir nach einer Steigerung der weiblichen Bildung streben? ist unbedingt zu bejahen. Dies gilt zunächst von der allgemein menschlichen Bildung. Zwei Gesichtspunkte sind hier hervorzuheben. Zunächst ist die Stellung der Frau im Hause eine andere geworden, indem die Konkurrenz der Grossindustrie ihr die wirtschaftliche Thätigkeit im Hause so sehr aus der Hand genommen hat, dass sie schon durch diesen Ausfall darauf geführt wird, sich auf einem andern Gebiete eine befriedigende Wirksamkeit zu verschaffen. Zugleich trifft es sich

nun, dass die Zeit ihr entgegenkommt, um mit lohnenden Aufgaben diesen Ausfall zu decken: das sind die modernen Aufgaben der Hygiene und der Erziehung, der sozialen Hilfe und besonders auch die Forderung der geistigen Teilnahme der Frau an der in der Neuzeit so viel umfassenden Arbeit des Mannes. Aber die Zeit bietet nicht nur das Mittel der Bildung dar, sondern erheischt, wie von jedem, so auch von der Frau einen festen Fond von geistiger Bildung und Überzeugung, denn die moderne Zeit steht im Zeichen des Wandels und der Unruhe, und nur eine sittlich gefestigte Persönlichkeit kann bei dem Getriebe der Meinungen sich behaupten. Es handelt sich darum um die Berufsbildung der Frau. Wir fragen: warum soll die Frau einen Beruf wählen? Die Antwort ist zunächst zu geben durch den Hinweis auf die soziale Lage der Frauen, von denen eine grosse Anzahl aus drei Gründen nicht versorgt wird: die Zahl der Frauen übersteigt die der Männer beinahe um 2 Procent, die Männer gehen nicht alle die Ehe ein, und sofern sie den gebildeten Ständen angehören, erst verhältnismässig spät, so dass die Zahl der Witwen entsprechend wachsen muss. Unter diesen Umständen erscheint das Urteil der öffentlichen Meinung oft als inhuman, ja unmoralisch: von den Witwen verlangt sie Selbstversorgung, doch ohne die Mittel dazu zu geben, die Frau soll die Heirat nie als Sache der Versorgung ansehen dürfen, und von der Unverheirateten erwartet man die Wahl eines Berufes ohne Rücksicht auf den inneren Trieb. Dies führt auf die zweite Antwort, die auf die Frage nach der Notwendigkeit der Berufsbildung zu geben ist: die weibliche Berufsbildung wird gefordert durch das Recht der Individualität auf freie Bewegung innerhalb ihrer Schranken. Wo man unter der männlichen Jugend nur irgend Keime geistigen Strebens wahrnimmt, da sucht man durch Unterstützungen den Eifer anzuspornen und das Fortkommen zu erleichtern; ist es gerecht, Frauen, die von Jugend auf Trieb und Sehnsucht nach einem wissenschaftlichen Beruf verspüren, ja die anerkannt Hervorragendes zu leisten im stande sind, in die vermeintlichen Schranken der Weiblichkeit zurückzuweisen? Denn eben der eigene Begriff von Weiblichkeit ist der Ausgangspunkt der gegnerischen Ein-

wände, während es doch nur eines Blickes in die Geschichte nnd in die Anschauungen ausserhalb unseres Landes bedarf, um zu erkennen, wie fliessend die Ansichten des Publikums vom Weiblichen sind, und wie philiströs es ist, den eigenen Begriff für den einzig richtigen zu halten. Diesem wie auch dem andern problematischen Einwand, die ernste Berufsbildung schädige die weibliche Gesundheit, liegt oft die Befürchtung zu Grunde, durch die Beteiligung der Frau am geistigen und gewerblichen Leben werde die Konkurrenz grösser und der Kampf ums Dasein noch erbitterter. Aber dies Raisonnement hebt sich selbst auf, denn dahinter steht der krasseste Egoismus, der unbedenklich um des eigenen Wohles willen das Wohl der anderen aufopfert. Ausser dem moralischen fehlt diesem Gegengrund aber auch die reale Berechtigung, denn die Gebiete der Thätigkeit des Mannes und der Frau sind nicht als zusammenfallend zu denken, sondern die immer zunehmende Verfeinerung und Verinnerlichung der Kultur ist bereits auf dem Wege, ganz neue Gebiete zu erschliessen. Die Gemeindearbeit wird vielen Frauen dankbare Beschäftigung geben, und wie in der Schweiz die Advokatenlaufbahn der Frau bereits geöffnet ist, so sollte ihr auch bei nns überall die Möglichkeit gegeben werden, ihre besonderen Gaben zu entfalten. Bis zum 15. oder 16. Jahr erzieht und bildet bei uns die Gesellschaft die weibliche Jugend; die folgenden, für die künftige Entwickelung entscheidenden Jahre verstreichen unbenutzt, nnd die Kräfte liegen brach. Darum war es eine treffende Wahl der Erfurter Akademie, wenn sie als Thema der jüngst ausgeschriebenen Preisarbeit die Frage gestellt hat, wie für die weibliche Bildung gerade vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gesorgt werde.

Man kann der Frauenfrage skeptisch und kühl gegenüberstehen, aber gewiss sind die Skeptiker nie die produktiven Geister, nicht der Unglaube, sondern der Glaube war, wie Goethe sagt, von jeher die treibende Kraft in den grossen Bewegungen der Geschichte, nämlich der Glaube an das Gute in der menschlichen Natur und die Steigerungsfähigkeit der menschlichen Kräfte. Wenn aber Glaube und Liebe verlangt wird für alles Grosse, und wenn sie die treibenden Mächte der Weltgeschichte gewesen sind, dann ist ihrer

sicherlich die Sache derer wert, die wir in erster Linie als Vertreter von Glaube und Liebe anzusehen gewohnt sind. — Der Vortrag führte so in klarem und durchsichtigem Gedankengang in das Problem ein, die Fülle der meist persönlichen Erfahrungen des Redners entstammenden Beispiele dienten in hohem Masse der Anschaulichkeit seiner Ausführungen, und indem die philosophischen Fragen in freier Rede und mit Wärme und Lebendigkeit vorgetragen wurden, wirkten sie nicht bloss belehrend, sondern auch innerlich fördernd auf die gespannt zuhörende zahlreiche Versammlung ein.

Sechzehnte Sitzung.

Öffentliche Versammlung.

Erfurt, den 4. Dezember 1895.

Den vierten öffentlichen Vortrag hielt vor einer grösseren Versammlung das auswärtige Mitglied der Akademie, Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Franz von Liszt aus Halle, über das Thema: „Die Reformbewegung auf strafrechtlichem Gebiete."

An zwei Grundfehlern, so setzte der Herr Vortragende ein, leidet unser modernes Strafrecht: es isoliert einerseits das Verbrechen von des Thäters Individualität, aus der sich erst die Eigenart ergiebt, und kommt so anderseits zu einer Nivellierung des ganzen Strafsystems. Mit beiden Grundfehlern ist der Reform ihre Richtung vorgezeichnet: Die Eigenart des Thäters muss berücksichtigt und eben ihr die Strafe angepasst werden. Dieses Ziel verfolgt die Internationale kriminalistische Vereinigung, welcher Liszt selbst als Mitgründer angehört. Bei der Berücksichtigung der Eigenart des Thäters ist zunächst zwischen den beiden Gruppen der Gelegenheits- und der Gewohnheitsverbrecher zu unterscheiden. Das Verbrechen nämlich stellt sich dar als das Produkt aus der Eigenart des Thäters, und aus den äusseren Verhältnissen, die im Augenblicke der That auf ihn einwirken. Entweder überwiegen die Verhältnisse, die eine Gelegenheit schaffen, oder die Eigenart des Thäters, der die Gelegenheit gesucht hat und eine That begeht, die typisch für ihn, ein Abbild seiner ganzen Lebensauffassung ist. Die Anpassung an diese Eigenart

setzt freilich ein befriedigendes Strafsystem voraus. Das gegenwärtige Strafsystem leidet an einem Krebsschaden; es ist die kurzzeitige Freiheitstrafe. Diese nützt gar nichts und schadet sehr, sie bessert weder die Thäter, noch sichert sie die Gesellschaft. Man strebt daher nach Aufhebung und Ersatz. Zwei Vorschläge stehen sich hier scheinbar gegenüber; einerseits völlige Beseitigung und Hinaufrücken des Mindestmasses der Freiheitsstrafe; andererseits Verschärfung derselben, da sie nicht ganz entbehrt werden und, wenn nicht bessernd, so doch abschreckend wirken kann. Indes treffen beide Vorschläge im Grunde zusammen, da sich durch Schärfung nur etwas ausrichten lässt, wenn die Freiheitsstrafe wenigstens einige Tage dauert, und das Mindestmass etwa auf eine Woche festgesetzt wird. Ein Ersatz für den Wegfall der kurzzeitigen Freiheitsstrafe ist durch die Geldstrafe zu schaffen, und zwar so, dass sie im Verhältnis zum Einkommen des Verurteilten steht und niemals in Freiheitsstrafe verwandelt werden soll. Man hat hier im Fall des Unvermögens Zwangsarbeit ohne Einsperrung vorgeschlagen, ein Abverdienen der Geldstrafe; doch stösst dieser Vorschlag auf praktische Bedenken. Abzuweisen ist die Prügelstrafe, da sie bei der Verschiedenheit der Stände, auf welche jedenfalls Rücksicht genommen werden müsste, das eifersüchtige Misstrauen der niederen Klassen gegen die höheren nur noch steigern würde.

Fragt man nun prinzipiell: Wie behandeln wir den Gelegenheitsverbrecher? so lautet die Antwort: Wer sich das erste Mal vergeht, muss so lange als möglich mit der Strafe verschont werden, denn die Strafe ist erst das letzte Zufluchtsmittel des Staates. In drei Vorschläge gliedert sich diese Forderung: 1) So lang es angeht, Verschonung mit der Verurteilung; Einleitung eines Sühneversuchs auf dem vielbeschrittenen Wege des Sühneverfahrens. 2) Falls die Verurteilung nicht vermieden werden kann, Hintanhaltung mit dem Strafvollzug: die bedingte Verurteilung. Diese besteht darin, dass bei einem erstmaligen Vergehen der Vollzug des Urteils ausgesetzt und dass im Fall einer guten Führung dem Delinquenten die Strafe ganz geschenkt wird. Es ist nicht eigentlich eine bedingte Verurteilung, sondern ein bedingter Straferlass, eine Aussetzung der Strafvollstreckung. Bereits

im grössten Teile Europas hat sich dies Verfahren eingebürgert; auch in Sachsen und Preussen ist nach einer Zeit kühler Ablehnung, mit einigen Modifikationen allerdings, die Sache wieder aufgenommen worden. Erstlich nämlich soll die Aussetzung des Strafvollzugs insbesondere Jugendlichen zu Gute kommen, nur ausnahmsweise Erwachsenen, doch wird sie bei diesen weit intensiver wirken als bei jenen, und man wird mit der genannten Einschränkung nicht die besten Erfahrungen machen. Ferner soll nach preussischem Recht die Aussetzung Sache der landesherrlichen Gnade, nicht des Richters sein. Aber man befindet sich hier in einer verhängnisvollen Täuschung. Denn da dem Landesherrn eine gründliche Untersuchung des Einzelfalles unmöglich ist, und auch der Justizminister, dem dann die Verantwortung zufiele, sich nicht selbständig mit jedem Fall beschäftigen kann, so käme die Sache schliesslich an die Ersten Staatsanwälte, und es handelte sich nicht mehr um ein Begnadigungsrecht des Königs, sondern um ein solches des Ersten Staatsanwalts. Soll aber die Staatsanwaltschaft oder das Richterkollegium entscheiden? Ohne Zweifel eher das letztere. — Drittens Ersatz der Strafe, so lange es irgend möglich ist, den Jugendlichen gegenüber durch Zwangserziehung: Schulkinder sollen nicht vor den Strafrichter und ins Gefängnis. Hiergegen wird täglich verstossen, da die Strafmündigkeit mit dem zwölften Jahre beginnt; sie sollte bis zum vierzehnten hinaufgerückt werden. Ferner empfiehlt sich eine Zwangserziehung für Jugendliche, die zwar noch keine strafbare Handlung begangen haben, aber sittlich verwahrlost sind. Eine kurz zusammenfassende Forderung für das Verfahren gegen Gelegenheitsverbrechen würde so lauten: eine Strafe, die nicht zu lang, aber die intensiv ist.

Die Gewohnheitsverbrecher scheiden sich in die Gruppen der Besserungsfähigen und der Unverbesserlichen, deren Grenzen freilich nicht immer scharf zu bestimmen sind. Auf jene muss durch eine ja nicht zu kurze Strafe erziehlich eingewirkt werden (Arbeitshäuser), diese gilt es auf möglichst lange Zeit, wenn es angeht, durch lebenslängliche Internierung, für die Gesellschaft unschädlich zu machen. Bei beiden Gruppen wendet man das Verfahren der unbestimmten Verurteilung an, die nach dem Prinzip verfährt, dass der Zeit-

punkt der Heilung auch der Zeitpunkt der Entlassung sei: die Verurteilung darf nicht von vornherein ziffermässig ausgesprochen werden. Hierbei ist eine grosse Vielgestaltigkeit in der Durchführung möglich, und Kompromisse, wie die Festsetzung einer Mindest- und Höchstgrenze, lassen sich kaum vermeiden. Für die sogenannten Unverbesserlichen hat man dies Verfahren als eine Art letzter Instanz und namentlich deshalb in Vorschlag gebracht, um den Richter in die Lage zu setzen, einen etwaigen Irrtum wieder gut zu machen, so dass der Verbrecher, falls eine wirkliche Besserung eintreten sollte, entlassen werden kann. Als zusammenfassendes Resultat ergiebt sich folgende Forderung: Verschiedene Beurteilung und Behandlung des Verbrechers überhaupt; Milde gegen den Gelegenheitsverbrecher, eindringliche Strafe bei dem besserungsfähigen, rücksichtslose Strenge gegen den unverbesserlichen Gewohnheitsverbrecher.

Doch sei beachtet, dass das Wesentliche für uns nicht sowohl die Bestrafung des Verbrechens als seine Verhütung ist. Das Verbrechen, als eine sozial-pathologische Erscheinung, kann nur durch sozial-politische Massnahmen eingeschränkt werden; es muss bekämpft werden in seinen gesellschaftlichen Wurzeln, nachdem diese klar gelegt worden sind. Eine wirksame Abhilfe erwächst insbesondere aus der Schutzfürsorge für die Entlassenen, eine freie, in Vereinen sich konzentrierende Liebesthätigkeit, für die zweifellos schon viel geschehen ist. Aber sie muss planmässig betrieben werden, muss früher und anders einsetzen und länger währen als üblich. Durch Fürsorge für die Familie des Verbrechers, durch Sicherung einer Stellung für den Entlassenen, durch Besuch und Rücksprache muss die Verbindung mit der menschlichen Gesellschaft aufrecht erhalten werden, und es ist Sache einer persönlichen Pflege, sich für die Einzelnen zu interessieren. Dies System allein sichert uns den Erfolg der Schutzfürsorge, die zur Bekämpfung des Verbrechens am wirksamsten beizutragen vermag.

Mit dieser letzten praktischen Abschweifung knüpfte der Herr Vortragende am Schluss seiner höchst fesselnden und mit grossem Beifall aufgenommenen Ausführungen treffend und fein an die gemeinnützigen Zwecke und Ziele der hiesigen Akademie an und nannte nur die Wissenschaft die wahre, die

aus dem Leben schöpft und für das Leben wirkt, und die als solche das Losungswort gerade der Erfurter Akademie geworden sei.

Siebenzehnte Sitzung.

Sitzung des Senates.

Erfurt, den 18. Dezember 1895.

Die vom Sekretär der Akademie vorgeschlagene Zahl und Reihenfolge der für das 22. Jahresheft ins Auge gefassten Abhandlungen wird durch den Senat genehmigt.

Der Vicepräsident teilt dem Senate mit, dass er sich genötigt gesehen habe, die Hilfe des Ersten Staatsanwalts hierselbst gegen eine in den ehrenrührigsten Ausdrücken die von der Akademie für das Jahr 1896 ausgesetzte Preisaufgabe anzeigende Annonce des „Hannoverschen Couriers“ in Anspruch zu nehmen.

Achtzehnte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 18. Dezember 1895.

Der Vicepräsident verliest den von ihm abgefassten Nekrolog des verstorbenen ordentlichen Mitgliedes der Akademie Professor Dr. Gustav Auermann vor (s. unten Abschnitt III).

Das ordentliche Mitglied der Akademie, der praktische Arzt Dr. med. Loth hält einen Vortrag über das Thema: „Zornzeichen und Warnungszeichen. Eine kulturgeschichtliche Studie aus dem 16. und 17. Jahrhundert, nach Erfurter Quellen bearbeitet.“ Derselbe ist in diesem Jahreshefte vollständig abgedruckt (s. oben Abschnitt I No. 9).

Neunzehnte Sitzung.

Öffentliche Festversammlung
zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs.

Erfurt, den 26. Januar 1896.

Den Festvortrag hält das Mitglied des Senates der Akademie, Herr Oberregierungsrat Lucanus über das Thema:

„Kronprinz Friedrich Wilhelm und die deutsche Kunstindustrie.“ Derselbe ist in diesem Jahreshefte vollständig abgedruckt (s. oben Abschnitt I No. 10).

Zwanzigste Sitzung.

Sitzung des Senates.

Erfurt, den 4. März 1896.

Es werden verschiedene geschäftliche Gegenstände verhandelt.

Einundzwanzigste Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 4. März 1896.

Der Vicepräsident kündigt die Einladung des ordentlichen Mitgliedes der Akademie, des Geschichts- und Portraitmalers Herrn von Hagen zur Besichtigung eines von ihm gemalten, die Reue des Judas darstellenden Bildes an.

Die neuen, vom hiesigen Lithographen Kirchner hergestellten Formulare zu den Diplomen der Akademie werden vorgelegt.

Das ordentliche Mitglied der Akademie Herr Pastor Dr. Lorenz hält einen Vortrag über: „Die materialistische Geschichtsauffassung der Sozialdemokratie.“

III. Nekrolog

des Oberlehrers am Königlichen Realgymnasium zu Erfurt, Professor Dr. Gustav **Auermann,**

vom Vicepräsidenten der Akademie, Gymnasialdirektor Dr. Thiele.

Karl Gustav Auermann wurde am 5. November 1843 zu Merseburg geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann das zu Zeitz; hier erhielt er zu Michaelis 1863 das Zeugnis der Reife. Darauf begab er sich auf die Universität zu Halle und studierte drei Jahre klassische Philologie und Geschichte; als Lehrer wirkten namentlich auf ihn Bernhardy, Bergk, Pott, Schaller und Dümmler ein. Da im Jahre 1865 Auermanns Vater, welcher Regierungssekretär in Merseburg war, starb, sah er sich genötigt, seine Studien nach dem gesetzlichen Triennium abzubrechen und bald darauf für einige Zeit ein Lehramt zu übernehmen: er leitete die Vereinsschule zu Lützen vom Herbst 1866 bis zum Frühjahre 1868. Dann diente er kurze Zeit beim Militär, wurde aber wegen Kurzsichtigkeit entlassen und bezog wiederum die Universität Halle, um seine Studien zu vollenden; damals hörte er vornehmlich Keil und Zacher. Bevor er jedoch die abschliessenden Examina machen konnte, wurde er beim Ausbruche des französischen Krieges eingezogen und machte den Feldzug bis zum Jahre 1871 mit; er gehörte dem Belagerungsheere von Paris an. Endlich im August 1872 gelang es ihm, das Examen pro facultate docendi zu bestehen, doch bereits vorher, Ostern des genannten Jahres, war er als Lehrer an die höhere Bürgerschule zu Eilenburg berufen. Am 1. Februar 1874 folgte er einem Rufe als ordentlicher Lehrer an die damalige Realschule I. O., das jetzige Königliche Realgymnasium, zu Erfurt. Im Mai 1876 wurde ihm die Stelle eines zweiten Bibliothekars an der Königlichen Bibliothek zu Erfurt übertragen. In demselben Jahre promovierte er in Jena auf Grund seiner Dissertation: „Platons Kardinaltugenden vor und nach Abfassung des Euthyphron.“ Als im Jahre 1880 der erste Bibliothekar Professor

Dr. Weissenborn starb, erhielt Auermann dessen Stelle und bekleidete dieselbe neben seinem Lehramte bis zu seinem Tode. Am 18. Juni 1894 wurde er zum Professor ernannt. In den Nachmittagsstunden des 16. September 1895 traf ihn, der schon längere Zeit kränkelte, ein Gehirnschlag, an dessen Folgen er am 26. September 1895 starb.

Auermann war ein überaus pflichttreuer und fleissiger Lehrer und Beamter, der sich allen seinen Obliegenheiten gewissenhaft widmete und sie pünktlich versah; mit regem Eifer lag er vor allem seinem Lehramte ob, das ihm keine Last, sondern eine Lust war, so lange er sich körperlicher Rüstigkeit erfreute. Deshalb konnte die Schule bei seinem frühen Dahinscheiden mit Recht von ihm rühmen, dass er mit anerkennenswerter Treue und Gewissenhaftigkeit gearbeitet und seine Kraft im Dienste der Jugend verzehrt habe, da namentlich in den letzten Jahren sich seine äussere Stellung nicht in der von ihm gewünschten und verdienten Weise gestaltete. Als Bibliothekar zeichnete er sich durch rastlosen Fleiss, stets hilfsbereite Liebenswürdigkeit gegen alle, die mit ihm in Berührung kamen, namentlich aber durch grosse Sachkunde und umfassende bibliographische Kenntnisse aus.

In unsere Akademie wurde er am 3. Oktober 1877 aufgenommen und nahm an ihren Bestrebungen willigen Anteil durch Besuch der Sitzungen und Halten von Vorträgen, von denen hier der über Papst Bonifatius VIII. genannt sei.

IV. Preisaufgabe

der Königlichen Akademie für das Jahr 1896.

Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt hat beschlossen, für das Jahr 1896 folgende Preisaufgabe zu stellen:

„Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten?“

Auf die beste der einlaufenden Abhandlungen ist ein Preis von 300 Mark als Honorar gesetzt. Der Verfasser tritt das Eigentumsrecht an die Königliche Akademie ab, welche ausschliesslich befugt ist, dieselbe durch den Druck zu veröffentlichen.

Die Abhandlung hat alle diejenigen für die höhere weibliche Bildung wichtigen Punkte ethisch-socialer, litterarisch-ästhetischer und wirtschaftlicher Art in Betracht zu ziehen, welche in angemessener Vereinigung und Begrenzung das heranwachsende junge Mädchen befähigen, in seiner künftigen Berufsstellung eine befriedigende und segensreiche Thätigkeit zu entfalten. Dagegen sind alle im engeren Sinne fachtechnischen Fragen von der eingehenderen Erörterung auszuschliessen.

Die Abhandlung ist sauber und deutlich auf gebrochenem Folio zu schreiben und in edler, allgemeinverständlicher deutscher Sprache abzufassen. Arbeiten unter 15 Foliobogen werden nicht berücksichtigt.

Bewerber werden ersucht, ihr Manuskript spätestens bis zum 1. Dezember des Jahres 1896 unter der Adresse des unterzeichneten Sekretärs der Akademie einzureichen. Dasselbe ist mit einem Motto zu versehen, darf aber den Namen des Verfassers nicht enthalten. Ein versiegeltes Couvert ist beizufügen, welches den Namen, den vollständigen Titel und den Wohnort des Verfassers, sowie das gleichlautende Motto enthält.

Erfurt, den 10. November 1895.

Die Preiskommission der Königlichen Akademie.

Professor Dr. W. Heinzelmann,
Sekretär der Akademie.

V. Statistische Mitteilungen.

1. Verzeichnis der Mitglieder

der Königlichen Akademie im Jahre 1896. *)

Gesamtzahl: 104.

a. Protektorat.

Protektor: Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm II.

b. Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

c. Ehrenmitglieder (10).

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar. 1854.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha. 1893.

Seine Durchlaucht der Fürst Bismarck, Herzog von Lauenburg. 1895.

Seine Excellenz Herr Doktor Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen, Staatsminister a. D. 1891.

Seine Excellenz Herr von Pommer-Esche, Oberpräsident der Provinz Sachsen in Magdeburg. 1894.

Herr von Brauchitsch, Regierungs-Präsident in Erfurt. 1891.

Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen in Merseburg. 1894.

Herr D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimer Oberregierungsrat, Kurator der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1894.

*) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Herr D. Willibald Beyschlag, ordentlicher Professor der Theologie an der Königlichen Universität Halle-Wittenberg. 1892.

Herr Geh. Regierungs- und Obermedicinalrat Dr. Sehuchardt, vortragender Rat im Herzoglich Gothaischen Ministerium in Gotha. 1868.

d. Mitglieder des Senates (9).

Sämtlich in Erfurt.

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vicepräsident der Akademie. 1892.
- Gymnasialprofessor Dr. Heinzelmann, Sekretär der demie. 1875.
- Apotheker Dr. Biltz, Rendant der Akademie. 1847.
- Schuldirektor a. D. Neubauer. 1863.
- Gymnasialprofessor Dr. Breysig. 1868.
- Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1892.
- Oberregierungsrat Lucanus. 1894.
- Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt. 1877.
- Realgymnasialprofessor a. D. Hellwig. 1857.

e) Ordentliche Mitglieder (25) *).

Sämtliche in Erfurt.

Herr Geheimer Sanitätsrat Dr. Axmann. 1859.
- Senior D. Dr. Bärwinkel. 1891.
- Oberlehrer Dr. Beyer. 1892.
- Gymnasialprofessor Dr. Brünnert. 1892.
- Divisionspfarrer Falke. 1894.
- Pastor Fritzsche. 1895.
- Oberregierungsrat Dr. Geutebrück. 1889.
- Maler Eduard von Hagen. 1891.
- Justizrat Huschke. 1895.
- Landrichter Dr. Jacobsen. 1892.
- Gymnasialprofessor Dr. Kayser. 1863.
- Dr. Loth, praktischer Arzt. 1893.
- Geheimer Kommerzienrat Lucius, Mitglied des deutschen Reichstages. 1893.
- Rechtsanwalt Dr. Martinius. 1894.

*) Die Reihenfolge ist hier, wie unter f, nach dem Alphabet bestimmt.

Herr Oberst und Regimentskommandeur Oberg. 1894.
- Pastor Oergel. 1891.
- Realgymnasialprofessor Dr. Schmitz. 1877.
- Realgymnasialprofessor Schubring. 1877.
- Diakonus Lic. Dr. Schulze. 1889.
- Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
- Gymnasialoberlehrer Dr. Stange, Bibliothekar der Akademie. 1891.
- Dr. Venediger, Direktor der städtischen Realschule. 1892.
- Rechtsanwalt Dr. Weydemann, Stadtverordnetenvorsteher. 1894.
- Seminardirektor Schulrat Wieacker. 1892.
- Dr. Zschiesche, praktischer Arzt. 1893.

f) Auswärtige Mitglieder (58).

Herr Gymnasial-Direktor a. D. Dr. Anton in Jena. 1860.
- Lic. Dr. Bäntsch, Privatdozent an der Universität zu Jena. 1892.
- Dr. Behring, Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
- Amtsrichter Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
- Graf von Bernstorff, Geh. Regierungs- und vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. 1892.
- Domdiakonus Bithorn in Merseburg. 1894.
- Dr. Breysig, a. o. Professor an der Universität zu Berlin. 1894.
- Dr. Brode, Privatdozent an der Universität zu Halle a. S. 1894.
- Lieutenant a. D. Brunckow in Berlin. 1880.
- Militäroberpfarrer Konsistorialrat Bussler in Metz. 1890.
- Dr. Conrad, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
- Dr. Eucken, Geh. Hofrat, ord. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
- Gymnasial-Professor Dr. Fechner in Breslau. 1860.
- Dr. Fischer, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule in Strassburg. 1859.
- Stadtrat Frenzel in Eisenberg. 1845.

Herr Militär-Oberpfarrer und Hofprediger D. Frommel in Plön. 1892.
- Geh. Regierungsrat und Universitäts-Oberbibliothekar Dr. Hartwig in Halle a. S. 1894.
- Konsistorialrat D. Haupt, o. Professor der Theologie an der Universität Halle a. S. 1893.
- Militär-Oberpfarrer Dr. Heine in Königsberg. 1891.
- Provinzialschulrat Herrmann in Berlin. 1893.
- Landgerichts-Präsident Herrmann in Konitz. 1894.
- Gymnasial-Professor Dr. Hesse in Magdeburg. 1885.
- Dr. Hintner, Professor, Oberlehrer am akademischen Gymnasium zu Wien. 1894.
- Dr. Ritter von Höfler, o. Professor an der Universität zu Prag. 1862.
- Dr. Hübschmann, o. Professor an der Unversität zu Strassburg. 1875.
- Lic. Hummel, Erster Stadtpfarrer in Schwaigern. 1893.
- Dr. Ilse, Forstmeister zu Pfalzburg in Lothringen. 1865.
- Dr. Keller, Archivrat zu Charlottenburg. 1894.
- Dr. Kiepert, o. Professor an der Universität und Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1850.
- Dr. Kirchhoff, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1864.
- Dr. Kroner, Kirchenrat, erster Rabbiner zu Stuttgart. 1865.
- Dr. Kroschel, Schulrat, Geh. Hofrat, Direktor des Gymnasiums in Arnstadt. 1859.
- Dr. Kürschner, Geh. Hofrat, Professor in Eisenach. 1884.
- Gymnasialdirektor Leuchtenberger in Posen. 1889.
- Dr. Lindner, Geh. Regierungsrat, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
- Dr. von Liszt, Geheimer Justizrat, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1893.
- Dr. Lorenz, Oberpfarrer und Superintendent in Weissenfels. 1886.

Herr Musikdirektor Meinardus in Bielefeld. 1892.
- D. Nippold, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
- Geh. Hofrat Dr. Pertsch, Oberbibliothekar in Gotha. 1894.
- Dr. Pietro da Ponte, Professor in Brescia. 1879.
- Realgymnasial-Professor a. D. Quidde in Georgenthal in Thüringen. 1863.
- Dr. Ruland, Geh. Hofrat und Museumsdirektor in Weimar. 1894.
- Dr. Scheibner, Geh. Hofrat, o. Professor an der Universität zu Leipzig. 1860.
- Pastor Dr. Schmidt in Sachsenburg bei Heldrungen. 1894.
- Dr. Schrader, Realgymnasial-Direktor a. D. in Halle a. S. 1848.
- Dr. Schreiber, Missionsinspektor in Barmen. 1892.
- Dr. Schreiber, Gymnasialoberlehrer in Schwedt. 1891.
- Dr. Schroeter, Gymnasialdirektor in Burgsteinfurt. 1895.
- Dr. Schulze, Geh. Hofrat, o. Professor an der Universität in Jena. 1873.
- Dr. Lic. Schwarzlose, Schlossprediger in Köpenik-Berlin. 1891.
- Dr. Sievers, o. Professor an der Universität Leipzig. 1894.
- Dr. Strützing, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
- Professor Dr. Suphan, Hofrat und Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.
- Dr. Thiele, Gymnasialprofessor in Sondershausen. 1893.
- Geh. Justizrat Dr. Thon, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
- Pfarrer Topf in Köttichau bei Hohenmölsen. 1892.
- Postbaurat Tuckermann in Potsdam. 1873.
- Ludwig Graf Ütterodt zum Scharffenberg auf Schloss Neuscharffenberg bei Eisenach. 1864.
- Oberlehrer Dr. Voretzsch in Altenburg in S.-A. 1895.
- Pastor D. Warneck in Rothenschirmbach. 1892.
- Pastor Wiegand in Mittelhausen bei Stotternheim. 1894.

2. Verzeichnis derjenigen Wissenschaftlichen Gesellschaften,

mit welchen die königliche Akademie zu Erfurt in Tauschverkehr steht *).

Gesamtzahl: 108.

A. EUROPA.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preussen.

Berlin. Kultusministerium.
Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).
Berlin. Hufelandische Gesellschaft.
Bonn. Verein der Altertumsfreunde in den Rheinlanden.
Brandenburg a. H. Historischer Verein.
Breslau. Gewerbeverein.
Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig. Naturforschende Gesellschaft.
Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreussischen Provinzial-Museen.
Düsseldorf. Naturwissenschaftlicher Verein.
Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Erfurt. Gewerbeverein.
Erfurt. Gartenbauverein.
Erfurt. Thüringerwaldverein.
Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein.
Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen. Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.

*) Nachstehendes Verzeichnis bitten wir zugleich als Empfangsbescheinigung für das Jahr 1896 anzusehen.

Halle a. S. Kaiserlich Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.
Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Halle a. S. Verein für Erdkunde.
Hanau. Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover. Geographische Gesellschaft.
Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für Naturkunde.
Königsberg. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Marienwerder. Historischer Verein.
Münster. Verein für die Gesichte Westfalens.
Münster. Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst in Westfalen.
Münster. Comenius-Gesellschaft.
Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen. Historische Gesellschaft der Provinz Posen.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundestaaten ausserhalb Preussens.

Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg.
Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.
Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.
Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.
Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.

Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.
Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Heidelberg. Historisch-philosophischer Verein.
Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.
Meiningen. Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Mülhausen i. E. Industrielle Gesellschaft.
München. Königliche Akademie der Wissenschaften.
München. Königliche Staatsbibliothek.
München. Historischer Verein von Oberbayern.
Nürnberg. Germanisches Museum.
Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.
Schleiz. Voigtländischer altertumsforschender Verein.
Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Sondershausen. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Irmischia.
Strassburg i. E. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart. Württembergischer Altertumsverein.
Stuttgart. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Stuttgart. Statistisch-biographisches Büreau der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

II. Oesterreich-Ungarn.

Brünn. Naturforschender Verein.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Krakau. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Laibach. Musealverein von Krain.
Prag. Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.
Prag. Naturhistorischer Verein Lotos.
Prag. Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.

Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.
Reichenberg. Verein für Naturfreunde.
Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Wien. Kaiserliche geographische Gesellschaft.
Wien. Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Bergen. Museum.
Cherbourg. Société des sciences naturelles.
Christiania. Königliche Universität.
Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg. Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.
Moskau. Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen.
Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Upsala. Königliche Universitäts-Bibliothek.

B. AMERIKA.

Albany, N. Y. Dudley Observatory.
Baltimore, Md. Johns-Hopkins University.
Boston, Mass. Society of Natural History.
Buffalo, N. Y. Society of Natural Sciences.
Cambridge, Mass. Harvard College.
Cordóba, Rep. Arg. Academia Nacional de Ciencias.
St. Louis, Mo. Academy of Science.
St. Louis, Mo. Missouri Botanical Garden.
Madison, Wisc. Academy of Sciences, Arts und Letters.
New Haven, Conn. Academy of Arts and Sciences.
New York city. Academy of Sciences.
New York. State Library.
Philadelphia, Penn. Academy of Natural Sciences.
Salem, Mass. Tufts College Library.
San Francisco, Cal. California Academy of Sciences.
Washington, D. C. Smithsonian Institution.
Washington, D. C. U. S. National Museum.

Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.

Neue Folge. — Heft XXIII.

ERFURT, 1897.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber: Arthur Frahm.)

Vorwort.

Im Oktober des Jahres 1895 beschloss der Senat der Königlichen Akademie für das Jahr 1896 eine Preisaufgabe zu veröffentlichen, welche dem Gebiete der in der Gegenwart so brennenden Frauenfrage entnommen werden sollte; er ernannte zu Mitgliedern der Preiskommission die Herren Oberregierungsrat Lucanus, Schuldirektor a. D. Neubauer und Professor Dr. Heinzelmann und beauftragte sie, das zu dem Ende Erforderliche zu veranlassen.

Die Kommission stellte auf Grund gemeinsamer Beratungen den Wortlaut der Preisaufgabe nebst den dazu nötigen Zusätzen fest und liess folgendes Druckschreiben durch die wichtigsten Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands veröffentlichen:

> Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt hat beschlossen, für das Jahr 1896 folgende Preisaufgabe zu stellen:
>
> „*Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten?*“
>
> Auf die beste der einlaufenden Abhandlungen ist ein Preis von 300 Mark als Honorar gesetzt. Der Verfasser tritt das Eigentumsrecht an die Königliche Akademie ab, welche ausschliesslich befugt ist, dieselbe durch den Druck zu veröffentlichen.
>
> Die Abhandlung hat alle diejenigen für die höhere weibliche Bildung wichtigen Punkte ethisch-sozialer, litterarisch-ästhetischer und wirtschaftlicher Art in Betracht zu ziehen, welche in angemessener Vereinigung und Begrenzung das heranwachsende junge Mädchen befähigen, in

seiner künftigen Berufsstellung eine befriedigende und segensreiche Thätigkeit zu entfalten. Dagegen sind alle im engeren Sinne fachtechnischen Fragen von der eingehenderen Erörterung auszuschliessen.

Die Abhandlung ist sauber und deutlich auf gebrochenem Folio zu schreiben und in edler, allgemeinverständlicher deutscher Sprache abzufassen. Arbeiten unter 15 Foliobogen werden nicht berücksichtigt.

Bewerber werden ersucht, ihr Manuskript spätestens bis zum 1. Dezember des Jahres 1896 unter der Adresse des unterzeichneten Sekretärs der Akademie einzureichen. Dasselbe ist mit einem Motto zu versehen, darf aber den Namen des Verfassers nicht enthalten. Ein versiegeltes Couvert ist beizufügen, welches den Namen, den vollständigen Titel und den Wohnort des Verfassers, sowie das gleichlautende Motto enthält.

Erfurt, den 10. November 1895.

Die Preiskommission der Königlichen Akademie.

Das Ergebnis war folgendes.

Es liefen während des Jahres 1896 im ganzen 28 Preisarbeiten ein. Unter diesen befand die Preiskommission nach genauer Kenntnisnahme von allen Arbeiten drei für würdig, auf die engere Wahl gesetzt zu werden; zwei von ihnen waren aus Berlin, eine aus Forst i. d. Lausitz datiert. Von den beiden erstgenannten wurde zunächst nach eingehender Beratung die eine, welche das Motto „Surtr" trug, als minderwertig befunden. In Bezug auf die beiden andern Arbeiten aber sah sich die Preiskommission ausser stande, einen Unterschied hinsichtlich ihres Wertes zu machen. Beide Arbeiten hatten, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus, die Aufgabe zur Zufriedenheit der Kommission gelöst und wiesen besondere Vorzüge auf, indem die eine mehr den strengwissenschaftlichen Anforderungen genügte, die andere aber den Gegenstand lebendig und anziehend, in einer mehr für einen weiteren Leserkreis geeigneten Weise behandelte.

Die Kommission war daher der Ansicht, dass man keiner von den beiden gleichwertigen Arbeiten den Preis ausschliesslich zuerkennen dürfe. Dagegen war sie durchaus nicht abgeneigt, beiden Arbeiten im Interesse der Gerech-

tigkeit den vollen Preis von 300 Mark zuzuerkennen; sie stellte einen dahingehenden Antrag an den Senat, nnd dieser Antrag ward einstimmig angenommen. Der Senat beschloss, beide Arbeiten mit dem vollen Preis von 300 Mark zu krönen und dieselben nicht nur im Jahreshefte für das Jahr 1897, sondern auch in einer Separatausgabe durch den Buchhandel zu veröffentlichen.

Die im Anschluss an die zur Vorfeier des Allerhöchsten Geburtstages des erhabenen Protektors der Akademie, Seiner Majestät des Kaisers und Königs am 26. Januar dieses Jahres anberaumte Festversammlung stattfindende Öffnung der versiegelten Couverts ergab hinsichtlich der Urheberschaft der beiden genannten Arbeiten folgendes Resultat: Die aus Berlin datierte Arbeit — mit dem Motto: Wîplîcher Wîpheit Rehte — hatte zur Verfasserin: Die Schriftstellerin Fräulein **Luise Hagen** in Berlin; die aus Forst i. d. Lausitz datierte Arbeit, welche mit dem doppelten Motto versehen war: Das Ewigweibliche zieht uns hinan (Goethe); Denn es ist furchtbar, wer die Götter ehrt (Aischylos), hatte zur Verfasserin die Lehrerin an der städtischen höheren Mädchenschule zu Forst Fräulein **Anna Beyer.**

So befindet sich nunmehr die Akademie in der angenehmen Lage, zwei von Frauenhand verfasste eigenartige Abhandlungen über eines der wichtigsten Kapitel aus dem weitverzweigten Gebiete der Frauenfrage ihren Mitgliedern und zugleich einem weiteren Leserkreise zur Belehrung und zum Genuss darbieten zu können. Schon im Interesse der vollen, ungeteilten Wirkung dieser gewiss sehr willkommenen Schriftstücke war es geboten, auf weitere Veröffentlichungen in diesem Jahresheft zu verzichten und sich auf den üblichen Jahresbericht und die statistischen Mitteilungen zu beschränken.

Schliesslich bemerken wir noch, dass die Buchhandlung des Herrn Carl Villaret hierselbst (Inhaber: Arthur Frahm), welche unsere Jahreshefte vertreibt, sich bereit erklärt hat, den Separatverlag der genannten Preisschriften zu übernehmen.

Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten?

Gekrönte Preisarbeit

von

Luise Hagen,
Schriftstellerin in Berlin.

Motto: Wîplîcher wîpheit
rehte.

I. Erziehungsziele.

In einer Zeit, die von so vielerlei entgegengesetzten Strömungen bewegt wird, wie die Gegenwart, hält es schwer, grosse gemeinsame Gesichtspunkte zu finden, die von allen Parteien und Richtungen anerkannt und für erstrebenswert gehalten werden. So wenig aber Seefahrer, Bergsteiger oder Lokomotivführer eine genaue Kenntnis des Zieles entbehren können, dem sie zustreben, so unmöglich ist es den Führern der Jugend, ihren Erziehern und Erzieherinnen, auf die Feststellung eines gemeinsamen Zieles zu verzichten. Es liegt auf der Hand, dass dieses gemeinsame Ziel nicht in wesenlosen Abstraktionen zu suchen ist, sondern in konkreten Begriffen, die in der geschichtlichen Entwickelung der Kulturwelt im allgemeinen und in derjenigen des deutschen Volkes im besondern wurzeln und organisch mit ihr verbunden sind.

Unsere kulturgeschichtliche Forschung ist trotz aller Treue gegen das Detail zu einem abschliessenden, allgemeingültigen Ergebnis über die Bedeutung der Frau für das Kulturleben noch nicht gelangt. Scherr und Henne am Rhyn machen laue Zugeständnisse, dass die Frauen auf die Sitte gestaltend eingewirkt haben. Eine wissenschaftliche Anerkennung der Bedeutung der Frau für das öffentliche Leben ist erst von seiten der Volkswirtschaftslehrer Lorenz von Stein und Wilhelm Roscher gegeben worden. Aus den Forderungen einer gesunden Volkswirtschaftslehre heraus lässt sich auch das einheitliche Erziehungsziel der weiblichen deutschen Jugend entwickeln. Denn so zerrissen auch unser geistiges und wirtschaftliches Leben an seiner Oberfläche erscheinen mag: in diesem einen Punkte stimmen alle überein, dass das Gedeihen des Gemeinwohls davon abhängt, wie weit der Einzelne befähigt

ist, seine Kraft gleichmässig zu entfalten, ohne den Gefahren der Überanstrengung und derjenigen des Müssigganges zu erliegen. Dieses Ideal der gleichmässigen Kraftentfaltung — das Ideal des fröhlichen, zielbewussten Schaffens, darf das einzige genannt werden, das unserm zweifelnden, fragenden und zersetzenden Jahrhundert fest steht. Die Freude am Verwerten der Kraft ist die erste fast, die das Kind empfindet. Wie es bemüht ist, immer wieder die Kunststückchen zu zeigen, die es gelernt hat! Es freut sich seines Könnens und will, dass alle Angehörigen seine Freude mit ihm teilen. Nur, wenn ihm Gleichgültigkeit entgegengebracht wird, oder wenn man seine Freude am Können zu Dressurkunststückchen missbraucht, erlischt sie allmählich, und stumpfsinnige, mürrische, missgestimmte Träumer oder eitle, ehrgeizige, überhastete Streber werden grossgezogen an Stelle von Menschen, die sich ihres Daseins, ihres Mitwirkens in der wunderherrlich geordneten Natur erfreuen. Die Freude am Können, die einzige echte Quelle irdischen Lebensglückes, wurzelt in der Gesinnung, in welcher die Arbeit verrichtet wird. Gerade diese Gesinnung aber wird im frühesten Lebensalter der Menschen fast ausnahmslos endgültig befestigt oder zerstört. Nur selten wird sie nach vielen vergeblichen Irrfahrten wieder erlangt. Es ist also nicht übertrieben zu sagen, dass der Einfluss der Frauen und Mütter fast ausschliesslich über das Lebensglück der Einzelnen und der Familien entscheidet, denn in die Hände der Frauen ist die Pflege der hilflosen Jugend gelegt. So behält denn das Wort seine Berechtigung: the hand that rocks the cradle rules the world — die Hand am Gängelband der Wiege herrscht auf Erden. Der Einfluss der Mütter bildet die Gesinnungen der Völker, und von der Tüchtigkeit der Mütter hängt das Gedeihen der wirtschaftlichen und politischen Entwickelung der Völker ab. Tausendfach hat es die Geschichte der Völker und die Lebenserfahrung der Einzelnen bestätigt, dass die Wurzel der Gesinnungstüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der Völker im Schosse der Familie ruht. Es wird daher immer die Hauptaufgabe der weiblichen Jugenderziehung bleiben, tüchtige Mütter heranzubilden. Ohne Zweifel aber stellen veränderte wirtschaftliche Lebensbedingungen im einzelnen der Erziehung

veränderte und erweiterte Ziele, und neben den unerschütterlichen Gesichtspunkten, die unsere Zeit mit allen vergangenen gemein hat, sind viele Thatsachen in Erwägung zu ziehen, welche die Gegenwart in einen bewussten und berechtigten Gegensatz zur Vergangenheit stellen.

Im Gegensatz zur Vergangenheit steht unsere Zeit durch ihre von der früheren grundverschiedene soziale Zusammensetzung.

Um die Bedeutung dieses Umstandes voll zu würdigen, ist es nötig an der klaren Unterscheidung von Sittlichkeit, Gesittung und Sitte festzuhalten, die von J. Duhoc aufgestellt worden ist. Unter Sittlichkeit ist das rein philosophische Ideal zu verstehen, das sich verstandesmässig abstrahieren lässt und im kategorischen Imperativ: „Thue das Gute um des Guten willen" gipfelt. Aus dem Bemühen der Menschen, die Forderung einer reinen Sittlichkeit zu verwirklichen, krystallisiert sich die Sitte, d. h. diejenigen Verkehrsformen, die es der grössten Anzahl von Menschen möglich machen, dem sittlichen Ideal entsprechend zu leben. Der Grad, nach welchem die Einzelnen den Kern und Gehalt der Sitte und Sittlichkeit erfassen, ist sehr verschieden. Es wird immer eine grössere oder geringere Anzahl von mechanisch gesitteten Menschen geben, die aus Gewohnheit oder um des Vorteils willen sich der guten Sitte fügen, ohne dass ihre Gesinnung und ihr Lebenswandel deshalb sittlich genannt zu werden verdiente. Andrerseits aber darf man nicht übersehen, dass auch die blosse Gesittung praktische und ethische Werte einschliesst, die sich durch die Betrachtungsweise eines Max Nordau und verwandter Geister keineswegs aus der Welt schaffen oder im Handumdrehen durch andere ersetzen lassen. Der statistische Nachweis über L. von Rankes Annahme, dass der Prozentsatz sittlicher Menschen zu allen Zeiten relativ gleich stark gewesen sei, wird schwerlich erbracht werden können. Gewiss aber ist, dass zu keiner Zeit Segnungen und Schäden der Gesittung sich in so schnellem Anwachsen auf grosse Mengen von Menschen erstreckt haben, wie in der Gegenwart. Sicher ist auch, dass aus diesem Grunde alle Nachteile einer jähen, fast sprunghaften Entwickelung der Gesittung in der Gegenwart in ein grelleres Licht treten als früher.

Ohne Zweifel wurde der sittliche Bankerott und Auflösungsprozess der römischen Kulturwelt wesentlich dadurch beschleunigt, dass jene Zeit es einer grossen Anzahl von Individuen aus den unterdrückten Klassen möglich machte, sich in die höheren hineinzuschieben. Schon der Hinweis auf die sprichwörtliche Üppigkeit der Freigelassenen genügt, um diese Tendenz alles materiellen Kulturfortschrittes zu charakterisieren. Es ist eine uralte Erfahrung, dass zum gesitteten Genuss der Zivilisation eine gewisse angestammte, durch Generationen hindurch gepflegte Gewöhnung erforderlich ist. Auf dieser Voraussetzung fusst der Begriff der Aristokratie in der menschlichen Gesellschaft. Aus dieser Voraussetzung heraus hat auch die ganze Menschheit, wenigstens bis zum Anbruch des laufenden Jahrhunderts, der Aristokratie durch stillschweigendes Uebereinkommen das Recht eingeräumt, die Vorschriften des guten Tons zu erlassen — die gesellschaftliche Sitte zu bilden.

Die am Ende der römischen Kulturwelt neu einsetzende christliche Weltanschauung erkannte einen seelischen Wertunterschied zwischen Herren und Knechten nicht an. Die äussere Rang- und Standesordnung unter den Menschen aber erhielt sie aufrecht; der christliche Knecht sollte seinem irdischen Herren dienen, als ob er dem himmlischen selber aufzuwarten hätte, und „Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott" — „wo aber eine Obrigkeit ist, die ist von Gott geordnet". Vermöge dieses Prinzips gelang es der christlichen Kulturwelt, die Sklaverei abzuschaffen und eine ständisch gegliederte Gesellschaftsordnung zu befestigen. In der Thatsache jedoch, dass jeder Seele vor Gott gleicher Wert beigelegt wird, liegt praktisch für die Ausübung weltlicher Berufszweige und Ehrenämter auch das Zugeständnis an den self made man, an den, der sich durch Tüchtigkeit und Pflichttreue seinen Platz in der Aristokratie des Geistes erobert hat. Die ständische Gliederung der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung führte die aufwärtsstrebenden Geister aus den minder geachteten Ständen zunächst der Kirche, dem Priesterstande und den Klöstern zu. In die Klöster flüchteten auch die aristokratisch veranlagten Frauennaturen des frühen Mittelalters. Man weiss aus den Abenteuern des Ritters Gawein in Wolfram

von Eschenbachs Parzival und aus anderen Litteraturstücken jener Zeit, welche nach unseren Begriffen unerhörte Freiheiten die Sitte jener Tage den Männern im Verkehr mit Frauen — mit Damen aus der besten Gesellschaft gestattete. Feinfühlige Frauennaturen, die sich gegen derartige Zudringlichkeiten auflehnten, fanden keinen Ausweg aus der Welt der Aergernisse, als die Flucht ins Kloster oder die Vermauerung, wie sie von Reklusen geübt wurde. Die Erfahrung aber lehrte bald, dass das Cölibatsgelübde keine Garantie für die Reinheit des Lebens biete, dass aus jeder willkürlichen Beschränkung der Ehefreiheit eine Gefährdung der allgemeinen Sittlichkeit erwächst. Das Sprichwort: „Wo eine Beguine (Betschwester) im Hause ist, sitzt der Teufel auf dem Dach", ist seinem Inhalte nach lange vor der Reformationszeit bekannt gewesen. Aber was auf theoretischem Wege nur langsam gedieh, wurde praktisch durch die materiellen Fortschritte der Handwerke und durch den zunehmenden Wohlstand der breiten Schichten des Volkes gefördert. Schon die allmähliche feste Gestaltung des Frauenkleides förderte die praktische Durchführung der Beobachtung guter Sitte, und die Umwandlung der Ruhelager in einzelne Sitze und Stühle, sowie die fortschreitende Erweiterung und Verbesserung der häuslichen Einrichtungen trugen das Ihre dazu bei.

Es ist für die Feststellung moderner Erziehungsgrundsätze von keinerlei Belang, welche Schlüsse man aus diesen Umständen zieht. Eine rein materialistische Anschauung wird daraus folgern, dass es eine positive Moral und Moralität überhaupt nicht giebt. Wer auf schriftgemässer christlicher Anschauung fusst, giebt den engen Zusammenhang von Leib und Seele unumwunden zu und verkennt nicht, dass auch den edelsten Naturen aus materiellen Nachteilen Gefahren und Versuchungen von unberechenbarer Tragweite erwachsen können. Dem moralisirenden Rationalismus allein, der mit Tugendabstraktionen zu hantieren gewohnt ist, wird es unbequem sein, die Thatsache anzuerkennen, dass alle tugendhaften Handlungen der Menschen durch ein Zusammentreffen günstiger äusserer und innerer Umstände bedingt werden.

Diese Ueberzeugung war vermöge jahrhundertelangen Probierens zur Zeit der Reformation Gemeingut der europäi-

schen Kulturwelt geworden. In Bezug auf die Gestaltung der Sitte fand sie ihren schlagenden Ausdruck in dem Durchbrechen der Privilegien des Cölibates, welches durch die Reformation vollzogen wurde und dessen Einfluss in der gesamten europäischen Kulturwelt empfunden wurde, auch da, wo es theoretisch niemals zur Anerkennung gelangte.

Durch die höhere Wertschätzung, welche die Ehe durch die prinzipielle Vernichtung des Cölibates erhielt, gewann auch die Erziehung des weiblichen Geschlechtes eine erhöhte Bedeutung für das öffentliche Leben. Luther schon trug ihr Rechnung, indem er das Prinzip der Volksschulbildung auf die Mädchenerziehung ausdehnte. Mochte auch diese Neuerung zum Teil praktisch aus der Erkenntnis herauswachsen, dass die mündliche Belehrung nicht mehr ausreichte, um die religiösen Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen, so wird doch kein Kenner der Geschichte jener Tage leugnen, dass gleichzeitig das Bestreben mitsprach, auch eine normale Verstandesbildung zu fördern. Luther, der die Vernunft ein feines Licht nannte, wäre inkonsequent geworden, wenn er einer zielbewussten Geistesbildung für die Zwecke des irdischen Lebens irgendwelche Hindernisse in den Weg gesetzt hätte.

Vermöge ihrer besseren Geistesbildung gelangten nun weite Kreise der bürgerlichen Gesellschaft in die Lage, ihre Sitten und ihre Lebensweise dem Vorbilde des Adels anzupassen und gleichzumachen. Aus dem Bürgerstande wuchs das deutsche Gelehrtentum heraus. Dieses Gelehrtentum wieder bildete im gesellschaftlichen Leben des deutschen Volkes die Brücke, mittelst deren die Verallgemeinerung aristokratischer Sitten vollzogen wurde. Innerhalb des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts lief bekanntlich bei diesem Vorgange eine starke Mischung von französischer Hofsitte mit unter. Ein Teil dieser überlieferten Hofsitte sitzt noch heute wie ein atembeschränkendes Schnürmieder nach Rokokoschnitt auf dem Körper der deutschen bürgerlichen Gesellschaft. Unser gesellschaftliches Formenleben ist auf gallisches Empfinden gestimmt, daher entspringt ein grosser Teil jener allgemeinen Unzufriedenheit mit unsern geselligen Sitten, die fast in allen Klassen unseres Volkes em-

pfunden wird. Der deutsche Volkskörper kann sich dem aufgezwungenen Mieder auf die Länge um so weniger anpassen, je breiter die Schichten sind, über welche es sich erstreckt.

An Reformvorschlägen für diesen Schaden haben wir keinen Mangel; unsere moderne Litteratur ist überreich daran. Man hat indessen meistens übersehen, welcher enge Zusammenhang zwischen dem Vorhandensein gesunder Gesinnungen und der Ausnutzung materieller Fortschritte im Interesse der allgemeinen Sittlichkeit besteht. Die Geschichte der heidnischen Kulturvölker liefert den Beweis dafür, dass aller materielle Fortschritt dem sittlichen und wirtschaftlichen Untergange nur in die Hände arbeitet, wenn ihm nicht ein Empfindungsleben gegenüber steht, welches die materiellen Vorteile nur als Mittel zur Verbreitung und besseren Ausnutzung der geistigen ansieht. Weder der Muhammedanismus, noch der Buddhismus oder Schinteismus, weder heidnische Kultusformen noch philosophische Systeme haben in dem bisherigen Lauf der Kulturentwickelung eine ähnliche fördernde Kraft zum Allgemeinwohl entfaltet wie die christliche Weltanschauung. Weil sie die volle Entfaltung des Seelenlebens jedes Einzelnen zum Endzweck des materiellen Fortschrittes erhebt, erreicht sie im Prinzip jenen Zusammenschluss der Wertschätzung materieller und geistiger Güter, auf welchem allein ein gesundes Volksleben erwachsen kann.

Unsere jüngstvergangene Kulturepoche mit ihrem ungeheuren materiellen Umschwung, mit ihren zahllosen Entdeckungen und Erfindungen, mit ihrer von Grund auf veränderten Arbeitsweise hat für die Pflege des Empfindungs- und Gesinnungslebens keinen Raum gelassen. Nur die Erkenntnis ist uns allgemein aufgegangen von der ungeheuren Kluft, die zwischen unserer Theorie und Praxis besteht. Es hält heute schwer, einen Menschen zu finden, der nicht überzeugt wäre, dass unsere wirtschaftlichen und sozialen Zustände der Besserung bedürfen. Über Mittel und Wege der Besserung gehen die Ansichten in tausenden von verschiedenen Richtungen auseinander.

Giebt man nun einmal zu, dass ein Gegensatz zwischen Theorie und Praxis in unserm Kulturleben besteht, so werden die Anhänger aller verschiedenen Richtungen darin überein-

stimmen, dass der Ausgleich am schnellsten und sichersten gefunden werden wird, wenn man an der Besserung von Theorie und Praxis gleichzeitig arbeitet.

Es ist in der Neuzeit bis zum Überdruss wiederholt worden, dass die Weltordnung dem Manne die Pflege des Verstandes, der Frau diejenige des Gemütes zuteile. Überzeugend wurde diese Wahrheit um den Schluss des Jahres 1894, wenn ich nicht irre, von Max Dressler in den Preussischen Jahrbüchern an der Hand der biblischen Schöpfungsgeschichte dargestellt. Fasst man diese Theorie zusammen mit der oben angeführten Thatsache, dass schon im ersten Lebensjahr des Menschen, auf dem Arm der Mutter die Entscheidung darüber gefällt wird, ob er sich zu einem tüchtigen und glücklichen Gliede der Gesellschaft entwickelt, so werden die Angehörigen der allerverschiedensten Richtungen darin übereinkommen, dass die Pflege einer tüchtigen Gesinnung und gesunder Lebensanschauungen den wichtigsten Gesichtspunkt in der Erziehung der weiblichen Jugend bilden. Nimmt man hinzu, dass die weibliche Jugend der höheren Berufsklassen der Mehrzahl nach materiell leidlich unabhängig dasteht und dass sie ferner allen Schichten des Volkes im Lichte des nachahmenswerten Vorbildes erscheint, so wird dadurch die Möglichkeit und auch die Notwendigkeit der Pflege einer solchen gesunden Lebensanschauung für sie erhöht. Sie bildet daher das wichtigste Erziehungsziel.

II. Gesunde Lebensanschauung.

Der Umstand, dass in Deutschland der Weg für den Aufschwung der unteren Klassen des Bürgertums weit häufiger durch das wissenschaftliche Studium genommen wurde, als z. B. durch kaufmännische Tüchtigkeit, wie in England, hat bei uns zu einer einschneidenden Zerklüftung der Stände geführt. Gelehrte und Gewerbetreibende stehen sich fremd und ohne gegenseitiges Verständnis gegenüber. Erst die neuere industrielle Entwickelung hat die praktische Grundlage zu besserer Verständigung geschaffen. Im Leben der deutschen Frauen aber hallt der Widerspruch noch nach, der aus

unserer einseitigen Überschätzung des Gelehrtentums herausgewachsen ist. Der Hyperidealismus unserer klassischen und romantischen Litteraturperiode ist in ein Bildungsprotzentum und in eine oberflächliche Halbbildung ausgeartet, die unser nationales Lebensmark auszudörren beginnt. Die deutsche Handwerkertochter von heute hält sich für verpflichtet, „geistreich" und „bedeutend" zu sein. Fühlt sie sich von diesem Ideal allzuweit entfernt, so tröstet sie sich mit etwas sentimentaler Herzensbildung. Eine Pflicht der Charakterbildung kennt sie nicht, weil sie das Wenige davon, was etwa auch der Gartenlaubenroman noch anerkennt, nicht recht verdauen kann. Alle Romanheldinnen der hohen und höchsten Kreise, die sie kennen lernt, strotzen von Geistreichigkeit und allenfalls auch von Edelsinn — Charakterbildung und gefestigte Lebensanschauung besitzen sie nicht, darum glaubt auch die Handwerkertochter, die Köchin und das Fabrikmädchen sie entbehren zu können. An der Unterschätzung der Charakterbildung krankt unser gegenwärtiges Volksleben. Gelingt es uns, den Wert der Charakterbildung in der Anschauung aller Kreise des deutschen Volkes zu heben, so haben wir ein höchst schätzenswertes Gemeingut gewonnen. Und wieder sind es die Frauen der höheren Berufsklassen, die der Wertschätzung der Charakterbildung zu fast allgemeiner Geltung verhelfen können. Nach Goethe besteht Charakter darin, dass man seinen Handlungen eine richtige Folge giebt. „Stil ist am Kunstwerk, was man am Menschen Charakter nennt", sagt Lichtwark. Umgekehrt ist Charakter am Menschen, was man am Kunstwerk Stil nennt. Der Stil des Kunstwerkes entwickelt sich aus der Art, wie es sich mit dem Widerspruch zwischen Stoff und Zweck abfindet. Den Charakter erkennt man an der Art, wie der Einzelmensch aus den Konflikten zwischen Neigung und Pflicht hervorgeht. Charakterlos nennen wir die, die der Pflicht die Neigung voransetzen, charakterfest die, die Pflicht und Neigung mit einander zu versöhnen wissen, harte Charaktere die, die in starrer vermeintlicher Pflichttreue der Neigung und freien Entwickelung die Berechtigung absprechen.

Mit dem fünfzehnten Lebensjahre verlässt das Mädchen aus den höheren Berufsklassen zumeist

die Schule. Es kehrt gewissermassen zurück in den Schoss der Familie, wird in einem volleren Sinne Familienglied und erhält als solches der Familie gegenüber grösscre Freiheiten, aber auch erhöhte Verantwortlichkeit. Bisher hatte das Kind Pflichten gegen die Aussenwelt zu erfüllen, es ist ihrer jetzt enthoben und meint nun meistens, mit einem jähen Sprunge in die Reihen der Erwachsenen einzutreten, deren Charaktere ihm als etwas Fertiges erscheinen, an denen nun nichts mehr zu erziehen und zu bessern ist. Die Familie ihrerseits fordert in den allermeisten Fällen, dass sich das Kind von jetzt ab als voll entwickelter Mensch zeige und seine Pflichten als solcher erfülle. Die Praxis aber ergiebt dann gewöhnlich sehr unbefriedigende Resultate, und man geht den unbequemen Konflikten aus dem Wege, indem man das junge Mädchen auf ein oder zwei Jahre in Pension schickt. Mutter und Tochter ersparen sich auf diese Art mancherlei Unannehmlichkeiten — unter Altersgenossinnen streift das Kind seine ungeschlachten Manieren schneller ab, in der geregelten Disciplin des Haushaltungspensionates lernt es schneller kennen, was ihm von hauswirtschaftlichen Dingen zu wissen not ist. Kehrt es nun abermals ins Elternhaus zurück, so gilt es als fertige junge Dame, die alles gelernt hat, was die Gesellschaft von ihr fordern kann — ob sie im Besitz jener Eigenschaften und Kenntnisse ist, die für das Glück und Gedeihen des Familienlebens erforderlich sind, braucht die Gesellschaft nicht zu erfahren. Es wird nur gelegentlich laut, wenn die Klagen über den Verfall des Familiensinnes, über die Zerrüttung des Nerven- und Gemütslebens erschallen. Die Unsitte, die jungen Mädchen ausserhalb der Familie erziehen zu lassen, liegt dem weitaus grössten Teil dieser Klagen zu Grunde. Alles das, was Jean Paul und K. v. Raumer über diesen Punkt geschrieben haben, besteht noch heute zu Recht. Noch heute sollte man nur in den Fällen äusserster Not die Pensionserziehung an Stelle der Familienerziehung treten lassen; jede Mutter sollte sich einer solchen geistigen Bankerotterklärung schämen und viel lieber im eigenen Hause materielle Opfer bringen, als ihr Kind Fremden anvertrauen, ausser, wenn es bis dahin nur Privatunterricht hatte.

Wie gewissenhaft und pflichttreu diese auch sein mögen — der Pflegling bleibt ihnen immer nur eins von vielen, das Glied einer Gattung, einer Klasse, wo notwendigerweise die Pflege des Individuellen in den Hintergrund treten muss, weil das Hauptgewicht auf die Gesamtinteressen fällt. Alle erfahrenen Lehrer und Lehrerinnen kennen von Grund auf die Schattenseiten der Klassenerziehung; niemand ist ernstlicher bemüht, ihnen entgegen zu arbeiten, als sie; niemand aber steht auch der Aufgabe so hoffnungslos gegenüber wie sie. Wenn dann die Schule der Familie das Ihre zurückgiebt, damit nun sie ihrerseits durch die Pflege des Individuellen die Nachteile der Klassendisziplin ausgleiche, die Segnungen der Disziplin zur vollen Entfaltung bringe, so entledigt sich die Familie dieser ihrer Aufgabe, indem sie das Kind flugs einer neuen, nur wenig modifizierten Klassendisziplin unterstellt.

Es kann nicht dringend und ernstlich genug vor diesem ungerechtfertigten Verfahren gewarnt werden. Gerade diejenigen, die den vollen Wert einer geregelten Disziplin am höchsten einsetzen, kennen ihre Grenzen und wissen, dass sie der Gegeneinflüsse bedarf, wenn nicht die trefflichsten Eigenschaften ausgerottet werden sollen, die in der Menschennatur entfaltet werden können. Je mehr in der Erziehung und Ausbildung des männlichen Geschlechtes Drill, Disziplin und Klassenwesen unvermeidlich werden, desto höhere Bedeutung gewinnt die Pflege des Individuellen beim weiblichen Geschlecht. Die auf Empfindungsleben gerichtete, analytisch veranlagte Natur der Frau verkümmert, wenn sie der synthetischen Dressur der Klassenerziehung länger als unbedingt nötig unterworfen ist. Die Klassenerziehung ist für die Förderung der Gesittung unendlich wichtig; je weniger die fortschreitende Kulturentwickelung die Gesittung entbehren kann, desto höher steigt die materielle Bedeutung der Klassenerziehung. Ohne Zweifel ist sie für keinen Mann in der heutigen Kulturwelt entbehrlich. Aber eben aus diesem Grunde wird auch die individuelle Erziehung der Frauen von Jahr zu Jahr für das Kulturleben wichtiger; denn nur bei den Frauen finden die Männer für ihre eigene Individualität Ersatz für das, was ihnen das Kulturleben

in der persönlichen Entwickelung raubt. Je mehr die steigende Arbeitsteilung auf Einseitigkeit in der Berufsbildung hinsteuert, desto wesentlicher wird für die Erziehung der Frau die Rücksicht auf ihre Veranlagung zur Vielseitigkeit. Alles daher, was in unserm Kulturleben der weiblichen Vielseitigkeit hindernd entgegentritt, ist als kulturfeindlich zu brandmarken und nach Kräften zu vermeiden. Die Erziehung im Hause mit ihrer ungeregelten Vielseitigkeit wird durchweg für die Entwickelung des jungen Mädchens nach Beendigung der Schulzeit prinzipiell als beste Erziehungsanstalt gelten. Gelingt es uns, mit Verachtung die Mutter zu brandmarken, die sich dieser ihrer Pflicht, der Erziehung ihrer Tochter, zu entledigen sucht, so ist viel zur Festigung des Familiensinnes in Deutschland gethan.

Sobald nur Mutter und Tochter sich auf den Standpunkt stellen, sich nicht als ein Fertiges und Vollendetes anzusehen, sondern sich als Werdendes zu betrachten, dem jeder Tag die Mittel zu neuem Fortschritt an die Hand giebt, sind die grössten Schwierigkeiten für die häusliche Erziehung behoben. In diesem Punkte berührt sich ja die moderne naturwissenschaftliche Betrachtungsweise mit der christlichen Weltanschauung. Mögen die Vertreter und Vertreterinnen beider Richtungen sich angelegen sein lassen, durch die That des Lebens für ihre Überzeugungen einzutreten. Miteinander mögen sie Selbstgerechtigkeit und Selbstverliebtheit, Ehrgeiz und Anmassung und allen wesenlosen Hyperidealismus bekämpfen, der vor lauter wolkenhohem Streben nicht gewahr wird, dass er den unmittelbaren Nächsten durch Staubaufwirbeln und Steinchenwerfen das Leben schier unerträglich macht.

Baut man seine Lebensanschauung auf der Erkenntnis auf, dass jeder neue Tag als eine Gelegenheit zu erfassen ist, neue Kraft zu gewinnen und zu entfalten, so gewinnt man auch die richtige Stellung zur Arbeit. Man hat die Arbeit das Ideal unseres Jahrhunderts genannt, aber wir haben dies Ideal materialisiert. Die Einen lassen nur das als Arbeit gelten, was in Thaler- und Markwerte umgesetzt werden kann, die Andern wieder wollen nur die Arbeit als menschenwürdig an-

gesehen wissen, die, unabhängig vom Wertmass des Geldes, nur unter Ausnutzung der Geisteskräfte verrichtet wird. Für die grosse, weltbewegende Arbeit des Empfindungs- und Gesinnungslebens ist unserer hastenden Zeit der Massstab und das Schätzungsvermögen abhanden gekommen. Zwar gehen die Wogen des Streites um die berechtigten Grenzen des Egoismus und Altruismus hoch, allein man achtet nicht auf die stillen Winkel, wo der Kampf Tag für Tag ausgefochten wird. Die Fanatiker des Altruismus gehen auf der Grundlage des kategorischen Imperativs weit hinaus über das „Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst". In der Theorie fordern sie „mehr als dich selbst", in der Praxis aber fragen sie: „Wer ist denn mein Nächster? Doch nicht der elende, erbärmliche Wicht da am Wege, nicht das geistlose Weib, das in täglicher aufopfernder Treue eine Anzahl kleiner Pflichten erfüllt an der beschränkten Zahl von Mitmenschen, die ihr nahe kommen, ihre „Nächsten" sind?"

Soll unser Volksleben gesunden, so muss in erster Linie in unseren höheren Berufsklassen und Gesellschaftskreisen die richtige Wertschätzung der Geistes- und Gesinnungsarbeit wieder Fuss fassen, die in der treuen Erfüllung einfacher häuslicher Pflichten liegt. Das gegenwärtige Ideal des modernen jungen Mädchens ist entweder die Gesellschaftsprinzessin der seichten Romanlitteratur oder auch der Blaustrumpf der Emanzipationsprophetinnen; allenfalls kommt noch eine vage Vorstellung von hausbackener Tüchtigkeit materiellster Art hinzu. Nur im Zusammenleben mit der Mutter, im lebendigen Anteil an ihren Freuden und Leiden kann dem jungen Mädchen der rechte Begriff erwachsen von seinem Beruf zur Liebe und zum Leiden, zum Freudenspenden und Trauerverscheuchen, zum Trösten, Helfen, Aufrichten, Beglücken und Versöhnen, zum Eingehen auf alle Interessen, zur Pflege der Wahrheit und Schönheit. Wehe dem Volk, das solche Arbeit seiner Frauen nicht zu schätzen vermag, wehe den bedauernswerten, geistesarmen Frauen, die diesen ihren Beruf nicht als Töchter, Schwestern, Gattinnen oder Mütter zu erfüllen bemüht sind! Befriedigung des Ehrgeizes mag

ihnen zu teil werden — ein echtes, warmes und wonniges irdisches Lebensglück lernen sie niemals kennen.

Legt man den Schwerpunkt der weiblichen Erziehung in die Entfaltung der eigentlichen Weiblichkeit, der liebenden Hingabe an die kleinste Pflicht des Augenblicks, so ergiebt sich von selbst der richtige Standpunkt gegenüber allen Fragen der guten Sitte, des in die That umgesetzten sittlichen Empfindens.

Wir haben uns gewöhnt, unter Sittlichkeit der Frau lediglich alles das zu verstehen, was das sechste Gebot angeht. In Bezug auf alle übrigen Gebote kann nach unserer herrschenden Gesellschaftsmoral das junge Mädchen so ziemlich thun und lassen, was sie will, ohne für ihre Nachrede bei den Menschen irgend etwas befürchten zu müssen. Für die Gebote der ersten Tafel hat ja unser gesellschaftliches Leben ohnehin keinen Platz mehr. Allenfalls trifft man noch Menschen mit „veralteten Vorurteilen", die es geschmacklos finden, wenn ein junges Mädchen albern und oberflächlich genug ist, abgedroschene Phrasen des Glaubens oder Unglaubens herzuleiern. Vernachlässigt ein Mädchen alle Rücksichten gegen seine Eltern, so schadet das dem guten Ruf weniger als ein notwendiger Gang über die Strasse zur ungewohnten Tageszeit; ihre „kleinen" Launen und Zornessünden gelten für interessant; lebt sie von ihrer Hände Arbeit, wie es das siebente Gebot fordert, so gilt das nur selten für standesgemäss; Richten und Verleumdung gehen im Gewande der Pikanterie und Geistreichigkeit einher — wenn nicht zufällig ein Herr in der Nähe ist, so darf man so „equivoque" sein, wie es einem beliebt, ja es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, dass unter jungen Mädchen aus den besten Gesellschaftskreisen Zweideutigkeiten aller Art in der Unterhaltung vorkommen, welche das Herz vergiften und das Gemüt aller seiner Güter berauben.

So pessimistisch und übertrieben es klingen mag, wir Mütter und Erzieherinnen des besten Menschenmaterials unserer Nation dürfen es uns nicht verhehlen, dass auch bei unsern Pfleglingen das Gespenst des Demi-viergentums verheerend einherzieht; wir haben unter uns Mädchen und Frauen, deren Seelen vergiftet sind mit einem Gift, das unvergleichlich schäd-

licher ist, als ein Fehltritt natürlicher Leidenschaft, der in einem unbewachten Augenblick begangen wird. Wir haben unter uns **Verlorene**, denen niemand das Recht auf unbeschränkten Verkehr in der besten Gesellschaft streitig macht, weil diese Gesellschaft nur die Unverletzlichkeit ihres äusseren Verhaltungskodex verteidigt und nicht danach fragt, ob die Einzelne aus innerer Überzeugung des Herzens seine Berechtigung, seine Wahrhaftigkeit und seine Schönheit erfasst hat.

Wir in Deutschland leiden am schwersten unter der Unbeweglichkeit dieses Verhaltungskodex, weil wir ihn von Frankreich übernommen haben. Klimatische Bedingungen und lebhaftes nationales Temperament mögen ihm jenseits der Vogesen eine gewisse Natürlichkeit und Lebensfähigkeit verleihen. Wir Deutsche dürfen nicht vergessen, dass unsere heidnischen Vorfahren unter dem Einflusse ihres abhärtenden Klimas und ihres auf das Geistige und Innerliche gerichteten Temperamentes eine hohe Reinheit der Sitten bewahrten, obwohl Männer und Frauen gewöhnt waren, sich unbekleidet neben einander am Feuer zu wärmen. Alle ursprüngliche deutsche Kunst — Dichtung wie bildende — trägt den Stempel einer Unbefangenheit in der Betrachtung der Stellung der Geschlechter zu einander, die dem Romanen durchaus unverständlich ist. Vor allem hat das echt Deutsche einen instinktiven Ekel vor jeder Zweideutigkeit.

Materieller Kulturfortschritt und Anpassung an gallische Vorstellungen haben uns um die volkstümliche Naivetät gebracht; sie hat sich dem Stande der modernen Entwickelung nicht angepasst, kann es auch nicht unbedingt, und es ist sogar nur bedingungsweise wünschenswert, dass sie es thut. Wie die Dinge nun einmal liegen, ist die Frau ihrer gesellschaftlichen Stellung nach nicht die Gehilfin des Mannes, sondern sein kostbarer Luxusartikel. In praktischer Hinsicht liegt die Frage, Gott sei Dank, bei uns in hunderttausenden von Fällen ganz anders. Dennoch beweisen die zunehmenden Klagen über Heiratsscheu und Junggesellentum, dass auch in dieser Hinsicht bei uns nicht alles in wünschenswerter Ordnung ist. Bei objektiver Betrachtung der bestehenden Verhältnisse wird niemand leugnen wollen, dass unser geselliges Leben un-

ter einer unnatürlichen Trennung der Geschlechter leidet. Man kann ohne jede Übertreibung den Satz aufstellen: der Mann kennt die Frauen, die Frau die Männer nicht. Unsere Pensionatserziehung hat unendlich viel dazu beigetragen, diesen Schaden zu vergrössern. Es hat sich eine Zimperlichkeit, Befangenheit und Ziererei in den geselligen Verkehr junger Leute mit einander eingeschlichen, die ihrerseits wieder Zweideutigkeiten aller Art Vorschub leistet. Ein starker Prozentsatz deutscher Mütter und Erzieherinnen sperrt aus Übervorsicht und Scheu vor der Pflicht des Überwachens junge Mädchen von allem Verkehr mit gleichaltrigen jungen Leuten ab; andere hingegen scheuen sich nicht, schon die Minderjährigen für den Heiratsmarkt und Männerfang zu dressieren. Über dies letztere Thema ist so unendlich viel geschrieben worden, dass jedes Wort darüber Eulen nach Athen tragen heisst. Der einzige vernünftige Schritt, der jemals zur gründlichen Beseitigung dieses Uebels gethan worden ist, liegt in der öffentlichen Anerkennung der Thatsache, dass ein Mädchen bis zum zwanzigsten Lebensjahre noch erziehungsbedürftig ist, wie sie durch die dankenswerte Fassung unserer Preisaufgabe zur Geltung gebracht wird.

III. Ethische Erziehungsmittel.

Fasst man nach dem Vorhergehenden die Bildung einer festen Lebensanschauung und die vielseitige Entwickelung der Charakteranlagen als Erziehungsziel ins Auge, so entsteht die Frage, welche Bildungsmittel zur Erreichung dieses Zieles die zweckentsprechendsten sind. Jede Anschauung kann nur von einem festen Standpunkte, von irgend einem ethischen System aus gewonnen werden.

Der ziffernmässigen Überzahl nach bekennt sich unser Volk zur Ethik der christlichen Religion. Nebenher haben wir die Ethik der verschiedenen philosophischen Systeme — die Moralphilosophie. Weil sich Moralphilosophie und christliche Ethik in manchen praktischen und äusserlichen Punkten decken, werden sie häufig mit einander verwechselt. Ihre Ver-

quickung ist es vor allem, die zu mancherlei Vorurteilen gegen beide den Anlass giebt und zum Teil die schroff ablehnende Stellung der neueren Naturwissenschaft gegen beide begründet.

Seitdem die Naturwissenschaft in Vertretern wie Professor Rindfleisch und Ostwald die Unhaltbarkeit einer rein materialistischen Weltanschauung anerkannt hat, wird kein Mensch, der auf Bildung Anspruch macht, die Möglichkeit der Beeinflussung des Körpers durch den Geist mehr leugnen. Erkennt man diese Thatsache an, so ist die Verantwortlichkeit des Individuums gegenüber der Gesellschaft festgestellt, ohne dass man deshalb die Beeinflussung des Geistes durch den Körper wegzuleugnen braucht. Die Wissenschaft ist — nach Raoul Pictet u. a. — noch nicht weit genug vorgeschritten, um sittlich bindende philosophische Schlüsse zu ziehen. Für die Fragen der praktischen Erziehung, für die Bildung einer Lebensanschauung wird man also wohl in der Frage der Willensfreiheit, der Wechselwirkung von Körper und Geist auf dem biblischen Standpunkte stehen bleiben müssen, wie er Matth. 19, 11 u. 12, 1. Cor. 7—9 u. 17 und an anderen Stellen zur Geltung kommt. Wer auf diesem Standpunkte steht, wird aufrichtiges Mitleid haben mit dem Menschen, der im Jähzorn einen Totschlag begeht. Dieses Mitleid wird aber niemals ausschliessen; dass der, der es hegt, an sich selbst in der Beherrschung der Leidenschaft die höchsten Anforderungen stellt.

Vergleicht man mit diesem Standpunkte die edelsten Formen moderner Moralphilosophie, wie sie etwa in Nordaus „Conventionellen Lügen“ zu Tage tritt, so springt der Unterschied sofort in die Augen. Nordau urteilt, dass es im Interesse der Gattung liegt, die Menschen mit ungezügelten Leidenschaften zu Grunde gehen zu lassen. Auch das rein christliche Prinzip behandelt sie als Kranke, aber es setzt die Möglichkeit einer Heilung voraus. Die Möglichkeit einer sittlichen Befreiung wird von verschiedenen philosophischen Systemen eingeräumt; sie gehen aber zumeist von einer einseitigen Überschätzung des Einflusses der Seele und des Willens auf die natürlichen Triebe des Körpers und Geistes aus. Vor allem geben sie keine positiven Stützen des Empfindungslebens, wie sie das Christentum in der edelsten seiner „Gaben“

in der Charitas, der selbstverleugnenden Nächstenliebe bietet, die in der Liebe zu Gott, in der Ergebung an Seinen guten und heiligen Willen wurzelt.

Bei vorurteilsfreier, objektiver Betrachtung bleibt also die biblisch-christliche Ethik immer der gesundeste Standpunkt für die Bildung einer gefestigten Lebensanschauung. Es wird keinem vernünftigen Menschen einfallen, deshalb leugnen zu wollen, dass auch philosophische Systeme treffliche äussere Zuchtmittel für die Praxis des Lebens ergeben können. Ohne Zweifel hat die Kirche in Deutschland viel von ihrem Einfluss eingebüsst, weil sie sich nicht bequemen wollte, in diesem Punkte klar und scharf zu unterscheiden — sie verzichtete auf Konsequenz der Praxis in der lutherischen Scheidung von Gesetz und Evangelium. So unterschätzte sie den Wert der gesetzlichen Zucht, während sie andrerseits einen Ballast von Moralphilosophie fortschleppte, der sogar in den deutschen und amerikanischen lutherischen Freikirchen noch viel Unheil und Verwirrung anrichtet.

Das unterscheidende Merkmal des Christentums ist sein Individualismus — immer und überall wendet es sich an den Einzelnen, dient dem Einzelnen, schätzt den Einzelnen der Erlösung wert. Darüber, dass die Heilung der Schäden unserer Zeit nur auf individualistischem Wege erfolgen kann, sind alle führenden Geister heute einig. Vermöge ihres Individualismus allein hat sich die christliche Kulturwelt entfaltet, darum kann nur der individuelle Fortschritt sie fördern. Jedes Mädchen unseres Volkes, das wir individuell auf den Standpunkt einer gefestigten Lebensanschauung heben, darf als lebendiger Faktor in der Förderung der Kultur gelten. Durch die Förderung seiner Individualität fördern wir die Kultur; wir haben bis jetzt noch kein besseres System des Individualismus als das christliche — benutzen wir es, bis es der Wissenschaft gelungen sein wird, uns ein besseres (?) zu geben. Bisher hat unsere philologische Bibelkritik zur praktischen Besserung des Lebens noch kein Haar breit beigetragen. Stellen wir unsere weibliche Jugend auf den Standpunkt jenes neueren englischen Dichters, von dem der Vers herrührt:

If God be Art and Art be God
I fear, I dont believe in God.
Antw. That matters not, since this is true
That God Himself believes in you.

„Gott glaubt an Euch.“ Wie viel überzeugender und apostolischer das klingt, als die modernen Forderungen verstandesmässigen Fürwahrhaltens und des sentimentalen Quietismus, der so häufig vorgiebt, christliche Glaubens- und Sittenlehre zu sein!

„Gott glaubt an Euch.“ Machen wir das zum Motto und Grundbegriff unserer christlichen Erziehung, so werden wir überzeugungsfreudige Christinnen von fröhlichem Sinn und liebreicher Gemütsart heranbilden, die unserm Volke den Halt wieder geben können, der ihm über den hochgehenden Flutwellen der hastigen materiellen Kulturentwickelung abhanden gekommen ist. Hat doch ein ehrlicher Gegner des krankhaften Modechristentums, wie Fritz Mauthner, offen eingeräumt, dass ein solches Christentum der frischen, fröhlichen Überzeugungstreue der einzige Faktor in unserm Kulturleben ist, der die tiefen sittlichen Schäden unserer Zeit zu heilen vermag.

Die Pflege dieses individuellen Christentums kann weder in der Pension noch in der Schule so gut gedeihen, wie in der Familie, wo die Vielseitigkeit des veränderlichen Alltagslebens stets neue praktische Probleme aufwirft, die an der Hand des gegebenen Systems gelöst werden müssen und ihm so einen festen Halt, den Umsatz in die That des Lebens ermöglichen. Es muss daher nochmals betont werden, dass für die Zeit vom 15. bis zum 20. Lebensjahr nicht ohne die dringendste Notwendigkeit von dem Grundsatz abgewichen werden darf: Das junge Mädchen gehört ins Elternhaus.

IV. Soziale Erziehungsmittel.

Als soziales Erziehungsmittel von grosser Bedeutung, dessen Einfluss unmittelbar aus dem Familienleben herauswächst, muss der Verkehr des jungen Mädchens mit seinem Vater gelten. Das Wort: „Es ist nicht gut, dass der Mensch

allein sei", gilt von der Frau so gut wie vom Manne. Unter lauter Frauen herrscht so wenig ein guter Ton, wie unter lauter Männern. Moralisch kann es ja in Gesellschaften dieser Art hergehen — auf die Dauer wird ihnen immer das geistig fördernde Element abhanden kommen, oder wenigstens erlahmen. Nicht als ob das Bedürfnis „unter sich" zu sein nicht eine zeitweise Berechtigung für beide Teile hätte. Es ist sogar unbedingte Notwendigkeit. Gänzliche Trennung aber hat immer Stagnierung zur Folge und untergräbt die Gesittung. Dem Philister freilich ist der Verkehr mit Frauen höchst unbequem, und er ist nicht ganz frei von der muhammedanischen Tendenz, die Frau als Spielzeug zu behandeln und sie einzusperren, sobald sie unbequem wird und Schaden nehmen oder anrichten könnte. Im Interesse unserer Mädchenerziehung ist es wünschenswert, dass die Pflicht aller Väter, auf die Geistesbildung ihrer heranwachsenden Töchter einzuwirken, allgemein als zu den nationalen Bürgerpflichten gehörig anerkannt werde. Hätte man das rechtzeitig gethan, so wäre bei unsern Backfischen und ledigen Frauen niemals die beschränkte Meinung eingewurzelt, dass Geistes- und Charakterbildung nur auf den Universitäten oder in der Ausübung einer Erwerbsthätigkeit ausser dem Hause zu holen sind. Eine so trostlose Missachtung des Familienlebens, wie sie sich in unsern modernen Frauenbildungstheorien kund giebt, konnte eben nur Platz greifen, wo die gröbsten Vernachlässigungen der elterlichen Pflicht vorlagen, die genug zu thun wähnten, wenn sie in standesgemässer Weise für das materielle Wohlsein der Kinder sorgten und sich allenfalls noch Mühe gaben, den Erfolg auf dem Heiratsmarkte zu sichern.

Erkennt die Gesellschaft im Prinzip den Eltern die unvermeidliche Pflicht zu, vom 15. bis zum 20. Jahre noch an der Erziehung ihrer Töchter zu arbeiten, so wird diesen jungen Mädchen die Möglichkeit entzogen, als offizielle Heiratskandidatinnen aufzutreten, was ja in England und Amerika bereits praktisch der Fall ist — nur mit dem Unterschiede, dass man die Mühe der Erziehung bezahlten Kräften überlässt.

Das Fernbleiben vom Heiratsmarkt mag mancher sorglichen Mutter als ein schwerwiegender Nachteil erscheinen.

Liegt ihr jedoch das Wohl ihres Kindes wahrhaft am Herzen, so wird sie gern die Pflicht der Überwachung der Tugend ihres unerfahrenen Kindes einige Jahre länger erfüllen, als es bisher üblich war. Es ist statistisch erwiesen, dass das durchschnittliche Heiratsalter der Frauen mit zunehmender Kultur steigt. Augenblicklich steht es in Kulturländern auf 26, und nur bei barbarischen Völkern wird die Rücksicht auf die Charakterentwickelung der Frau dem Interesse des niedrigen Sinnenkitzels geopfert, der in der Jugend der Erwählten einen besonderen Reiz erblickt. In medizinischen Kreisen trifft man erfahrene und urteilsfähige Männer, die ihren Töchtern das Eingehen einer Ehe vor dem vollendeten 25. Lebensjahre nicht gestatten, weil sie diese Einschränkung der Gesundheit ihrer Kinder schuldig zu sein glauben.

Die Berücksichtigung einer streng gewissenhaften Gesundheitspflege ist von hoher Bedeutung für die gesunde Entfaltung des Geisteslebens; sorgfältige Hautpflege und ein geregeltes Mass körperlicher Bewegung in frischer Luft sind unbedingt notwendig. Nicht selten wird in Bezug auf Leibesübung das Mass überschritten und nervöse Überreizung hervorgerufen, die man dann durch alkoholische Stärkungsmittel und überreiche Fleischnahrung auszugleichen sucht. Man weiss allgemein, dass Askese und absoluter Vegetarismus das frische Pulsieren des geistigen und physischen Lebens nachteilig beeinflussen können. Andererseits aber geben wiederum Mediziner zu, dass überreizte Kost auch Überreizung der Phantasie und alle jene Übel der geistigen Gesundheit nach sich ziehen kann, die man auf Rechnung der verzögerten oder ausbleibenden Verheiratung zu setzen liebt.

Die Mannigfaltigkeit der Individuen macht natürlich auch in dieser Hinsicht die Beobachtung des Einzelfalles und das Studium seiner speziellen Bedürfnisse zur Pflicht. Ein hochwichtiges Mittel gegen krankhafte Erregung der Phantasie ist geselliger Verkehr mit **gleichaltrigen** jungen Burschen. Unser modernes Schulprinzesschen rümpft natürlich zu einem 15- oder 16jährigen Tischherrn die Nase. Bleibt ihr aber keine andere Wahl, so macht sie die überraschende Entdeckung, dass er ein recht guter Kamerad ist, mit dem sich eigentlich viel besser reden lässt, als mit

dem Herrn Studenten voller Schmisse, der einen fühlen lässt, dass er sich am Biertisch und in anderer Damengesellschaft besser amusiert, als bei einem kleinen Abendessen mit Thee, kaltem Aufschnitt und Backfischchen. Der 16jährige Kamerad andrerseits macht die Entdeckung, dass sich mit gebildeten jungen Mädchen recht angenehm plaudern lässt, und er wird als Student von dem philiströsen Abscheu der modernen Akademiker vor Damengesellschaft nicht angesteckt werden. Eine zielbewusste Pflege derartigen geselligen Verkehrs unter der Jugend würde einen nicht zu unterschätzenden Hebel bilden in der Lösung der Frauenfrage, soweit diese aus den Verkehrtheiten unseres Gesellschaftslebens herausgewachsen ist. Gewinnt der gesellige Verkehr an geistigem Gehalt, so wird der unvernünftigen Steigerung der Repräsentationspflicht, des Aufwandes für Kleidung und Bewirtung bei geselligen Zusammenkünften ein vernünftiger Damm entgegengesetzt; es werden Freundschaften zwischen jungen Männern und Mädchen geschlossen, die nicht die stillschweigende Voraussetzung enthalten, dass die Tochter zum „Lohn" für genossene Gastfreundschaft geheiratet werden muss. Die Grundlage für einen ungezierten Verkehrston ist gegeben, die Mädchen haben Gelegenheit, sich unbefangen darin zu üben, und die jungen Männer werden bis zu einem gewissen Grade gegen das Blendwerk berechnender Koketterie gefeit.

Unser herrschender Gesellschaftskodex baut sich auf der stillschweigenden Voraussetzung auf, dass ein Mann und eine Frau nicht ohne Gefahr für die allgemeine Sittlichkeit mit einander allein gelassen werden können, falls sie nicht mit einander verheiratet sind.

Verheiratete und unverheiratete Frauen, die ihr eigenstes Wesen und das Leben überhaupt kennen, werden niemals die Möglichkeit einer solchen Gefahr ganz in Abrede stellen, wie es deutsche Schwärmerinnen für englische und amerikanische Verhältnisse bisweilen thun. Die Entwickelung der modernen Arbeits- und Wirtschaftsverhältnisse macht es aber praktisch zur absoluten Unmöglichkeit, an dem bisherigen Verhinderungs- und Beschützungssystem festzuhalten. Im Grunde ist es eine jämmerliche Vogelstrausspolitik; das heutige Leben muss in dieser Hinsicht den Grundsatz befolgen, dass die Tugend,

die eines so kleinlich ängstlichen Schutzes bedarf, der Mühe dieses Schutzes gar nicht wert ist. Nur eine Frau mit gänzlich unreifen sittlichen Anschauungen wird im stande sein, einem unverheirateten Mädchen, etwa vom 25. Lebensjahre ab einen Vorwurf daraus zu machen, dass sie unter Umständen mit Herren allein verkehrt. Denen, die unter diesem lächerlichen Vorurteil zu leiden haben, bleibt nichts anderes übrig als zu fragen, ob denn die Gegnerinnen wirklich nicht Anstand genug besitzen, um es zu können. Unbedingt gehört es zu den Pflichten der Familie gegen das junge Mädchen, ihm nicht das trockene „Es schickt sich nicht“ oder „Was werden die Leute sagen?“ zur Verhaltungsmassregel zu machen. Vielmehr stelle man es auf den Standpunkt, dass es in jedem Manne zuerst den Menschen sieht, dem es so wenig wie einer Freundin oder Altersgenossin gestatten darf, in seiner Gegenwart Zweideutigkeiten zu äussern, weil jede solche Zweideutigkeit ein Hohn auf einen von Gott durch die Naturordnung geheiligten Lebensvorgang ist, der von den Menschen nicht entweiht werden darf. Nicht die Schablone der Sitte, sondern die Reinerhaltung des Gewissens ist der rechte Schutz der Tugend. Den äusseren Schutz gewähre man ohne Rücksicht auf kleinliche Urteile und immer im bewussten Hinblick auf die Notwendigkeit, ihn früher oder später zu entbehren — er ist Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck — etwa der Metronom des Klavierspielers, der überflüssig wird, sobald die Taktsicherheit erlangt ist.

Es würde zu weit führen, wollte man alle verschiedenen Reformvorschläge erörtern, die gemacht worden sind, um die Frauenfrage auf dem Wege der Mädchenerziehung zu lösen. Sie alle kranken an der Überschätzung der wissenschaftlichen Geistesbildung, an Unterschätzung der Gemüts- und Gesinnungsbildung. Auf sie alle findet die Tendenz eines Romans Anwendung, den Anselm Heine kürzlich in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlichte. „Wie positive und negative Elektrizität einander bedingen und ohne einander keine Kraft entfalten können“, hiess es da ungefähr, „so können auch Männer und Frauen nicht mit einander leben, wenn eins oder das andere seine Eigenart aufgiebt.“ Natürlich wird durch diesen Satz die Frau

nicht zum Verzicht auf Geistesbildung verurteilt. Nur muss ihre Geistesbildung, ihren analytisch-empfindenden Anlagen entsprechend, eine von derjenigen des Mannes verschiedene und ihre Gemütsbildung eine wesentlich stärker und bewusster entwickelte sein, wenn sie ihre Aufgabe als Trägerin der Gesinnungstüchtigkeit in der Kulturwelt weiter erfüllen will.

Fassen wir das lebendige Zeugen für den Segen einer arbeitsfreudigen, leidensbereiten Lebensanschauung als die Hauptaufgabe jeder Frauennatur auf, so fallen die thörichten Vorurteile und die kindische Furcht vor dem Ledigbleiben in sich selbst zusammen. Wie klein auch der Wirkungskreis der ledigen alten Frau sein mag, es ist durchaus undenkbar, dass sie nicht irgendwie in Beziehung zu einem Gliede der jüngeren Generation treten könnte, dem sie von den Gütern ihres Geistes und ihrer Lebenserfahrung mitteilen und dadurch ihrem Leben einen Inhalt geben könnte. Jede echt weibliche Natur ist sich der Thatsache voll bewusst, dass sie in der Ehe, im Zusammenleben mit einem Manne am besten zur vollen Reife ihres körperlichen und Seelenlebens gelangen kann. Indessen gilt das doch nur von der Charakterehe, d. h. von derjenigen, die auf der Grundlage gleicher sittlicher Kraft ruht und von zwei Menschen geschlossen wird, die als höchstes Gesetz ihres Wesens die freie und volle Entwickelung des Seelenlebens anerkennen.

Es gereicht unserer Zeit zur Ehre, dass immer wieder Stimmen in der Öffentlichkeit laut werden, die für die Rechte der ledigen Frauen eintreten und hinweisen auf alles, was sie entbehren, um der Gesellschaft grössere Rücksicht auf sie abzunötigen. Allein ausser dem Rechte auf Freigabe gesellschaftlicher Verkehrsrechte, die ihr die Möglichkeit gewähren, Geist und Charakter im Umgang mit Männern zu bilden, wird man den Ledigen in der bestehenden Ordnung keine Vorteile sichern können. Der Vorschlag von Prof. Max Haushofer, den mehr als Dreissigjährigen zu gestatten, die Liebe zu nehmen, wo sie sie finden, baut sich nicht auf einem vollwertigen Begriff vom Wesen der Liebe auf.

Di liebe ist niht man noch wîp
Hat niht di sêle noch den lîp.

Weil sie beides, Seele und Leib, erfasst, so kann die echte Frauennatur nur in einer Liebe den Ausgleich ihres Wesens finden, die Seele und Leib an ihr sucht. In flüchtigen Verhältnissen aber sucht der Mann nicht die Seele der Frau; die Ehe ist eine psychische und physische Notwendigkeit für Mann und Weib, nicht eine Erfindung des Eigennutzes, wozu die „Phantasie" der Herren Nordau, Bebel und Konsorten sie herabdrückt.

Man hat sehr häufig das numerische Übergewicht der Frauen über die Männer als Grund für das Ledigbleiben der Frauen zur Geltung gebracht. Es darf aber dabei nicht vergessen werden, dass auf je 100 Mädchen 106 Knaben geboren werden. Wenn man von einem „Willen" der Natur in diesen Dingen zu reden beliebt, so ist er also nach dieser Richtung hin nicht vorhanden. Es kann vielmehr der Kulturwelt der Vorwurf nicht erspart werden, dass ihre Mütter nicht auf der Höhe ihrer Pflichten stehen; denn nachweislich geht die Mehrzahl der Knaben an schlechter Pflege im frühesten Alter zu Grunde, gegen deren Schädigungen der Körper der Knaben empfindlicher ist, als der des Mädchens. Hier wäre also der Hebel einzusetzen, wenn eine „Lösung" der Frauenfrage ernstlich in Angriff genommen werden soll. Ein logischer Schluss würde in erster Linie zu der Forderung führen, dass alles daran zu setzen ist, den vorhandenen Mangel an Mütterlichkeit, so weit es angeht, dadurch zu decken, dass man die überzähligen Frauen in den Dienst der Kinderpflege stellt.

Eine neuere Statistik enthielt übrigens die Angabe, dass im heiratsfähigen Alter — zwischen 21 und 35 — augenblicklich in Deutschland eine Überzahl von 600000 Männern vorhanden sein soll. Selbst wenn diese Zahl unrichtig ist, bleibt die Thatsache der Ehescheu bestehen. Ehescheu ist aber nicht nur auf Seiten der Männer vorhanden, sie ist auch bei den Frauen stark entwickelt und würde noch offener hervortreten, wenn die Ehe aufhörte, das einzige Mittel zu sein, mit dessen Hülfe die Frau zur vollen Anerkennung in der menschlichen Gesellschaft gelangen kann. Es wird aber niemals angehen, diese Ordnung, die nur die verheiratete Frau als vollwertigen Faktor gelten lässt, vernichten zu wollen, denn ihrem Grundprinzip nach beruht sie auf der Achtung vor der Würde

der Mütter. Es sind auch schliesslich nur oberflächliche Pessimisten, die sich zu der Behauptung versteigen können, dass das moderne Mädchen die Ehe lediglich um des gesellschaftlichen Vorzuges willen eingeht. Allerdings findet sich in unsern grossen Städten ein sehr starker Prozentsatz von Mädchen aus Bürgerfamilien, die alles daran setzen, um eine Heirat mit einem akademisch gebildeten Manne zu erreichen. Sie bahnen Bekanntschaften an auf Wegen, die in den höheren Gesellschaftskreisen niemals gebilligt werden können. Das überwiegend berechnende, verstandesmässige Element ihrer Natur schützt sie gegen die Gefahren der Temperamentssünden, und sie erreichen ihren Zweck, ohne zu bemerken, dass sie ihm den wahren Adel der Frauennatur geopfert haben. Zu einer innern sittlichen Reife gelangen sie später nur ausnahmsweise, sie erfassen die Ordnung des geselligen Verkehrs nur äusserlich und mechanisch; die innere Grösse der gesellschaftlichen Entwickelung wird ihnen niemals klar — äusserlich bekennen sie sich zur Theorie von der Aristokratie des Geistes, innerlich aber bleiben sie dem Adel der Seelen gänzlich fern. Auf ihre Kosten gelangt ein so starker Prozentsatz von Mädchen aus Familien mit guter gesellschaftlicher Tradition nicht zur Ehe, was sicherlich im Interesse des Kulturlebens zu beklagen ist.

Man wird nur dann die Ehe den einzigen wahren Beruf des Weibes nennen können, wenn der Beweis erbracht ist, dass alle Frauen in der Ehe unbedingt zur vollwertigen Charakterbildung gelangen. Für die höheren Berufsklassen unseres Volkes wird als Erziehungziel der jungen Mädchen der Standpunkt von Karoline Perthes massgebend sein: „Die Ehe als das höchste Gut des Weibes schätzen und sie doch entbehren können.“ Wer mit Bewusstsein das trefflichste Charakterbildungsmittel entbehrt, wird alle übrigen um so sorgfältiger ausnützen und dadurch immer zu einem einigermassen befriedigenden Resultat gelangen. Die ehelose Frau steht da, wie etwa der Mann, dem der Besitz einer vollkommenen Gesundheit versagt ist. Man weiss, dass Männer dieser Gattung an Energie viele Gesunde übertreffen können, dass die Kulturwelt gerade ihnen viele ihrer wichtigsten Errungenschaften verdankt. Dasselbe gilt von den ehelosen Frauen. Auch sie dürfen sich des fröhlichen Bewusstseins erfreuen,

dass die Weltordnung und der Kulturfortschritt sehr wohl eine Verwertung für ihre Kraft haben und dieselbe gar nicht entbehren können.

Unter den eben entwickelten Gesichtspunkt fällt auch die Beurteilung der Frage nach den Schädigungen, die das ehelose Leben für die Gesundheit der Frauen einschliesst. Bleiben denn alle verheirateten Frauen gesund? Und würde man wirklich den Schaden durch die Gewährung des Rechts auf freie Liebe heilen? Würde nicht diese — wenn sie auch nur den Schatten des Namens Liebe verdienen soll — der Seele Wunden schlagen, deren Tiefe auch den Körper in Mitleidenschaft zöge? Und ist es denn wirklich möglich, oder auch nur wünschenswert, dass alles Leiden aus der Welt geschafft wird? Die freie Liebe würde jedenfalls das Übel verschlimmern und die Gesellschaft, die ihren Töchtern ein glückliches Lebenslos sichern will, kann das nur durch Erziehung zur Charakterehe erlangen und dadurch, dass sie einer solchen Charakterehe alle Hindernisse aus dem Wege räumt.

V. Litterarisch-ästhetische Bildungsmittel.

Dichter und Künstler sind die Anwälte des Empfindungslebens in der Kulturwelt. Sie zergliedern theoretische Werte am Massstabe des praktischen Lebens; sie erfassen die Grundstimmungen ihrer Zeit und spiegeln in aktiver und passiver Teilnahme die Gedankenströmungen wieder, welche die jeweilige Gegenwart bewegen. Litteratur und Kunst sind höchst wirksame psychologische Bildungsmittel. Ebendeshalb gewinnen sie für die Erziehung des Weibes eine so hohe Bedeutung; denn psychologische Bildung ist in der Kulturwelt ohne Beihülfe des weiblichen Elementes der Menschheit einfach undenkbar. Nur das allergröbste philiströse Verkennen dieser Thatsache konnte zur Aufstellung bornierter Theorien von der Inferiorität der Frauen führen. Diese jämmerlich beschränkten Theorien haben denn einen Teil der Frauenwelt in wissenschaftliche Bahnen gelenkt, die zu einem geistigen Wettkampf mit den Männern führen sollen. In ihren Endzielen ist diese Bewegung vielleicht die kulturfeindlichste von allen, die unsere Zeit be-

wegen. Der Irrtum ist von Männern und Frauen gleichmässig begangen worden. Man würde ihn durch absoluten Verzicht auf Geistesbildung der Frauen freilich nur verschlimmern. Nur eine richtige Wertschätzung der psychologischen Bildung kann uns das rechte Gleichgewicht in dieser Hinsicht wieder geben.

In England gilt der Grundsatz, dass kein Mann Vorteil von einer akademischen Bildung hat, der nicht im stande ist, sich eine abgerundete Geistesbildung (education of the highest kind) aus seiner Bibel und aus seinem Shakespeare zu holen — if he misses it there he will not get it out of anything. Bei uns hat die Altjungfernprüderie die Bibel mit ihrem heiligen sittlichen Ernst aus der Mädchenerziehung verbannt — ich kenne auch eine deutsche Residenzstadt, wo junge Mädchen nicht Shakespeare lesen dürfen, ohne ihren guten Ruf zu gefährden.

Unsere Litteratur ist als Bildungsmittel so wertlos geworden wie unsere Religion, weil Theologen und Philosophen ihr den Charakter eines oberflächlichen Genussmittels aufgedrängt haben, statt ihren psychologisch bildenden Wert anzuerkennen. Gerade weil man den Menschen aus dem Genuss der Litteratur und Kunst ein „Gewissen", und zwar ein sehr böses gemacht hat, sind sie dahin gekommen, nur die Narkose darin zu suchen, die Sensation, einen Augenblick hastiger Aufregung und Spannung, der sie über die Armut, Leere und Kälte ihrer eigenen erfrorenen, im Starrkrampf liegenden Seele hinweg täuschen soll, um das Erwachen hinterher nüchtern, die schöne, sonnige Alltagswelt langweilig erscheinen zu lassen.

Wir dürfen es uns nicht verhehlen, dass unsere Theologen und Moralisten ihr Bestes gethan haben, um den habgierigen Sensationsspekulanten unter Verlegern und Schriftstellern den Weg ins breite Publikum zu ebnen. So lange man nur das Feigenblatt nicht wegnimmt, wird alles geduldet. Die ernsten Künstler, die einmal einem wirklich vorhandenen psychologischen Problem kühn und rücksichtslos zu Leibe gehen, werden als „unmoralisch" mundtot gemacht. Dafür wuchert denn das Unkraut der versteckten Sensation um so üppiger.

Natürlich sind ernste Erörterungen psychologischer Probleme nicht bedingungslos passende Lektüre für junge Mädchen. Weil sie nicht voll erfasst werden können, werden sie zum gefährlichen Sinnenkitzel und arbeiten jenem Zustande vor, den Hauff in den Memoiren des Satans so trefflich durch den Ausdruck charakterisiert: „der Körper liest."

Gott sei Dank ist unsere moderne Litteratur trotz aller bestehenden Schäden noch nicht arm an einer grossen Reihe von Werken, die zur Erlangung und zum Ausbau einer psychologischen Bildung wertvolle Hilfsmittel bieten. Die Auswahl ist so gross, dass das Publikum allmählich gewahr wird, wie unhaltbar das Prinzip ist, welches zur Bedingung der Zurechnungsfähigkeit für Gebildete die Kenntnis einer unermesslichen Anzahl von litterarischen Erzeugnissen macht. „Es gehört zur Bildung, diesen oder jenen Verfasser zu kennen", ist zwar noch eine beliebte Romanphrase; dem wirklichen Kenner der modernen Litteratur nötigt sie ein Lächeln des Mitleides ab. Das Ergebnis, welches s. Z. die Rundfrage nach den „besten Büchern" zu Tage förderte, wird von jedem Versuch zurückschrecken, eine Auswahl von „nützlichen" Büchern für junge Mädchen zu treffen. Vielleicht dürfte aber folgender Vorschlag sich praktisch nutzbar erweisen:

Die Mutter oder Erzieherin mache sich sehr eingehend mit Thackeray's Newcomes und George Elliot's Mill on the Floss vertraut. Beide Werke sind ausgezeichnet durch psychologische Schärfe, und es geht bei beiden diese psychologische Schärfe nicht so sehr auf das Geschlechtsleben wie auf alle jene Gewohnheitssünden und Charakterschwächen, die das Zusammenleben der Menschen so schwer machen. Nun suche man in der neuen deutschen Litteratur der Familienblätter solche Arbeiten aus, die im gleichen Sinne bildend wirken. Die Mühe der Wahl darf eine gewissenhafte Mutter nicht scheuen — niemals sollte man auf Empfehlung hin dem jungen Mädchen Lektüre irgend welcher Art überlassen. Eines schickt sich auch hier nicht für alle; die Mutter hat die Pflicht, die Eigenart ihres Kindes zu kennen und dementsprechend zu wählen. Dem lebhaften, phantasiereichen Temperament wird manches gefährlich, was der phlegmatischen oder vorwiegend ver-

standesmässigen Natur dienlich ist, und umgekehrt. Weiss das Kind, dass die Mutter ihm nicht aus blossem Vorurteil irgendwelches Wissen vorenthält, sondern den geregelten Plan verfolgt, ihm zu einem echten Genuss der Litteratur und des Lebens zu verhelfen, so wird es sich der liebevollen Führung rückhaltlos anvertrauen. So weit es möglich zu machen ist, pflege man gemeinsame Lektüre. Hierbei dürfte sich die Berücksichtigung von Biographien empfehlen — ebenso Bruchstücke aus geschichtlichen Werken. Giesebrechts Deutsche Kaiser, Sach's Deutsches Leben, Muthers Geschichte der Malerei seien nur beispielsweise erwähnt.

Die Lektüre deutscher und ausländischer Klassiker würde ich etwa bis zum 17. Jahre hinausschieben, dann aber auch die Nibelungen und sonstige alte deutsche Dichtungen nicht ausmerzen. Charakteristisch für das, was aus der neueren Litteratur in der späteren Erziehungsperiode geboten werden sollte, erscheinen mir Bücher wie George Elliott's Adam Bede, Luise von François' Letzte Reckenburgerin und Ossip Schubins „Gebrochene Flügel". Diese drei Frauen betrachten das Leben mit so hohem sittlichen Ernste und urteilen gleichzeitig mit so wahrhaft christlichem Erbarmen, wie es unserer Jugend als höchstes Ideal vorgehalten werden darf.

Es soll ja in der Gegenwart Männer geben, die ein Mädchen nicht heiraten würden, wenn sie erfahren, dass sie Bücher dieser Art gelesen hat. Jedenfalls würde sich kein ernstes, gewissenhaftes Mädchen mit voll entwickelten weiblichen Instinkten dazu hergeben, einem so beschränkten Kopfe zu eigen gehören zu wollen, und unsere Mädchenerziehung wird sich nicht verschlechtern, wenn die Frauen lernen, an diesem Grundsatz fest zu halten. — Gewiss, es giebt auch ernste Litteraturwerke, die im Leser eine vorübergehende sinnliche Erregung zu Wege bringen — allein wer will behaupten, dass ihm auch ohne Lektüre niemals arge Gedanken gekommen sind? Es ist die schlimmste aller konventionellen Lügen, die natürliche Anlage zu argen Gedanken zu leugnen — aber sie kommen auch ohne den mindesten Anlass. Man wird Luthers Ansicht beipflichten müssen, dass man sie gehen lassen soll, wie man

nicht hindern kann, dass einem die Vögel über den Kopf fliegen — man soll sie aber in den Haaren keine Nester bauen lassen. Das absolute Verbot belletristischer Erzählungslitteratur verhindert, bei verständiger Auswahl, das Nesterbauen der argen Gedanken. Hierzu kann unter Umständen auch der Theaterbesuch dienen, der nach denselben Gesichtspunkten zu regeln ist, wie die Lektüre. Man sollte im allgemeinen auf Studium des Textes vor dem Besuch des Theaters halten und ihn untersagen, sobald man beobachtet, dass er in einem besondern Fall dem Nesterbauen der Gedanken Vorschub leistet.

Über die Stellung zu den übrigen Künsten lässt sich ohne Abschweifung ins Gebiet der ästhetischen Theorien wenig sagen. Wünschenswert ist, dass unsere höheren Berufsklassen als Norm annehmen, was Lichtwark in seinen „Wegen und Zielen des Dilettantismus“ (München, Fr. Bruckmann, 1894) aufgestellt hat. Eine zielbewusste Pflege des Dilettantismus, wie er sie befürwortet, würde der deutschen Kunst, namentlich auch der Ornamentik und allen Zweigen des Kunstgewerbes bald zu jener Bedeutung für die ganze Kulturwelt verhelfen, welche die deutsche Musik nicht zum geringsten Teil der dilettantischen Musikpflege in Deutschland verdankt. Bedingung ist allerdings erbarmungslose Vernichtung alles Unterrichtes seitens stümperhafter Lehrkräfte, die das Publikum zu bestechen suchen, indem sie Pfuschereien ausüben lassen, deren Vollendung nur der monumentalen Kraft des Genies gelingen könnte.

Zu bekämpfen ist das gedankenlose, pflicht- und schulmässige Schönfinden von allem, was mit dem Pinsel oder Meissel angefertigt ist, ebenso das Nachplappern gelesener Kritiken und das Umsichwerfen mit Schlagwörtern aller Art. Man lehre die Mädchen, dass Kunstwerke da sind, um empfunden, nicht um kritisiert zu werden, dass sie auch nicht den Zweck haben, einen flüchtigen Sinnenkitzel auszuüben, wie ihn etwa die süsslichen Schöpfungen eines Thumann und Konsorten vermitteln, sondern dass sie, um ihren Namen und ihre Berechtigung zu verdienen, unumstössliche Wahrheiten im Gewande der Schönheit geben sollen.

Die Pflege des Ornamentalen und Dekorativen verdient in der häuslichen Kunst mehr Berücksichtigung, als ihr bisher zu teil wurde. Freilich artet auch das in gewissen Modekreisen schon wieder in Übertreibungen aus, die es demnächst zur Notwendigkeit machen werden, in der Öffentlichkeit die Berechtigung des Monumentalen in der Kunst geltend zu machen. Trotzdem lasse man nicht ausser Acht, dass die Ornamentik die Stelle der symphonischen Tondichtung in der bildenden Kunst vertritt, und dass es wirklich „zur Bildung gehört", ihr empfindendes Verständnis entgegen zu bringen. Das Gemütsleben wird dadurch bereichert, und das Kunsthandwerk kann dadurch den Standpunkt wiedergewinnen, den es in der Renaissanceperiode inne hatte.

VI. Wirtschaftliche Erziehungsmittel.

Die deutsche Frau hat aus der Kraft ihres Gemüts- und Gesinnungslebens heraus einen mächtigen Impuls zu allem Grossen und Guten geliefert, was von der Nation überhaupt geleistet worden ist. Die Grundlage für diese Kraftentfaltung hat sie der Hauptsache nach aus ihrer Thätigkeit im Hause gewonnen. Ihre hauswirtschaftliche Bildung hat genügt, um ihr eine vollwertige Charakterbildung zu gewährleisten. An und für sich ist auch kein Grund vorhanden, weshalb dies in unserm Jahrhundert anders sein sollte. Man darf jedoch den Einfluss der neueren industriellen Entwickelung mit ihrem Maschinenwesen nicht willkürlich übersehen. Durch sie sind viele weibliche Arbeitskräfte im Haushalt brach gelegt, so dass der Satz: „die Frau gehört ins Haus" seit langem unhaltbar ist. Ferner erleidet die Ansicht, hauswirtschaftliche Thätigkeit sei die einzig zuträgliche für die Gesundheit der Frau, dadurch eine Einschränkung, dass in der neuen Wirtschaftsordnung auf eine verhältnismässig kleine Anzahl von Frauen grosse körperliche Anstrengungen entfallen, die früher, von mehreren geteilt, bewältigt wurden.

Ungeachtet dessen darf man — allen gegenteiligen Modetheorien zum Trotz — die Behauptung aufstellen, dass das Elternhaus die Stätte ist, wo die Grundlage für die hauswirtschaftliche Ausbildung der Tochter gelegt

werden muss. Es mag ja unangenehm sein, wenn Papa ein Gesicht schneidet zu der Suppe, die Liesehen versalzen hat, aber wenn Papa ein echter Patriot und Mama eine fleissige, gewissenhafte Frau ist, so werden sie das unvermeidliche Übel um seines guten Zweckes willen ertragen und gemeinsam ihre Pflicht gegen Liesehen und gegen die Menschheit erfüllen. Es braucht ja nicht alles im ersten Jahre, noch viel weniger in den ersten Wochen gelernt zu werden. Gerade weil das moderne Kulturleben so hohe Ansprüche an seine zukünftigen Mütter und Hausfrauen stellt, muss diesen eine längere Frist zur Verbildung gewährt werden. In Zeiten und Ländern, wo eine Wirtschaft ohne Kenntnis des Lesens, Schreibens und Rechnens geführt werden kann, mögen Eltern berechtigt sein, ihre Töchter frühzeitig zu verheiraten oder sie einem selbständigen Erwerb zuzuweisen — für die moderne Kulturwelt ist ein solches Verfahren ein Akt der Selbstsucht, der das Volksleben schädigt und gegen den sich die Gesamtheit nur verteidigen kann, indem sie ihn mit Verachtung brandmarkt. Es fehlt uns bisher in Deutschland an hauswirtschaftlichen Hochschulen für Frauen — wir können sie auch nur unter der Bedingung einrichten, dass die Familie ihre weiblichen Glieder praktisch für ihren Besuch vorgebildet hat, denn theoretischer Unterricht auf diesem Gebiet ist ein Unding ohne praktische Vorkenntnisse. Andererseits wieder fehlt es uns durchaus an einer organisch entwickelten Theorie der Hauswirtschaft, wie sie in England längst besteht. In den Hausfrauenzeitungen, ganz besonders in „Fürs Haus“ liegt das Material für ein solches Werk bergehoch vorbereitet. Wir harren noch vergebens der weitblickenden Frau, die vollendet, was die verdienstvolle Gründerin jener Zeitschrift in Angriff nahm. Jenes vielseitige Material muss durch tüchtige nationalökonomische, physikalische und chemische Kenntnisse ergänzt und gewissenhaft gesichtet werden, damit wir ein unserer Nation würdiges, tiefgehendes Lehrbuch der Hauswirtschaft erhalten.

Als wirtschaftliche Frage muss auch diejenige gelten, wie weit die Erziehung in der Familie die Vorbildung für selbständige Erwerbsthätigkeit ins Auge zu

fassen hat. Dass sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch in den höheren Berufsklassen fast unbedingte Pflicht und Lebensfrage ist, können nur eigensinnig verblendete Theoretiker bestreiten. Man darf aber für die höheren Berufsklassen fast ausnahmslos den Grundsatz gelten lassen, dass das zwanzigste Lebensjahr das früheste ist, in welchem eine solche Entscheidung zulässig erscheint. Wählt doch auch der junge Mann nur selten früher seinen Beruf.

Es hiesse den geistigen Bankerott unseres Schulwesens öffentlich erklären, wollte man behaupten, zwanzigjährige Mädchen wären nicht fähig, noch zu lernen. Sind sie es wirklich nicht, so hat die Schule ihre erste Pflicht, sie das Lernen zu lehren, gänzlich versäumt — die Familie hat in solchem Fall ein unbrauchbares Wesen gross gezogen, dessen Bildungsniveau praktisch und geistig weit unter demjenigen einer aufmerksamen, an Nachdenken gewöhnten Fabrikarbeiterin steht. Ein schön geflickter Mantel von Schöngeisterei ändert an dieser Thatsache garnichts, und wenn man solche Wesen mit schlafenden Seelenfähigkeiten gar noch auf die Universität schicken will, so sei Gott der Wissenschaft gnädig, wie unsere Vorfahren gesagt haben würden. Wir haben gerade genug von versumpftem männlichen Material, und auf unsern Kunstakademien weiss man schon Lieder genug davon zu singen, was für Elend durch die Mode des Malerinnenwerdens angerichtet ist.

Es gereicht unserer deutschen Gelehrtenwelt zur Ehre, dass sie jederzeit wirklich tüchtigen Leistungen der Frauen auf wissenschaftlichem Gebiete rückhaltlose Anerkennung gezollt hat. Wir haben aber in der Kunst und Litteratur schon ein so starkes weibliches Proletariat, dass man allen Grund hat, sich gegen die Züchtung eines solchen Gelehrtenproletariats zu wehren. Eine Erscheinung, die trefflich die Verfahrenheit unserer durchschnittlichen Bildungsbegriffe charakterisiert, ist der fühlbare Mangel an guten Musterzeichnungen, der in der deutschen Industrie empfunden wird. Die Mehrzahl unserer Musterzeichner wird nämlich handwerksmässig gebildet; sie werden nach dem Lehrlingssystem dressiert und erhalten nur selten diejenige allgemeine Geistesbildung, die zum Entwerfen von

Mustern so unentbehrlich ist, wie zur Komposition eines Gemäldes. Dennoch dünkt sich die hungernde Malerin etwas Besseres als die Musterzeichnerin, die unter Umständen Jahreseinnahmen von 5—20000 Mk. verzeichnen und ausserdem noch in ihrer Familie leben könnte.

In der modernen Industrie ist der Gipfelpunkt des Maschinenwesens überschritten, der Schwerpunkt rubt, wenigstens in der Textilindustrie, auf der Intelligenz des Zeichners und einzelner Arbeiter; die japanische Konkurrenz steigert die Nachfrage nach Mustern, und nur diejenige Nation wird im internationalen Wettkampf bestehen, die einen grossen Reichtum an nationalen Mustern besitzt. Die deutsche Familie kann daher nichts Besseres thun, als ihre Töchter für einen Beruf vorbilden, der ihnen vermöge ihrer Allgemeinbildung einen Vorsprung vor den Männern auf diesem Gebiete sichert. Die Vorbildung kann in der Familie in der Weise gewonnen werden, dass man auf dilettantische Schmierereien in Oel und Aquarell verzichtet und eine grosse Akkuratesse im Zeichnen nach der Natur pflegt. Darauf kann später eine tüchtige Fachbildung mit gewissenhaftem Studium der handwerksmässigen Seite sich aufbauen.

Dieses Beispiel von der unpraktischen Verschrobenheit unserer Theorien von standesgemässer Arbeit wiederholt sich auf vielen andern Gebieten. Es genügt, auf das Übel hinzuweisen und an der Einsicht festzuhalten, dass eine tüchtige, in der Familie erlangte hauswirtschaftliche Bildung jedem weiblichen Wesen die Grundlage für Erfolg im Erwerbsleben sichert. Nur das Mädchen, das überhaupt nicht denken und nicht arbeiten gelernt hat, steht im Leben rat- und brotlos da, ob mit oder ohne Fachbildung bleibt sich nahezu gleich. Sicher ist, dass die gründliche hauswirtschaftliche Bildung bis zum 20. Lebensjahr die Vorbedingung für Fachbildung nur fördert, während zweifellos eine vorzeitige Fachbildung die Entwickelung der Geistes- und Gemütsanlagen für den Beruf der Mutter und Hausfrau schädigt. Die Fachbildung in späteren Jahren ist in hohem Grade wünschenswert, unendlich viel wichtiger aber ist die Vorbildung für den kulturellen Beruf der Frau. „Er-

zieht die Frauen zu ebenbürtigen Gehilfinnen des Mannes, zu Wesen, die der Würde einer Mutter ihr Leben lang würdig bleiben" — das muss das Losungswort des deutschen Volkes für alle seine Berufsklassen in der Mädchenerziehung bleiben.

Eine eingehende Würdigung verdient bei der Besprechung des Erziehungsplanes unserer heranwachsenden Mädchen der von der Gräfin Lippe zuerst in der „Tägl. Rundschau" erörterte Gedanke an das weibliche Freiwilligenjahr, der seitdem in das Programm von Frau Lina Morgenstern übergegangen ist. Der Vorschlag fasst eine Schulung der jungen Mädchen in der Krankenpflege und im Dienste verschiedener Wohlthätigkeitsanstalten ins Auge. Die Gründe, die für die Annahme dieses Vorschlages ins Feld geführt werden, gehören zumteil zu denjenigen, die darauf ausgehen, die Familie in Bezug auf Erziehungspflichten zu entlasten. Es beweist jedoch andererseits dieser Vorschlag, wie allgemein die Erkenntnis von der Unhaltbarkeit der Zustände in unserer Mädchenerziehung verbreitet ist. Man meint, dass das Anstaltswesen das leisten muss, was die Familie aus gewohnheitsmässiger Gleichgültigkeit vernachlässigt. Wer aber eine Gesundung der Verhältnisse von innen heraus erstrebt, kann sich von einer Einrichtung dieser Art keine Heilung versprechen. Der Vorschlag trägt allzuviel von jener älteren Richtung der Arzneischulen an sich, die da meint, Krankheiten nur durch äussere Mittel heilen zu können, ohne auf eine gesundheitsmässige Lebensweise zu dringen. In ärztlichen Kreisen weiss man sehr wohl, dass mit derartigen Heilmethoden nur die Kurpfuscher die Gunst des Publikums erringen. Ebenso wird auch ein weibliches Dienstjahr an sich durchaus nichts für die Hebung der weiblichen Erziehung und die Besserung gesellschaftlicher Zustände leisten können. Schon vom rein praktischen Standpunkte würde es nicht angehen, die Krankenhäuser und Wohlfahrtseinrichtungen zu Experimentieranstalten für junge Modedämchen herzugeben. In Diakonissenmutterhäusern weiss man ein Lied davon zu singen, wie ausserordentlich schwer es hält, Kräfte zu gewinnen, die auch nur für das Probejahr tauglich sind.

Ganz anders jedoch würde sich die Sache gestalten, wenn man die Berechtigung zu einem solchen Freiwilligenjahr von der Vorzüglichkeit der häuslichen Erziehung auf praktischen Gebieten der Hauswirtschaft und von einer Kenntnis von Gesundheitslehre, Naturwissenschaft und Volkswirtschaft abhängig machte. Alle diese Fächer brauchten keineswegs wissenschaftlich betrieben zu werden; es müsste nur jene Anwendung auf das praktische Leben gemacht werden, die in englischen Volksschulen seit Jahrzehnten gang und gäbe ist. Für Mädchen wird dieser Unterrichtszweig Domestic Economy genannt. Unsere deutsche Hauswirtschaftslehre ist zumeist zu sehr Küchenchemie, und vor allem wird Kenntnis des Geldwesens und auch die physikalische Grundlage z. B. in Bezug auf Heizung u. dgl. m. zu sehr vernachlässigt.

Setzte man nun Kenntnisse dieser Art als Norm für die Berechtigung zum Freiwilligendienst ein, so wäre schon äusserlich durch die Ehre, die diesem „Rechte" anhaftet, ein gewaltiger Sporn für die Pflege der häuslichen Töchtererziehung gegeben. Vermutlich würden z. B. Heiratskandidaten eine solche Garantie für wirtschaftliche Befähigung sehr wohl zu schätzen wissen. Wesentlich höher würde der praktische Wert dieser Einrichtung steigen, wenn man an das zurückgelegte Dienstjahr eine Anwartschaft auf Anstellung an den verschiedenen Wohlfahrtseinrichtungen knüpfte. Man würde so den Ledigbleibenden die Aussicht auf eine Lebensstellung eröffnen, die ihnen eine befriedigende Thätigkeit und wirtschaftliche Unabhängigkeit sichert. Der Andrang zum Lehrerinnenberuf würde sich dadurch wesentlich vermindern, und nur wenige Eltern würden eine kostspielige Universitätszeit einer Laufbahn für ihre Töchter vorziehen, welcher in einem gewissen Sinne die gesellschaftlichen Rechte des Beamten- und Militärstandes zukommen.

Zu betonen wäre von Anfang an, dass das Freiwilligenjahr nicht eine Erziehung auf Staatskosten bedeutet, sondern eine Belohnung häuslicher Gewissenhaftigkeit. Der Eintritt dürfte nicht vor dem 20. oder 21. Lebensjahr gestattet werden. Einem übergrossen Andrange wäre dadurch vorzubeugen, dass man

die Erhaltungskosten während des Freiwilligenjahres den Eltern auferlegt, wobei natürlich ein bescheidener Normalsatz anzunehmen wäre; auch ist für jeden mit dem Stande des Haushaltungs- und Kochschulwesens Vertrauten kein Zweifel daran vorhanden, dass ein grosser Bedarf an Lehrkräften für diesen Zweck zu decken sein wird, sobald erst der Haushaltungs- und Kochunterricht in allen Volksschulen so verbreitet ist, wie es jetzt der Handarbeitsunterricht ist. Letzterer freilich muss, wie allgemein anerkannt wird, ebenfalls noch auf eine höhere Stufe gestellt werden.

Es sei hier in Kürze auf die Programme der Diakonieseminare in Elberfeld, Herborn und Zeitz, auf die Haushaltungsschulen Neurode i. Schl. und Radolfszell, sowie auf das Werk über Haushaltungsunterricht von Dr. O. Kamp und Herstatt verwiesen. Das letztgenannte Werk zeigt vorwiegend, wie ungeheuer viel nach dieser Richtung hin noch ungethan ist und doch notwendig gethan werden muss. Man kann sich der Überzeugung nicht länger verschliessen, dass die deutsche „Frauenbewegung" in ganz ungesunde Bahnen geraten ist, wenn man eine annähernd richtige Vorstellung davon besitzt, wie gewissenlos dieses Gebiet weiblicher Thätigkeit bisher vernachlässigt wurde. Wer die unberechtigten Vorurteile gegen Frauenarbeit ausser dem Hause beseitigen, wer wahrhaft die Lage der Frauen heben will, werfe seine ganze Kraft auf diese Seite der Wagschale.

Man hat die jüngst gefallene Entscheidung des Gesetzes über das Eigentum der Frauen bedauert. Der Geist der Gesetzgebung hat in diesem Punkte mit unfehlbarem Instinkte das Richtige getroffen. Durch den ganzen Entwickelungsgang der Kultur hindurch verfolgt das wachsende Rechtsgefühl das Prinzip, die individuelle Verantwortung der Frau in Bezug auf die Wahl des Gatten zu erhöhen. Das neue bürgerliche Gesetzbuch macht es jedem normal erzogenen Mädchen unmöglich, einen Mann zu heiraten, dem sie die Verwaltung ihres Vermögens nicht anvertrauen kann. Das weibliche Freiwilligenjahr würde diese Wirkung des Gesetzes wesentlich unterstützen, indem es die gesellschaftliche Stellung der ledigen Frauen auf eine höhere Stufe hebt.

Nur die kurzsichtigsten, in den verderblichsten Vorurteilen befangenen Menschen können der Erwerbsfreiheit aller Frauen irgend ein Hindernis in den Weg legen wollen. Nur wer die Natur des wirtschaftlichen Umschwunges unserer Zeit gänzlich verkennt, wird bestreiten, dass die Arbeit auch der Frauen der höheren Berufsklassen unseres Volkes in der Gegenwart unentbehrlich sei.

Anspannung aller Kräfte ist unerlässlich für alle. Man erhebe daher die Erziehung zur Arbeitstüchtigkeit zum Ideal Aller. Man brandmarke alle Trägheit, am meisten aber die Trägheit in der Charakterbildung und Gemütspflege. Nie und nimmer wird es angehen, irgendwelche Fachbildung an Frauen und Mädchen höher zu schätzen, als eine gesunde Gemüts- und Charakterbildung, ohne Sentimentalität, aber auch ohne verstandesmässige Härte. Wer im Besitz einer solchen Charakterbildung ist, wird es nimmer fertig bringen, müssig am grossen Markte des Lebens zu stehen — auch beim Besitz von Millionen nicht. Ohne Charakterbildung aber ist alle Fachbildung wertlos, selbst wenn sie das Mittel bildet, grosse Geldsummen zu erwerben. Je mehr sich diese Erkenntnis schon im männlichen Berufsleben aufdrängt, desto weniger darf man versuchen, in der Bildung der Frauen Experimente wissenschaftlicher Art zu machen. Nicht die Geisteskräfte allein, nicht die Körperkräfte nur — die Kräfte der Seele, des Intellektes und des Körpers müssen wir pflegen, wenn unsere deutsche Mädchenerziehung sich den Anforderungen der Gegenwart gewachsen erweisen soll.

Man wird das Thema der höheren Mädchenbildung in Deutschland nicht besprechen können, ohne einen Vergleich mit dem anzustellen, was von anderen Völkern auf diesem Gebiete geleistet wird. Es ist nun einmal so Mode geworden, einfach den Satz aufzustellen, die Frauen in Nordamerika, in England und vielleicht auch in den skandinavischen Ländern erfreuten sich grösserer wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Freiheiten als die deutschen Frauen. Aus wohlverbürgten Quellen ist aber bekannt, dass in Amerika schon

längst die Dienstmädchen verhältnismässig weitaus die beste Erwerbsgelegenheit haben. In englischen Frauenzeitungen wird augenblicklich allen Ernstes die Frage erörtert, ob nicht gentlewomen, d. h. gebildete Damen, klug daran thun würden, sich als Dienstmädchen zu vermieten. Schriftstellerinnen, Journalistinnen, Erzieherinnen, Buchhalterinnen, Maschinenschreiberinnen u. s. w. sind im Überfluss vorhanden, auch Lady-dressmakers, d. h. gebildete Schneiderinnen, Putzmacherinnen u. s. w. u. s. w. sind viel mehr da, als gebraucht werden. Betreiben doch Damen mit hocharistokratischen Titeln diese Geschäftszweige schon längst als Sport mit hübschem Nadelgeldertrag. Nur an Köchinnen, Hausmädchen und Jungfern herrscht Mangel, besonders an solchen, die irgendwie zuverlässig sind. Die Colleges, namentlich diejenigen, die es als Ungerechtigkeit empfinden, dass ihre Studentenscharen kleiner sind, als die von Oxford und Cambridge, setzen geradezu Prämien auf den Besuch der Studentinnen. Oxford und Cambridge enthalten nach wie vor Preise und Stipendien den Studentinnen vor, und alle jene Glanznummern, mit denen unsere Kongressrednerinnen zu paradieren lieben, nehmen sich bei Licht besehen ganz anders aus als in der Entfernung.

Es wäre nun ebenso lächerlich, wenn man aus diesen und ähnlichen Gründen behaupten wollte, dass nicht manche Mädchen für das wissenschaftliche Studium befähigter sind, als manche junge Männer. Allein es fragt sich in dieser Angelegenheit gar nicht, was Frauen können oder nicht können. Es kommt vielmehr darauf an, einen Gesichtspunkt zu finden, von wo aus sich darüber entscheiden lässt, was für die grosse Masse des deutschen Volkes das Vorteilhafteste ist. Will man nun die vielgepriesenen englischen und amerikanischen Zustände im günstigsten Lichte betrachten, so könnte man sagen, es handelte sich hier um eine sehr wohlthätige Umwälzung; denn die lady-Dienstboten würden das Ansehen dieses Standes heben, sie würden gewissenhafter und umsichtiger arbeiten; vielleicht würden die Köchinnen mit Universitätsbildung die Gesetze der Physik und Chemie berücksichtigen, die Hauswirtschaft nationalökonomisch auf eine höhere Stufe heben. Dieser Gesichtspunkt würde aber in Deutschland keine

Rolle spielen; denn Eltern, die ihre Töchter studieren lassen können, sind meistens auch in der Lage, ihnen ein angenehmes Heim und eine leidlich gesicherte Zukunft zu bieten. Und jedes Mädchen, das nur will, kann sich bei uns ohne Universität zur Köchin ausbilden. In England, wo jede Köchin sich empört, wenn eine lady in der Küche erscheint, liegt die Sache wesentlich anders. Kein Punkt zeigt so deutlich, wo der Unterschied zwischen unserer deutschen und der englischen Mädchenerziehung liegt, wie dieser. In Deutschland hält es keine Frau für schimpflich, ihrem Haushalt selbst vorzustehen. Deutschland ist auch das erste Kulturland gewesen, das für eine geregelte Lehrerinnen-, Diakonissen- und Kindergärtnerinnenbildung gesorgt hat. Alle übrigen Länder sind in dieser Richtung Jahrzehnte später vorgegangen als wir. Das Bedürfnis nach einer höheren, vom Staate anerkannten Lehrerinnenbildung hat den Engländerinnen die Universitäten erschlossen, weil das Interesse für die Errichtung von öffentlichen Lehrerinnenseminaren fehlte. Wir sind England buchstäblich überlegen in diesem Punkte, besonders seit unsere Universitäten den Frauen gewisse Freiheiten eingeräumt haben. Eine hauswirtschaftliche Hochschule besitzt England noch nicht; Amerika hat sie, und wir werden sie in Deutschland erhalten, sobald unsere Diakonieseminare und die im April 1897 zu eröffnende Wirtschaftsschule in Ofleiden bei Marburg i. H. die Feuerprobe werden bestanden haben. Diese hauswirtschaftlichen Hochschulen werden für die Hauswirtschaft leisten, was die landwirtschaftlichen für die Landwirtschaft gethan haben. Ihr Einfluss wird sich sogar viel weiter erstrecken als derjenige der letzteren, weil sie alle Schichten der bürgerlichen Gesellschaft berühren werden.

Zu wünschen ist, dass Anstalten dieser Art den Schülerinnen nicht vor dem neunzehnten oder zwanzigsten Lebensjahre erschlossen werden. Sie haben, gleich den Fachschülern für Handwerker und Kunstgewerbetreibende, keinen Wert, wenn nicht gewisse praktische Vorkenntnisse vorhanden sind. Der verhältnismässig geringe Erfolg von Kunstgewerbeschülerinnen wird überall darauf zurückgeführt, dass sie ausserhalb des Handwerks stehen. Das Gleiche würde bei hauswirtschaftlichen Hochschulen der Fall sein.

Man wird freilich darauf hinweisen, dass die Lehrerinnenseminare unmittelbar an die Schule anschliessen. Einmal ist aber dieser Fall durchaus nicht parallel, und dann fragt es sich sehr, ob nicht durch dies Verfahren hunderten von jungen Mädchen durch die Loslösung vom Familienleben gerade in der Zeit, wo sich die individuelle Charakterbildung vollzieht, ein schweres Unrecht geschieht. Dass die Gefahr des Einseitigwerdens, des Zurücktretens der Eigenschaften des Gemütes zum Besten des Verstandes vorhanden ist, wird kein einsichtsvoller Seminardirektor in Abrede stellen. Gewiss sind schon viele ausgebildete Lehrerinnen tüchtige Hausfrauen geworden — tüchtigere unbedingt als hunderte von jungen Damen, die sich am Romanfutter Gemüt und Verstand haben ruinieren dürfen. Es sind aber auch viele Lehrerinnen, infolge ihrer gesonderten Erziehung, namentlich wo es an ausreichendem männlichen Einfluss fehlte, um die Gelegenheit gebracht worden, sich so zu entwickeln, dass ihnen die Möglichkeit, die Liebe eines Mannes zu gewinnen, offen blieb. Man dürfte in diesen Fällen freilich fast immer mit Recht auf mangelnden Einfluss in der Familie schliessen. Die Seminare an sich sind absolut frei von aller Schuld daran. Nur die Bequemlichkeit der Familien ist zu tadeln; sie haben von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in der Kulturentwickelung ihre Verantwortung für die Töchtererziehung zu verringern gesucht, und doch ist noch nie ein stichhaltiger Beweis dafür erbracht worden, dass ein einundzwanzigjähriges Mädchen von Natur mehr geistige Reife besitzt, als der gleichaltrige Mann. Alle Frauen, die mit Bewusstsein an ihrer eigenen Charakterbildung arbeiten, sind einig darin, dass sie ihre volle Kraft erst mit dem achtundzwanzigsten Jahre erreichen. Es ist sehr wichtig, dass im volkswirtschaftlichen Leben mit dieser Thatsache gerechnet werde.

Das einzige Gebiet, wo die weibliche Jugend einen wirklichen Vorsprung vor dem Alter hat, ist das religiöse. Ohne allen Zweifel ist die Jugend empfänglicher für alles das, was an den geoffenbarten Glaubenslehren die Seele fesselt, erhebt und begeistert. Dieses Glaubensleben zu pflegen, sollte der Familie als höchste Aufgabe erscheinen, die es der Jugend gegenüber zu erfüllen hat. Sorgfältig aber meide man

die Richtung auf das Emotionelle. Des Gefühlschristentums haben wir immer noch viel zu viel, trotz allen beklagten Mangels an kirchlichem Sinne. Es ist kaum denkbar, dass eine tägliche, schlichte Hausandacht mit einem kurzen, gelesenen Bibelabschnitt, vielleicht mit Familiengesang und Vaterunser, nicht mehr für das geistliche Leben unserer Jugend thun könnte, als ganze Bibliotheken von Andachtsbüchern. Unser kirchliches Leben krankt an dem Zuviel solcher Sachen. Hier gilt das Wort: „Ihr sollt nichts dazu thun und sollt nichts davon thun.“ Man meint immer, man müsste nachhelfen. Besonders von England aus ist ein gewisser Methodismus zu uns herüber gekommen. Der „christliche“ englische Roman hat viel Schaden dieser Art gestiftet. Man meint, zum „Gläubigsein“ gehöre das Reden von geistlichen Dingen. Man vergisst, dass Gott mit jeder Seele seinen eigenen Weg geht, dass er jede von dem Volke besonders nimmt, wie Christus den Taubstummen; für jede gilt aber auch das Gebot, „es niemand zu sagen“, weil diese Dinge zu hoher und zu verborgener Natur sind, um viel Reden darüber zu vertragen. Wir treiben heutzutage in unsern „christlichen“ Kreisen viel zu viel Seelsorgerei, wir machen es wie thörichte Kinder, die den Blumen auf ihrem Beet keine Ruhe zum Wachsen lassen, weil sie fortwährend daran graben, hacken oder giessen. Es würde des Spottes, des bewussten Widerspruches gegen göttliche Dinge unendlich viel weniger geben, wenn wir die Töchter unserer höheren Stände so erziehen könnten, dass sie gar nicht nötig haben, mündlich von Christo zu zeugen, sondern dass die ganze That ihres Lebens dastände wie ein lebendiges Zeugnis für reinste Wahrheit und höchste Schönheit. Je unbedingter wir in dieser Hinsicht der Macht der heiligen Schrift vertrauen, je glaubensfreudiger wir nach religiöser Seite das Werk der Erziehung treiben, „durch Wandel, ohne Wort“, nur durch das lebendige Zeugnis glühender Liebe zur Sache, desto schönere Erfolge werden wir verzeichnen. Nur der Kleinglaube, der da meint, Gottes Sache müsste mit Menschenhand getrieben werden, hat uns zum Sinken gebracht.

Es ist kaum denkbar, dass eine Frau, die ihren Glauben im Herzen und nicht auf den Lippen trägt, jemals um einen

Beruf in Verlegenheit kommen sollte, auch wenn ihr das Glück versagt wird, den höchsten Beruf der Gattin und Mutter zu erfüllen. Wo immer sie im Leben stehen mag, sie wird eine Zeugin für Wahrheit und Recht, für Schönheit und Liebe bleiben. Sie wird eine Aufgabe erfüllen, deren Segen weit über ihr eigenes Leben hinausreicht, auch wenn ihr der lebende Anteil an der Zukunft des Menschengeschlechtes versagt ist. Mag sie reich sein und niemals eine Arbeit verrichten, die in dem materialistischen Notizbuche des Utilitariers als Wertfaktor verzeichnet wird — sie bleibt ein geistiger Wert durch die ewige Freiheit ihrer eigenen Seele und durch das Zeugnis ihres Lebens gegenüber ihren Mitmenschen. Und ist sie arm, zu arm und unbegabt womöglich, um ihren eigenen Lebensunterhalt zu bestreiten, so wird sie trotzdem nicht ruhen, ehe sie irgend eine Stätte gefunden hat, wo ihr bescheidenes Teil von Kraft Verwendung irgendwelcher Art findet.

Wir werden unsere höhere Mädchenerziehung, wir werden unser ganzes Volksleben nicht fördern, wenn es uns nicht gelingt, den rein materiellen Begriff vom Werte der Arbeit zu beseitigen, der noch weite Kreise praktisch beherrscht, wenn er auch theoretisch geleugnet wird. Die Frauen unserer höheren Stände bilden unbewusst das Urteil des Volkes über diese Frage. So viel sie auch wegen ihres „Müssigganges" geschmäht werden mögen, alle tiefer stehenden Kreise suchen es ihnen trotzdem gleich zu thun. Haben die Frauen der höheren Stände die richtige Wertschätzung für Charakterbildung, für Lebensanschauung und Überzeugungstreue, so wird sie auch dem ganzen Volke mitgeteilt, denn es bleibt wahr, was Prof. Platter unlängst in der Neuen Deutschen Rundschau (Freie Bühne) bekannte: eine Mutter hat in ihrem Leben mehr Aussicht, Gutes zu erreichen und zu wirken, als ein Universitätsprofessor. Die Frauen appellieren immer vielmehr an das Gemüt, an die Seele, als viele Männer es können. Deshalb braucht auch das Leben der ehelosen Frauen nicht verfehlt zu sein, so lange ihnen diese Fähigkeit bleibt. Sie zu erhalten, zu entwickeln, zu pflegen, ist und bleibt die höchste Aufgabe der weiblichen Jugenderziehung.

Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten?

Gekrönte Preisarbeit

von

Anna Beyer,

Lehrerin an der städtischen höheren Mädchenschule zu Forst in der Lausitz.

Motto: Das Ewigweibliche zieht uns hinan.
(Goethe.)

Denn es ist furchtbar,
wer die Götter ehrt.
(Aischylos.)

Wer es unternimmt, die vorgestellte Frage zu beantworten, versucht zunächst, sich für seine Antwort Grenzen zu ziehen; denn ungeheuer weit erscheint das durch dieselbe vor unseren Augen sich aufthuende Gebiet. Die Grenzen ergeben sich durch den in der Frage enthaltenen Begriff „Höhere Berufklassen“. Man hat, wenn man dem Ausdruck nicht näher tritt, im allgemeinen die Vorstellung von höherem Stande, sei er durch Geburt, Amt, Erziehung und Bildung oder durch die aus Besitz und Vermögen erwachsende gesellschaftliche Stellung bedingt. Man beachte aber wohl, dass hier von höheren Ständen nicht die Rede ist. Es handelt sich also nicht um die Töchter der oberen Zehntausend oder mehr, die durch eine historische Schranke zwar nicht in nationaler, aber in sozialer Hinsicht vom Volke getrennt sind, die sich nicht erst durch den Beruf, sondern von vornherein durch die Geburt über das Volk erheben. Es wäre für einen Bürgerlichen, der diesem Stande fernsteht, der nicht hineingeboren ist in seine Lebensanschauungen, sich nicht in sie hineingelebt hat, der nur als kühler Zuschauer auf soziale Verhältnisse, Überlieferung und Sitte des Adels blickt, auch eine undankbare Aufgabe und ein dreistes Unterfangen, für die Töchter derselben eine Theorie der Erziehung aufstellen zu wollen.

Es handelt sich auch nicht unmittelbar um die Töchter jener weiten Kreise, die in unserer industriellen Zeit, besonders in Handels- und Fabrikstädten, gesellschaftlich tonangebend geworden sind, der Fabrikanten und Kaufleute. Sie gehören zum Teil zu den höheren Ständen, wie wir diesen Begriff heute fassen, aber den höheren Berufsklassen gehören sie nicht an.

Digitized by Google

Wer zwischen niederen und höheren Berufen unterscheidet, der wird niedere Berufe alle diejenigen nennen, die es mit der Schaffung materieller Güter zu thun haben, höhere diejenigen, die vorwiegend auf Erhaltung und Mehrung der ideellen Güter eines Volkes gerichtet sind. In einem höheren Berufe kann nur derjenige wirken, der im Besitze der geistigen und sittlichen Errungenschaften seines Volkes ist, der auf der Höhe der Bildung seiner Zeit steht. Die höheren Berufsklassen sind also notwendig die gebildeten Berufsklassen. Der reich gewordene Industrielle, der gesellschaftlich zu den höheren Ständen zählt, kann gebildet sein und wird es häufig sein, aber er braucht es nicht zu sein. Der Gelehrte, der Richter, der Verwaltungsbeamte, der Arzt, der Prediger, der wissenschaftliche Lehrer müssen gebildet sein, sonst wären sie nicht, was sie sind. — Mit der Erziehung der Töchter dieser Kreise haben wir es hier in erster Linie zu thun.

Es gehört kein besonderer Scharfblick dazu, um zu erkennen, mit welchen Schwierigkeiten gerade die den höheren, den gebildeten Berufsklassen angehörenden Eltern bei der Erziehung und Ausbildung ihrer Töchter zu kämpfen haben. Von diesen Kreisen nahm die Frauenbewegung ihren Ausgang; die Sorge um die alten Jungfern ist nirgend so gross und häufig wie hier, in diesen Kreisen ist sie zu einem Notstande geworden, dessen Grösse ein öffentliches Eingreifen, ein Eingreifen des Staates zu heischen scheint.

In der Erschliessung neuer Berufszweige, und zwar der höheren, für das weibliche Geschlecht sehen manche Männer, vornehmlich aber viele Frauen, die Erlösung von diesem sozialen Übel. Nun, mag man immerhin Gymnasien für das weibliche Geschlecht einrichten, mag man ihnen die Universitäten öffnen — für Stellung und Ansehen der Frau nach der Seite ihrer intellektuellen Fähigkeiten hin ist das ja immerhin von Bedeutung, und die einzelne Frau kann sich eine ihren Fähigkeiten entsprechende Existenz gründen — aber man denke nicht, dass man damit die Frauenfrage löse, dass man damit der Frau gebe, was sie im Grunde verlangt und verlangen muss. Wer da glaubt, dass die Frauenfrage, wie oft behauptet wird, nichts weiter sei als eine Brotfrage, der hat ein sehr geringes Verständnis für die in seiner Zeit

ringenden Ideen. Die Frauenfrage ist nicht einmal vorwiegend eine Bildungsfrage, sie greift viel weiter und höher, sie ist eine Frage, die sich dreht um den Menschheitswert der Frau. Gebt mir eine Ausbildung, die es mir ermöglicht, mir eine meinem Herkommen entsprechende Existenz zu gründen, das ist die erste Forderung, die die Tochter an ihre Eltern, das Weib an Gesellschaft und Staat richtet und richten darf mit gleichem Rechte wie der Mann. Die zweite, viel höhere, viel sittlichere Forderung aber ist die: Gebt mir Achtung, die Achtung, die mir zukommt als einer geistigen, gottgewollten Persönlichkeit! Nur das hochgestellte, hochgeachtete Weib hat wirksamen Einfluss auf das Geschlecht der Gegenwart, vor allem aber auf die zu erziehende Generation der Zukunft. — Von dieser Seite gefasst, aber auch nur von dieser, kommt der Frauenfrage der grosse Raum zu, den sie jetzt auf dem Kampfplatze der Öffentlichkeit einnimmt.

Wie aber steht es um die Achtung des Weibes in unserer Zeit, was gilt und bedeutet die Frau der Gesellschaft?

Das geistige Leben mit all seinen Vorstellungen und Ideen findet seinen Niederschlag in der Kunst. Diese führt oft am deutlichsten der Nachwelt vor Augen, was eine Zeit war, was sie errang. Wenn die Nachwelt einst bei unserer Kunst anfragt: Was war die Frau in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts? Dann wird die Litteratur antworten: Sie war eine unter dem Egoismus der Männer, sei es des Gatten oder der Söhne, schwer leidende Dulderin, eine unter den Werktagssorgen und Lasten fast stumpfsinnig gewordene Hausmagd, andererseits aber auch eine schamlose Verführerin, Ehebrecherin und Sittenschänderin — und unter dem Einfluss der Frauenfrage — wohl auch ein an seinen Ketten leidenschaftlich rüttelndes Weib. Die Malerei aber wird sagen: Sie war eine Dame, deren eigenstes Gebiet der Salon war, der Salon, in dem die Phrase die Hauptrolle spielte, und in dem sie fast immer dekolletiert erschien. Sie war weiter eine elende, in Schmutz verkommene Proletarierin und endlich allenfalls noch Bäuerin, die allein noch darauf hindeutete, dass unsere Zeit auch geistig und sittlich gesunde Frauen aufzuweisen hatte. Auf die Fragen: Ja, gab es denn keine gebildeten

Hausfrauen, Gattinnen, Mütter, die künstlerischer Darstellung wert gewesen wären, wo sind die Frauen eurer höheren Beamten, Ärzte, Richter, Lehrer, die Frauen des gebildeten Bürgerstandes, wo zeigen sich diese in ihrer Arbeit, in ihren Werken, in ihrer weittragenden sozialen Bedeutung? Lebten denn eure Künstler nur in der Schenke, in den Häusern des Elends, in den Arbeitssälen der Fabriken, im Salon und im Ballsaal? Kanntet ihr denn kein Familienleben, keine Wohnstube, das eigentliche Reich des Weibes? Auf alle diese Fragen muss die Kunst beschämt verstummen.

Ja, leider Gottes, so weit sind wir gekommen! Die Wohnstube ist eine Stätte der Langenweile; der Familienvater und die erwachsenen Söhne suchen ausserhalb des Hauses Zerstreuung und Anregung. Das öffentliche Leben und Treiben nimmt alle Zeit und Kräfte in Anspruch. Zu Hause ist man nur noch, wenn man der Ruhe bedarf nach den Anstrengungen der Arbeit und des Genusses. Dass der Mann sein Bestes, ein warmes Gemüt und die sichere ruhige Kraft für den Kampf ums Dasein sich einzig und allein aus seinem Hause, aus dem festen, innigen Zusammenleben mit Weib und Kind, mit Eltern und Geschwistern holt, hat man oder will man vergessen. Auch die Frau sucht ihre Ehe nicht mehr darin, einem gemütlichen Familienkreise in eigenem Hause vorzustehen, sondern darin, einen möglichst grossen und möglichst vornehmen Verkehrskreis zu haben. Der Zug nach der Höhe hat sie alle ergriffen, Mann und Weib. Aber nach welcher Höhe? Nach der, wohin Gott Mammon seine Auserwählten führt, wohin die Herrschsucht leitet, nach der Höhe, wo Pracht und Glanz Einfachheit und Genügsamkeit als die Tugenden schwachsinniger Thoren verhöhnen, wo die Augenblenderei dem gesunden Wahrheitssinne siegreich die Thüre weist. Die Jagd nach äusseren Erfolgen, der Tanz um das goldene Kalb kennzeichnet leider Gottes alle Kreise unseres Volkes, und in ihrem Gefolge zieht ausser dem Luxus die Genusssucht. Diese aber treibt den Mann, und was noch viel schlimmer ist, auch das Weib aus den schützenden Mauern des Hauses, die Wohnstube wird öde, das Familienleben kalt und trübe. Wo aber kein echtes, rechtes Familienleben mehr ist, da fliehen Sitte nnd Frömmigkeit und mit ihnen die Sittlichkeit, da ge-

deiht keine feste, warme Liebe mehr, da sind allen schlechten Trieben der menschlichen Natur Thür und Thor geöffnet. Und da erwächst — wenn doch die gebildeten Frauen das recht verstehen und beachten wollten — da erwächst die Verachtung des Weibes in Haus und Gesellschaft; wo Mammonsdienst und Luxus überhand nehmen, da wird auch das Weib zum — Luxusartikel.

Und wenn heute die Frau öffentlich auftritt und Reden hält und Bücher schreibt zu dem Zwecke, ihrem Geschlechte eine geachtetere Stellung zu schaffen, so ist ihr Streben dem Grunde nach ein edles und berechtigtes. Nur haben gerade diejenigen, die sich für die berufenen Vertreterinnen ihres Geschlechtes in der Öffentlichkeit halten, häufig nicht die volle klare Erkenntnis, woher sich die Verachtung des Weibes leitet, wie und wo sie einzusetzen haben; nur versehen sie sich zu oft in der Wahl ihrer Mittel, obwohl man, wenn man die Entwicklung der Frauenbewegung verfolgt, auch hier ein langsames Fortschreiten nicht verkennen wird. Wer damit die Verachtung des Weibes aus der Gesellschaft zu schaffen glaubt, dass er die Frau studieren lässt, dass er ihr zeigen lässt, dass ihr Intellekt dem männlichen gleich sei, der ist ein Thor; ein noch grösserer aber ist der, der ihr persönlichen Wert verleihen will dadurch, dass er sie zum allgemeinen Stimmrecht zulässt.

Was dem Weibe für den Mann Wert giebt, ist nicht, dass sie ihm gleich, sondern dass sie anders ist als er. Nicht, dass sie leistet, was er auch leistet, sondern dass sie kann, was er nicht kann, das macht ihre Bedeutung aus für den Einzelnen wie für die Gesamtheit. Wenn sie die ihr eigentümlichen Anlagen zu der ihr möglichen Höhe entwickelt, wenn sie eine volle und starke Persönlichkeit aus sich macht, so ist sie dem Manne gleichwertig, der seinerseits dasselbe thut, und tausendmal mehr wert als der ideal- und charakterlose Mann, und wenn er sie an Wissen um Bergeshöhe überragt. Was aber ist es, das dem Weibe vor dem Manne gegeben ist? Es ist nicht seine Schönheit, nicht sein Verstand, nicht sein Blick für das Kleine, nicht seine praktische Tüchtigkeit, nicht einmal seine Sittlichkeit, es ist das alte Bekannte, oft verlachte und verspottete und

doch ewig Wahre, das, was die Deutschen alter Zeit im Weibe verehrten, das Gottahnende, das Gotterfüllte. Es ist etwas Wunderbares um die Seele eines Weibes. Ein Weib kann sehr wohl ein Kind der Gegenwart sein. Es kann sehr wohl zweifeln an der Wahrheit überlieferter Glaubensartikel, und es hat doch seinen Glauben, seinen Gott, seine ideale Liebe. Es muss diese Liebe, es muss seinen Dank, seine Sorgen, Ängste und Nöte, es muss dies alles ausströmen im Gebet. Thoren die, die das Weib deswegen der Inkonsequenz beschuldigen! Sie kann eben nicht anders. Ein Weib sein und beten müssen, das ist ein Naturgesetz. Wenn von den beiden verschiedenen Wesen das eine feste Glaubenssätze aufgeben kann, ohne damit zugleich seinen Glauben zu verlieren, so ist es das Weib. Ja das Weib braucht überhaupt keine Glaubenssätze, um zu glauben. Reisst vor einem echten klugen Weibe ein Glaubensgebäude ein, es fehlt ihr nicht an Verstand, um dem Abbau Schritt für Schritt folgen zu können; wenn ihr aber denkt, ihr habt ihm damit Halt und Stütze, seinen Glauben genommen, so irrt ihr euch. Der ruht warm und sicher in der Tiefe der Seele und ist völlig unabhängig von Verstand und Verstandesgründen. — Ein Weib aber, das seinen Glauben verwerfen kann, das sich bewusst der absoluten Glaubenslosigkeit, dem Materialismus in die Arme wirft, hat sich selbst aufgegeben, es hat sein Edelstes, die Tiefe seiner Seele, den Ursprung und die Kraft seiner Liebe, seiner Hingabe und Opferfähigkeit, seiner Geduld und seines Vertrauens, es hat das Ewig-weibliche abgestreift. Das aber ist es, was das Weib auszeichnet vor dem Manne, was ihm die Herrschaft giebt über ihn, ob sie anerkannt wird oder nicht, das ist es, was uns hinanzieht, was — wieder erweckt und als ein köstlicher Schatz gehegt und gepflegt — uns eine neue Generation schaffen könnte voller Weisheit, Liebe und Sittlichkeit.

Das in unseren Töchtern zur schönsten Entfaltung zu bringen, sei das Ziel unserer Erziehung; auf diesem Grunde alles das aufzubauen, was sie für das Leben nötig haben an praktischen Fähigkeiten und Fertigkeiten, an intellektuellem Wissen und Können, sei die Aufgabe der Eltern und Erzieher, vornehmlich in dem Alter, da die

jugendliche Seele sich dem Ideal entgegensehnt wie in keinem andern, da der Verstand anfängt zu begreifen, was es ist um das Leben, um seinen Wert und seine Ziele. Lernen müssen unsere Töchter, dass der Mammonsdienst unser Volk zum Verderben führt, dass die Bedeutung und das Ziel des Lebens nicht in äusseren Erfolgen besteht; lernen müssen unsere Frauen, dass ihr Weg nicht aus dem Hause hinausgeht, dass das alte, viel missbrauchte Wort: Die Frau gehört ins Haus! nicht bloss ihnen noch immer Richtschnur sein muss, sondern dass es ihr Recht und ihre Pflicht ist, dieses Wort auch auszudehnen auf den Mann. Auch der Mann gehört ins Haus, wenn ihn nicht die Ausübung seines Berufes davon fernhält. Frauen müssen wir haben, die es verstehen, für Mann und Kinder das Wohnzimmer so gemütlich, so einzigartig zu machen, dass sie nirgend anders einen Ersatz dafür finden, Frauen, die den Mann davon überzeugen können, dass es die erste soziale Pflicht des Vaters ist, im Familienzimmer zu weilen und seine Kinder zu erziehen.

Wenn wir nun dazu übergehen, im einzelnen zu zeigen, wie sich die Erziehung unserer Töchter vom 15. bis zum 20. Lebensjahre gestalten soll, so überfällt uns Scheu und Bangen. Ja, wer zum berufenen Pädagogen zugleich ein rechter Dichter wäre, wer ein Buch schreiben könnte, durchglüht von edelster Begeisterung, von reinster Liebe für die Töchter seines Standes, wer sie dichterisch sehen und gestalten könnte als die leuchtenden Vorbilder ihrer Töchter, die Leiterinnen und Ratgeberinnen auch der dem Knaben-, dem Jünglingsalter entwachsenen Söhne, die Helferinnen ihrer Gatten, die Reinigerinnen der Sitten, die Verächterinnen der Lüge, der Hohlheit in der Gesellschaft, die barmherzigen Samariterinnen gegen ihre elenden Mitmenschen, die patriarchalischen Erzieherinnen ihres Gesindes, ein anderes „Lienhard und Gertrud“ für die höheren Berufsklassen unserer Zeit, wer das hineinwerfen könnte in all den Wirrwarr über Frauenfrage und Bethätigung unserer Töchter nach dem schulpflichtigen Alter, der hätte eine That gethan. Wer nun aber kein Pestalozzi ist, wer sich sagt, dass er doch gar nichts Neues oder Tieferes zu sagen hat, als von anderen und besseren Leuten auch schon gesagt worden ist, der ruft sich zaghaft zu: Warum schreibst

du über diesen Gegenstand, hoffst du die Form zu finden, in der alte Gedanken von neuem wirksam werden? Nur ein Versuch kann dir diese Antwort geben — nun, so versuche es!

Fünfzehn Jahre! Dein Kind steht vor dem Altare und legt das Gelübde ab, ein Kind Gottes und damit zugleich ein sittlicher Mensch, ein tüchtiges, brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft werden zu wollen. Hast du es bis dahin sorgfältig erzogen, so ist es ihm ernst mit diesem Gelübde, und du hast einen Grund gelegt, auf dem du weiter bauen kannst. Ist ihm dieser Tag des Gelübdes nichts weiter als ein Tag besonderer Wichtigkeit, an dem es sich vor der Gemeinde zu präsentieren hat, als der Markstein zwischen Kind und angehender Dame, an dem es ganz genau beachtet, wie es sich ausnimmt in Gang und Haltung, im Faltenwurf seiner Toilette, wie die Mitgenossinnen erscheinen und sich benehmen, ist ihm sein Ja nur eine Form, dann wehe dir, dann baut dein Kind sein Leben auf einen Grund von Flugsand, und den hast du gelegt. Und ihr, Vater und Mutter, ihr Erzieher, welches ist heute euer Denken und Fühlen? Es lebt wohl in euch der herzliche Wunsch, euer Kind den guten Weg des Lebens gehen zu sehen, nicht bloss den guten Weg einer bequemen und sorglosen Existenz, sondern den Weg der Tugend und der Wahrheit. Siehst du heute in der Ceremonie der Konfirmation — wie du auch sonst darüber denken magst — eben nichts als eine Ceremonie, dann lass dein Kind aus deinen Händen, dann fehlt es dir am Besten, was du ihm ins Leben mitgeben kannst, dann suche ihm einen anderen Erzieher. Jeder ernste Vater und jede ernste Mutter aber bewegen heute und in folgenden Tagen in ihrem Herzen mancherlei Fragen, die gebieterisch Antwort heischen. Es werden im allgemeinen die folgenden sein:

Was soll aus meiner Tochter werden in Beruf, Haus und Gesellschaft, wie lässt sich ihre praktische Erziehung am zweckmässigsten gestalten?

Wie mache ich mein Kind stark und fest in sich selbst und für die Wechselfälle des Lebens, wie bilde ich seinen Charakter?

In welchen Ideen von Gott, Welt und Menschen scheint mir das Glück, die Bestimmung meines Kindes zu liegen, in welcher Lebensanschauung erziehe ich es?

Die erste und wichtigste Frage ist die, welche allen anderen Erziehungszwecken zur Grundlage dient, die sich richtet auf die Bedingungen, unter denen das Leben überhaupt möglich ist, die: Was soll mein Kind werden, wie gründe ich ihm seine Existenz?

Es ist bei normalen Verhältnissen jedes Vaters und jeder Mutter Wunsch, seien sie reich oder arm, dass ihre Töchter in einer glücklichen oder doch zufriedenen Ehe die ihnen von der Natur gesetzte Bestimmung erreichen. Man ist daher auch keinen Augenblick darüber im Zweifel, dass die Erziehung der Töchter in erster Hinsicht auf diese natürliche Bestimmung gerichtet sein muss. Ein Mädchen muss, auch wenn sie in einem anderen als weiblichen Berufe ihre Lebensbedingung findet, diesen Beruf jederzeit mit dem der Gattin und Mutter vertauschen können, wenigstens soll sie daran nicht gehindert sein durch den vollständigen Mangel an denjenigen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, die zur geordneten Führung eines Haushaltes, zur Pflege und Erziehung der Kinder nötig sind. Wird sie durch sich selbst, durch die Eigenart ihres Empfindens und Denkens von der Schliessung einer Ehe zurückgehalten, so ist das ihre Sache, sie kann ihrer Erziehung dann nicht Schuld geben.

Nach welchen Richtungen hin hat nun die Ausbildung deiner Tochter für ihren natürlichen Beruf zu geschehen? Deine Tochter soll Gattin und Hausfrau, Mutter und Erzieherin ihrer Kinder, soll als Hausfrau zugleich die Vertreterin ihres Hauses und ihrer Familie nach aussen, d. h. im geselligen Umgange sein. Wer übernimmt ihre Erziehung nach allen diesen Seiten hin? Man sollte meinen, über die Beantwortung dieser Frage könnte gar kein Zweifel sein, sie müsste natürlich lauten: die Mutter. Hier liegen jedoch die Verhältnisse so mannigfaltig, dass man in Verlegenheit kommt, wenn man grosse und allgemein geltende Linien ziehen will. So ist es in manchen Städten in den besseren Gesellschaftskreisen Sitte geworden, die Töchter mit dem 15. oder 16. Lebensjahre in ein Pensionat nach auswärts zu schicken, wo sie in den

fremden Sprachen, im Zeichnen und Malen, in Musik, Litteratur, Kunstgeschichte, in geselligen Umgangsformen unterrichtet werden, wo sie also vor allem das lernen, was die Konversation und die Repräsentation in der Gesellschaft erheischt. Man wird, so künstlich und gemacht einem die Sache auch erscheinen mag, ihr doch nicht allen Wert absprechen dürfen, wenn es sich um Töchter gebildeter Familien vom Lande handelt, oder auch um die Töchter solcher Familien, die vermöge ihres Geldes in eine höhere als ihrer Bildung entsprechende Gesellschaftsstufe gerückt sind. Solche Mädchen können thatsächlich im eigenen Hause und bei ihrer Mutter nicht die geeignete Erziehung in notwendigen Äusserlichkeiten erhalten. Wirklich gebildete Eltern aber sollten sich an dieser Sitte nicht beteiligen; denn niemals kann ein Pensionat deiner Tochter den Ernst und die Gemütsinnigkeit, kurz, die in den Tiefen der Seele wurzelnde Bildung eines gut geleiteten, feingeistigen Elternhauses geben. Behalte dein Kind in den ersten Jahren nach der Schulzeit im Hause. Ist das doch gerade die Zeit, da die Tochter der aufmerksamsten und zartesten Leitung bedarf. Und die erste Forderung ist hier: Gieb ihr tüchtige Arbeit im Haushalte, aber Arbeit, nicht bloss Beschäftigung. Bist du selber eine rüstige Haushälterin, die die gesamte Last und Mühe des Haushaltes mit Freuden auf ihren Schultern trägt, so ist es wohl verständlich, wenn du mit etwas Bangen dem Tage entgegensiehst, da deine erwachsene Tochter diese Lsst mit dir teilen soll. Aber im Interesse deiner Tochter musst du das Opfer bringen, musst ihr möglichst frühzeitig einen Teil deiner Pflichten überlassen. — Unsere jungen Mädchen sind von der Schule aus an ein strammes Arbeiten, an Pünktlichkeit und Ordnung, an strenge Pflichterfüllung gewöhnt. Was hier errungen worden, darf nicht leichtsinnig wieder aufgegeben werden, wie es leider gar nicht selten geschieht. Um sechs Uhr des Morgens stehe deine Tochter auf wie früher. Unter keinen Umständen darfst du in Bezug auf das Aufstehen eine Willkür eintreten lassen, darauf gründet sich die Tagesordnung. Zu dem so gefährlichen Träumen im Bett darf ihr keine Zeit gelassen werden. Hat sie kleinere Geschwister, so musst du den Ehrgeiz in ihr erwecken, diesen nach jeder

Richtung ein Vorbild sein zu wollen; diese des Morgens für die Schule fertig zu machen, sei ihre erste Aufgabe. Am besten ist es, sie hat einen wie den anderen Tag dasselbe zu thun, immer stehe sie eine geraume Zeit an derselben Stelle im Getriebe des Haushaltes. Als Lieutenant Glülphi in Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“ den Entschluss gefasst hat, ein Schulmeister zu werden, geht er zuerst in Gertruds Wohnstube, um von der natürlichen, eingeborenen Erziehungsart der Mutter zu lernen. Er sieht, wie sie mit den Kindern betet, denkt und lernt, sieht, wie die Kinder mit der Mutter und unter ihren Augen im Hause, am Spinnroeken und im Garten arbeiten, und als er mit seinen Begleitern die Gertrud verlässt, sagten die Herren, sie wollten morgen wiederkommen. Da antwortet sie ihnen: Warum das? Ihr werdet morgen und immer wieder nur das Nämliche finden. Glülphi antwortet ihr: Du könntest dich und dein Thun nicht besser rühmen, als mit diesem Worte. Und er hatte recht. Das, was immer gleich bleibt, nähert sich dem, was ewig bleibt, ebenso wie das, was sich immer verändert, dadurch auffallen macht, dass es nichtig und vergänglich ist. — Diese dem Leben abgelauschte Wahrheit Pestalozzis sollte jede Mutter sich zur Regel machen. Jene Stetigkeit der Arbeit, jene Bestimmtheit und Gleichheit in der Tages- und Wochenordnung allein giebt deiner Tochter die Stetigkeit und Festigkeit, die Zuverlässigkeit in Wesen und Charakter, die für eine rechte Hausmutter unerlässlich ist. —

Mehr als früher kommt Deine Tochter durch die Arbeiten im Haushalt mit den Dienstboten in Berührung. Auch darauf hast du dein Augenmerk zu richten. Es wird manchem schwer, diesen gegenüber das Richtige zu finden. Im grossen Ganzen kann man die Hausfrauen hier in drei Klassen einteilen. Da sind erstens solche, die sich mit den Dienstboten „einlassen“ und es nicht verstehen, sich „in Respekt zu setzen.“ Seinen Grund hat diese Erscheinung entweder darin, dass den Herrinnen selbst noch zu viel von Dienstbotendenken und -Fühlen anhaftet, oder aber dass sie durchaus unpraktisch und thöricht im Umgange überhaupt sind. Die zweite Klasse den diejenigen, die in ihren Forderungen unbillig sind. Es giebt Hausfrauen, deren übertriebener Reinlichkeits- und Ordnungssinn die Mädchen aus dem Hause treibt und die Häuslichkeit ge-

radezu in das Gegenteil von Gemütlichkeit, die doch mit Ordnung und Reinlichkeit hergestellt werden soll, verkehrt. Verbindet sich mit sehr hohen Forderungen ein freundlicher Sinn für das Mädchen und seine Bedürfnisse, so wird zwar ein vernünftiges Mädchen sich willig fügen, gewöhnlich aber ist das nicht der Fall; man wird immer finden, dass solche Herrinnen auch kalt und abgeschlossen, ja sogar schroff sind. — Es wird heutzutage von den meisten Hausfrauen über die Mädchen geklagt, es wird das Ideal der Mädchen aus früheren Zeiten heraufbeschworen, daran aber denken unsere Frauen nicht, auch das Ideal der Hausherrin aus früheren Zeiten in sich auszubilden, jener Herrin, die dem Mädchen eine zweite, wenn auch kühlere und strengere Mutter war. Welcher Hausherr, welche Hausfrau der höheren Berufsklassen denkt heute noch daran, mit ihrem Gesinde eine gemeinsame Morgen- und Abendandacht zu halten oder gemeinsam mit den Dienstboten zu Tische zu gehen. Familienandachten sind veraltet, und das zweite erscheint unseren verfeinerten Nerven eine Unmöglichkeit. Ich will dem auch hier nicht das Wort reden, die Dienstboten wünschen es wohl selber nicht, aber könnte nicht wenigstens das Tischgebet gemeinsam gesprochen und eine gemeinsame „Gesegnete Mahlzeit" geboten werden?

Es ist über ein engeres Zusammenleben zwischen Herrschaft und Dienerschaft vom Standpunkt der sozialen Frage schon so viel geschrieben und gesprochen worden, dass darüber Neues nicht mehr gesagt werden kann. Gelöst aber kann die Frage nach dieser Richtung hin nur von der Einzelfamilie werden durch solche Hausväter und Hausmütter, die neben einer hochstehenden Bildung ein starkes Gefühl allgemeiner Menschlichkeit besitzen. Und das ist die dritte Klasse von Hausfrauen, freilich eine seltene Art. Die Würde einer charaktervollen Persönlichkeit hält die Dienstboten in respektvoller Entfernung, die Wärme des menschlichen Empfindens erweckt Liebe und Freudigkeit im Dienst. Zu welcher Art von Hausherrinnen du deine Tochter erziehen willst, das brauche ich dich wohl nicht zu fragen. Wie aber bildest du dein Kind dazu? Nur an deinem Vorbilde und auf Grund einer Lebensanschauung, die

in dem Dienstboten nicht nur eine bezahlte „Kraft" sieht, sondern einen Menschen, der sich mit seiner Person in deinen Dienst stellt und dafür deiner Fürsorge, deines Wohlwollens bedarf. In dem Verhältnis zu den Dienstboten, in dem Loben mit diesen in Haus und Familie wurzelt das soziale Denken und Fühlen deiner Tochter. Von hier aus wird sie eng- oder weitherzig, kalt oder warm gegen die Menschenklasse, die gesellschaftlich unter ihr steht. Von hier aus musst du sie am einzelnen Beispiel begreifen lehren, was berechtigt ist an dem Kampfe, den der sogenannte vierte Stand heute kämpft, musst aber auch wieder am Beispiel zeigen, wie viel Sentimentalität, wie viel Phrase und Unwahrheit in der Lehre von der Gleichheit der Menschen liegt.

Soll aber deine Tochter gar nicht dein Haus verlassen, ehe sie dem Gatten in das eigene folgt? Du bist anderer Meinung, du willst, dass sie im Umgang mit Fremden, dass sie in anderen Verhältnissen ihre Ausbildung zur Hausfrau, die du begonnen hast, vervollkommnet, dass sie mit dieser Ausbildung zugleich das Leben kennen lernt und Erfahrungen sammelt, die sie im eigenen Hause nicht so mannigfaltig, nicht in der Weise, wie du es wünschest, sammeln kann. — Die energische Vorkämpferin einer besseren Ausbildung der Mädchen für das Leben, Helene Lange, hat einmal den Wunsch ausgesprochen, die Mädchen höherer Stände in einem einjährigen Dienste in Kleinkinderbewahranstalten, Haushaltungsschulen, Volksküchen, Krankenhäusern und dergleichen ihre Pflicht der Gesellschaft ableisten zu sehen, wie dies der Mann in Waffen thut. Das wäre in der That ein Erziehungsmittel, ein Seitenstück zu der grossen Schule, die die Militärzeit für das männliche Geschlecht bildet. Gleich diesem würden nur diejenigen Mädchen der höheren Stände von dieser Dienstleistung dispensiert, die notwendig im Haushalte ihrer Familie gebraucht würden, alle anderen, die nicht für ihres Lebens Notdurft und Nahrung zu arbeiten hätten, müssten einen solchen ein- bis zweijährigen Dienst ableisten. Der praktische und ideale Gewinn einer solchen Einrichtung wäre gar nicht hoch genug zu schätzen. Jedoch wird das immer ein frommer Wunsch bleiben. Eine Einrichtung, die nicht aus einem unmittelbaren allgemeinen Bedürfnis hervorgeht, die

nicht zum Bestehen der Gesellschaft und des Staates notwendig ist, wie das Heer und die Wehrpflicht, wird niemals allgemeine Gültigkeit durch Gesetzesvorschriften erlangen. Und unbedingt notwendig ist eine solche Einrichtung nicht. Giebt es doch Gelegenheiten genug in öffentlichen und Privatanstalten, da dein Kind ausserhalb deines Hauses seine haushälterische Ausbildung vervollkommnen kann, wenn du sie nur benutzen willst. — Am schönsten und natürlichsten ist es, wenn du deine Tochter ihr Probejahr in einer angesehenen Familie abdienen lässest, wo eine tüchtige Arbeit von ihr verlangt wird, wo sie als Stütze der Hausfrau, als Gesellschafterin oder dergleichen womöglich für ihre Arbeitsleistungen bezahlt wird. Stosse dich daran nicht! Es liegt in den Arbeiten für Geld ein hoher sittlicher Wert. Der Gedanke: ich kann für mich selbst sorgen, ist für die Ausbildung einer charaktervollen Persönlichkeit eine der natürlichsten Bedingungen. Hat ein Mann keinen Beruf, der ihm ermöglicht, auch ohne ererbten Besitz sich und eine Familie zu ernähren, so ist er nach unseren Anschauungen kein rechter Mann. Warum sind unsere Anschauungen in Bezug auf das weibliche Geschlecht gerade die entgegengesetzten? Ihrer Entstehung nach sind sie wohl erklärlich, aber von sittlicher Bedeutung sind sie nicht. —

Kehrt deine Tochter nach ihrem Ausfluge in die Welt wieder in dein Haus zurück, so muss sie hier wieder ihre hauswirtschaftliche Thätigkeit aufnehmen. Jetzt aber wird ihre Stellung eine wesentlich andere. Du musst ihr eine grössere Selbständigkeit gewähren. Überwinde dich sogar darin, dass du sie vollständig in deine Verhältnisse einweihst, sie muss wissen, wie viel Mittel dir zur Verfügung stehen für Haushalt, Kleidung, Wohnung, für die Erziehung der Geschwister, sie muss deine Sorgen mit dir teilen, du musst mit ihr Berechnungen aufstellen, mit ihr beraten über Ausgaben, die gemacht oder vermieden werden können. Das ist der grosse Vorzug kleinbürgerlicher Verhältnisse, dass die Kinder ihre Lebenserfahrungen gewinnen, ihren Charakter bilden und stählen an den Sorgen von Vater und Mutter, an der Miterziehung der jüngeren Geschwister und dadurch, dass sie durch ihren Verdienst mit beitragen helfen zum Unterhalte für

die Familie. In den höheren Berufsklassen dagegen sorgen sich gewöhnlich die Eltern allein, teils weil sie aus Liebe ihren Kindern die Heiterkeit der Jugend, das unbefangene, frohe Lebensgefühl nicht trüben wollen, teils aber leider auch, weil sie sich scheuen, ihre Kinder in ihre unklaren Verhältnisse hineinschauen zu lassen. Damit aber geht eines der natürlichsten und eindringlichsten Erziehungsmittel verloren.

Deine Tochter soll aber nicht nur zur Hausfrau, sie soll auch zur Gattin und Mutter erzogen werden. Dass das nötig ist und mit Sorgfalt geschehen muss, wird nur selten eingesehen. Man meint, mit dem Manne und dem Kinde sei auch zugleich die Fähigkeit gegeben, mit dem Manne recht zu leben und sein Glück und das der Kinder zu begründen. Wie thöricht! Die schwerste Kunst auf Erden ist es, einen Menschen glücklich zu machen. Wie zu jeder Kunst, so gehören auch zu dieser Kenntnisse oder besser Erkenntnisse und Fertigkeiten. Die Liebe zwischen Mann und Weib — und sei sie die reinste — trägt nicht alle Schwächen und Fehler des Charakters, duldet nicht alle Eigentümlichkeiten, sie hört wohl auf, wenn sie nicht mit Sorgfalt, mit Zartheit und Bewusstsein gepflegt wird. Du Gattin, die du es verstanden hast, die Wärme des ehelichen Glückes mit hinein zu nehmen in die ruhigen Jahre, du wirst auch wissen, wie viel Mühe und Selbstüberwindung das gekostet hat, wie viel Vernunft dazu gehörte, und du wirst zugeben, dass eine Erziehung zur Gattin geboten ist. Du aber, die du mit Schmerz vielleicht einsiehst, dass du nicht schuldlos daran bist, wenn dein eheliches Leben anders geworden ist, als du es dir in der Jugend träumtest, wirst erst recht von ganzem Herzen deiner Tochter den Weg zu einer glücklichen Ehe anbahnen wollen. Erziehe deine Tochter zur Hüterin des ehelichen Glückes! Fragst du mich: Wie soll das geschehen? So sage ich dir: Sieh' dir die wenigen glücklichen Ehen an, die du in deinem Umgange kennen gelernt hast, jene Ehen, da du nach zwanzig, dreissig, vierzig Jahren immer dasselbe siehst, nämlich eine Gemeinschaft, eine Freundschaft, die im Glück immer freudiger, durch Leid und Schmerz immer fester wurde. Diese Ehen studiere so zu sagen, vergleiche sie mit deinen eigenen Erfahrungen und du wirst im stande sein, im

fortwährenden Zusammenleben mit deiner Tochter ihr mancherlei nützliche Erkenntnisse zu vermitteln. Man bemüht sich in neuester Zeit so sehr, den Unterschied zwischen Geist und Gemüt des Mannes und der Frau festzustellen, lediglich um nachzuweisen, dass die Frauen zu dem und dem Berufe fähig oder nicht fähig seien. Männer und Frauen streiten darüber mit heftigster Erbitterung. Und was kommt dabei heraus? Nichts als eine Entfremdung der beiden Geschlechter. Im Laufe der Zeit, im praktischen Leben erweist es sich ganz genau, was eine Frau leisten kann und was nicht. Von grossem Nutzen, von unmittelbar praktischem Werte dagegen wäre es, wenn Mann und Weib, Jüngling und Mädchen auf Grund der Anschauung im Hause, in der Familie, im Gedankenaustausche mit Vater und Mutter, der eine mehr mit jenem, die andere mehr mit dieser, die thatsächlichen physischen und seelischen Unterschiede und die daraus hervorgehenden Bedürfnisse und Neigungen der beiden Geschlechter kennen und würdigen lernten, um einst im ehelichen Zusammenleben die nötigen Kenntnisse, das rechte Verständnis dafür zu haben. Wer es veranlassen könnte, dass nur der junge Mann, nur das junge Mädchen in die Ehe treten dürften, die ihren Katechismus über den sittlichen Wert und die sittliche Bedeutung der Ehe in Herz und Kopf haben, der wäre vielleicht im stande, unserm deutschen Volke ein rechtes Familienleben zurück zu geben. Wie entsetzlich leichtsinnig wird in unserer Zeit von Seiten der jungen Mädchen die Ehe geschlossen! Leider herrscht auch hier das eiserne Gesetz von dem umgekehrten Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage. Das junge Mädchen von heute hat fast keine Wahl. Besser ohne Liebe heiraten als gar nicht heiraten, das ist der Grundsatz des jungen Mädchens und seiner Eltern. Nun, über den Wert der Liebesheiraten liesse sich streiten vom sittlichen und sozialen Standpunkte aus, aber jene notwendigen Fragen bei Schliessung einer Ehe: Kann ich dem, der um mich wirbt, eine rechte Gattin sein, kann ich mich finden in seine Art, teile ich seine Interessen, seine Lebensanschauungen, kann ich seine Neigungen verstehen, kann ich ihm zu Liebe das Opfer eigener Neigungen bringen, auch die stellt sich das junge Mädchen gar zu leicht hin. Dem leichtsinnigen: es wird schon

gehen — folgen Jahre herben Kampfes. Und nur wenige sind dann stark genug, sind Märtyrerinnen genug, das selbstgewählte Los ohne offene oder tiefinnere Auflehnung zu tragen. Diese aber heisst Zank und Streit, jene heisst trostlose Gleichgültigkeit, eisige Kühle zwischen Mann und Weib, heisst ein Haus ohne Liebeswärme für die Kinder.

Aber auch der Mann, dem die Wahl frei steht, denkt bei derselben selten an das alte Bibelwort: Ich will ihm eine Gehülfin machen, denkt selten daran, was in dem Begriffe Gehülfin für ihn und seine Ehe liegt. Es ist ein hässlicher Gedanke, aber doch leider in den höheren Berufsklassen traurige Wahrheit, dass der heiratsfähige Mann, der meist im Alter von 30—40 Jahren steht, sich gar zu häufig das jüngste Mädchen zur Gattin wählt. Selten aber wird ein junges Mädchen von siebzehn oder achtzehn Jahren einem sechsunddreissigjährigen oder noch älteren Manne eine rechte Gehülfin sein können. Ist das aber nicht der Fall, so ist über den sittlichen und sozialen Wert einer solchen Ehe der Stab gebrochen. Poetisch und pikant mag das eheliche Verhältnis zwischen einem Manne und einem Kinde sein, glückbegründend, gesichert, innig und fest aber ist nur das gleiche Bündnis. Darüber ihre Söhne und Töchter zu belehren, ihnen immer wieder die Pflichten des Gatten und der Gattin vorzuhalten in Beispiel und Wort, das ist die erziehliche Aufgabe vernünftiger Eltern.

Wie steht es endlich um die Erziehung unserer Töchter zu Müttern eines künftigen Geschlechtes? Dein Beispiel und die Selbstzucht, die deine Tochter an sich üben lernt im Umgange mit dir, mit den Dienstboten und mit Fremden, sind die besten Bürgen für ihre Befähigung zur Kinderzucht. Versäume es nicht, wenn du Gelegenheit hast, dein Kind in Fortbildungskursen an den Vorträgen teilnehmen zu lassen, die sich auf das Gebiet der Psychologie und Gesundheitslehre erstrecken. Am besten ist es, wenn du dich mit anderen Müttern deines Bekanntenkreises zusammenthust, wenn ihr mit euren erwachsenen Töchtern mit einer erfahrenen und tüchtigen Lehrerin euch vereinigt, die Vorträge über Gesundheitslehre, Kinderpflege und Erziehung hält, wenn ihr mit euren neunzehn- bis zwanzigjährigen Töch-

tern das Gehörte durchsprecht und eure eigenen Erfahrungen für sie fruchtbar macht. Erziehungsbücher wie Herbert Spencer „Die Erziehung", in dem von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus praktische Winke bis ins Kleinste hinein gegeben werden, wie Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" lest und besprecht mit ihnen. Nirgend sind die Pflichten der Gattin und Mutter schöner dargestellt, als in dem letzteren, nirgend der Segen einer hingebenden Gattin und Mutter für die sittliche Erziehung der Menschheit packender gezeigt worden. Das Buch, das einst eine Königin Luise zu der Niederschrift in ihrem Tagebuche veranlasste: „Ich lese jetzt Lienhard und Gertrud, ein Buch fürs Volk von Pestalozzi. Es ist mir wohl in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzte ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Manne mit Thränen in den Augen und mit einem Händedrucke zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit! Ja, in der Menschheit Namen danke ich ihm!" — Das ist leider nur ausnahmsweise in einem gebildeten Hause zu finden. Und es kann doch heute eine Mutter noch ebenso gut mit Begeisterung zu ihrem hohen Berufe erfüllen wie damals. —

Es genügt aber nicht, unsere Töchter zur Hausfrau, Gattin und Mutter schlechthin zu erziehen. Sie sollen die Vorsteherinnen eines gebildeten Haushaltes, sollen Gattinnen der gebildetsten Männer unseres Volkes, sollen die Mütter der geistigen Führer der Zukunft werden. Sie müssen, wenn sie als solche ihren Beruf wahrhaft erfüllen sollen, in den Geist ihrer Zeit eindringen, müssen die mit einander um den Vorrang kämpfenden sittlichen, sozialen und ästhetischen Ideen erfassen können, müssen eigene Ideale haben und verteidigen. Dies alles aber ist bedingt durch eine sorgfältige und hohe Bildung des Geistes. Unsere Jünglinge holen sich diese von den Universitäten, für unsere Jungfrauen giebt es allerhand Privatveranstaltungen, zu denen auch die in der jüngsten Zeit vielfach mit höheren Mädchenschulen verbundenen wahlfreien Kurse, sowie die von Frauenvereinen errichteten Fortbildungskurse gehören. Diese, sowie der auch bei solchen Familien, deren Töchter „es nicht nötig haben", sich immer mehr ein-

bürgernde Gebrauch, ihre Töchter die Lehrerinnenprüfung ablegen zu lassen, deuten darauf hin, wie sehr das Bedürfnis einer besseren geistigen Ausbildung von den Frauen empfunden wird. Die Frau, die dieses Bedürfnis nicht hat, der Mann, dem der geistige Standpunkt der ersten Klasse einer höheren Mädchenschule bei seiner Gattin genügt, stellen sich damit das Zeugnis aus, dass sie schlechte Vertreter ihres Standes sind. Höher hinauf! Das muss die Devise der höheren Berufsklassen sein. Höher hinauf geistig und sittlich bei Mann und Weib! Das ist eure Pflicht, euer Wert und eure Würde. Worin liegt eure Berechtigung, euch über das Volk zu erheben, wenn nicht darin, dass ihr erhaltet, was andere Geister vor euch schufen, dass ihr mehrt und fortpflanzt, was unser Volk an idealem Gehalte besitzt!

Doch ist die Ausbildung der beiden Geschlechter zu diesem höheren Berufe schon im Prinzip eine andere. Der Jüngling bereitet sich vor zu seinem höheren Amte; die damit zusammenhängende Erhebung des Geistes ist zwar eine notwendige, aber nicht in erster Linie beabsichtigte Begleiterscheinung. Seine Ausbildung ist in erster Linie auf ganz bestimmte Fachkenntnisse gerichtet, die ihn befähigen, sich und einer Familie eine Existenz zu gründen. Bei der Frau ist die geistige Ausbildung durchaus individuell, nur auf ihre Person gerichtet. Alles, was sie lernt, versteht und begreift, kommt nur ihr, freilich auch denen, die zu ihr gehören, zu gute. Wüchse mit einer höheren Ausbildung bei der Frau nicht ihr Persönlichkeitswert, so hätte dieselbe keinen Zweck. Dieser Unterschied aber im Zwecke der Ausbildung führt notwendig auf einen Unterschied in der Art. Der Mann muss, oft gegen seinen Willen, all seine Kraft und Energie an die Erlangung von Kenntnissen setzen, von denen er genau weiss, dass sie seiner geistigen Persönlichkeit sehr wenig bedeuten, er muss auch, um in seinem Fache etwas leisten zu können, sich stets in einer bestimmten Richtung, in einem bestimmten Gedankenkreise bewegen, er kann eine gewisse Einseitigkeit nicht vermeiden. Aus der ursprünglichen Notwendigkeit wird mit der Zeit ein freiwilliges Verzichten auf geistige Beschäftigung auf anderen Gebieten, und so kommt es denn, dass Leute, die in

ihrem Fache ganz Bedeutendes leisten, für Nichtfachleute in Geselligkeit und Umgang ganz ungeniessbar und, was noch schlimmer ist, auch ganz ohne Einfluss sind. Hieraus erwächst nun der Frau ihre eigentümliche Anfgabe, und aus dieser wieder ergiebt sich das Was und das Wie ihrer höheren Ausbildung. Sie soll in ihrem Ehelehen, in Familie und Geselligkeit, jenes allseitige Interesse haben und pflegen, das der Mann, durch die Notwendigkeit gezwungen, verliert, die Fachkenntnisse einer einzelnen Wissenschaft gehen sie nichts an, aber sie soll die aus allem Thatsachen- nnd Einzelwissen nnd über dasselbe hinauswachsenden Vorstellungen, Begriffe und Ideen verstehen und fortpflanzen, sie soll weiter dem in allen Menschen liegenden Triebe zur Schönheit sowohl in ihrer eigenen Erscheinung als in ihrer Umgebung zum Ansdrucke verhelfen, sie muss verstehen können, in welchem innigen Zusammenhange das Ästhetische mit der Sittlichkeit steht, um seine Bedeutung in Haus und Geselligkeit zur Geltnng zu bringen, kurz, sie muss jene schroffen Einseitigkeiten, die aus der Berufsbildung des Mannes erwachsen, durch eine umfassende Bildung abschwächen und ausgleicben. Braucht der Mann zuerst Fachbildung, so ist die ihrige vor allem allgemeine Bildung. Die Mittel aber, sich diese allgemeine Bildung zu verschaffen, sind in erster Linie Litteratur und Kunst. Denn worin anders finden die allgemeinen geistigen Ideen einer Zeit ihren Niederschlag als in der Litteratur, woran anders kann man seinen Geschmack bilden als an den Erzeugnissen der Kunst? Litterarische und ästhetische Bildung also ist die Devise für die Erziehung nnserer Töcbter. Das ist eine sehr alte Erkenntnis. Wie gering aber ist im allgemeinen das Verständnis für das, was wir damit erreichen wollen, und wie entsetzlich oberflächlich wird bei dieser Aushildung vorgegangen. Während das Gymnasium für den Jüngling die Vorbereitungsanstalt auf ein tüchtiges, energisches, geistiges Arbeiten auf der Universität ist, wird die höhere Mädchenschule hänfig nur als Drillanstalt für nun einmal unerlässliche Kenntnisse angesehen. Hat das junge Mädchen die Schule verlassen, so sind sie nnd die Eltern froh, dass die „ewige Lernerei“ nun endlich ein Ende hat. Zwar weiss man,

dass das junge Mädchen seine Bildung noch nicht vollendet hat, es muss noch Kurse besuchen, in denen Französisch und Englisch gelesen und gesprochen wird, es nimmt auch wohl noch Klavier- und, was noch wichtiger ist, Gesangstunden, es lernt ein bischen Malen, und will man noch ein Übriges thun, so hört es auch einen Winter lang Vorträge über Litteratur und Kunstgeschichte. Aber auf den Gedanken, dass die Schule doch erst der Anfang der eigentlichen Geistesarbeit gewesen sei, dass erst in den auf die Schulzeit folgenden Jahren die eigentliche Erziehung und Ausbildung für den hohen Beruf, der der gebildeten Frau in Haus, Familie und Gesellschaft zufällt, erfolgen kann und erfolgen muss, auf den Gedanken kommen nur die höchststehenden Eltern, die wenigen, die da wissen, was wahre Bildung ist. Was die Schule angefangen hat, fortsetzen! Nur wer das thut, kann seine Tochter zu einer klugen, wahrhaft gebildeten Frau erziehen. Die besten Erzieher aber sind auch hier wieder Vater und Mutter. Wohl kann der Besuch von allerhand Fortbildungskursen von gutem Nutzen sein, herrscht jedoch im Hause nicht der Geist hoher Bildung, fehlt es Vater oder Mutter an Zeit, Willen oder Fähigkeit zum Erziehungswerke ihrer erwachsenen Tochter, so bleibt alles doch nur Stückwerk. — Die Mutter muss selber die Litteratur ihres Volkes kennen und verstehen, der Vater muss Lust und Frische des Geistes genug haben, seiner Tochter die grossen, ewigen Gedanken im poetischen Kunstwerke aufzudecken und klar zu legen. Beide müssen mit ihrer Tochter Neues lesen und lernen. In der Schule hält man es für ein unerlässliches Mittel, durch das Lernen und Deklamieren des Besten, was unsere grossen Dichter schufen, den Geschmack zu bilden zum Zwecke feinerer und höherer Sittlichkeit. Die kleinen Mädchen der ersten Schuljahre lässt die Mutter mit Stolz und Freude im Familien- oder Bekanntenkreise die in der Schule erlernten kleinen Gedichte deklamieren und freut sich ihrer schönen Sprache, ihres Ausdrucks, die grossen Mädchen — lässt sie laufen, leider meist, weil sie ihnen nicht mehr folgen kann. Ein gutes Zeichen und ein Lichtblick für die Zukunft aber ist es, dass die Mütter unserer

Zeit anfangen einzusehen, das sie nicht genug wissen und können, um die Erziehung ihrer Mädchen, geschweige ihrer Knaben, noch während der Schulzeit in der Hand zu haben. Diese Einsicht führt viele Mütter unserer Zeit zu dem herzlichen Wunsche, dass ihre Tochter mehr, viel mehr lernen möge, als sie gelernt hat. Hätten wir doch viele Frauen solcher Art, wie jene Dame aus einer altadligen Familie, die den Konfirmandenunterricht eines hochbegabten Geistlichen in Berlin gemeinsam mit ihren Töchtern besuchte, als sie sah, welche Begeisterung die Mädchen aus jenen Stunden mit heimbrachten, die sich nicht scheute, dort mit ihren Kindern einem Lehrer von Gottes Gnaden zu Füssen zu sitzen, um neu zu lernen und umzulernen, um ihren Kindern eine wahrhafte Mutter zu sein. Lerne, arbeite mit deiner Tochter, zeige ihr ein liebevolles Interesse bei allem, was sie thut und treibt! Füllt eure Abende aus mit Lesen, Besprechen und Deklamieren! Erst wenn Vater und Mutter, Söhne und Töchter allabendlich wieder um den Familientisch versammelt sind, erst wenn ein gutes Gespräch die beste Unterhaltung für die Gebildeten unseres Volkes ist, erst dann ist Aussicht auf ein Sinken des Mammonsgeistes und der Mammonsmacht. Was kann es Schöneres, was kann es Aussichtsvolleres für die Zukunft unseres Volkes geben, als wenn seine Söhne und Töchter sich aus dem Leben mit Vater und Mutter, mit guten Freunden, die sich im Wohnzimmer einstellen, kurz aus dem Leben in der engeren und weiteren Familie, Wärme des Herzens und des Gemütes mit in die Welt hinausnehmen. Wir müssen den deutschen Abend, den Familienabend wieder haben! Wir müssen wieder den Sonntag Nachmittag mit Frau und Kind in Feld und Wald oder im Wohnzimmer, sei es im eigenen, sei es in dem guter Freunde, verleben. Am deutschen Abend, am deutschen Sonntage, da pflege das, was dir immer das Höchste bleiben muss, das deutsche Gemüt. Da lies mit deinen erwachsenen Töchtern Freitags „Ahnen“ — „Bilder aus deutscher Vergangenheit“, da zeige ihnen Wesen und Wert der Stände in „Soll und Haben“. Da freue dich mit ihnen an dem Besten, was ein Reuter, was ein Raabe schrieb. Da schadet es auch nicht, wenn du einmal einen Sudermann in seinen Schwächen und Stärken, in seiner

zeitlichen Bedingtheit neunzehn- bis zwanzigjährigen Mädchen zum Verständnis bringst; denn wenn deine Töchter in der Zeit und gegen Zeitströmungen wirken sollen, so müssen sie sie verstehen und zu würdigen wissen. Da lies und besprich mit ihnen, was ein Riehl in der „Naturgeschichte des deutschen Volkes" von deutscher Arbeit, deutscher Familie, deutschem Mannes- und Frauenwerte zu sagen hat. Da lass die titanische Art eines „Faust" auf sie wirken, da zeige ihnen, worin des Weibes Glück besteht, da lehre sie das Reine und Hohe schätzen, das Unedle und Gemeine verachten. Da lehre sie auch Kritik üben, aber jene echte, die allein von Wert ist, die die Dinge ergründet, ehe sie zu- oder abspricht. — Eine Frau, die für sehr gebildet galt, eine solche, der die Menge das Attribut der edlen Weiblichkeit willig zugestand, wurde jüngst im „Salon", als es sich im Anschluss an Sudermanns „Es war" um die Abgabe eines Urteils über den Helden des Romans handelte, nach ihrer Meinung gefragt. Sie nannte den wilden, brutalen, halb verrückten, herzlosen Egoisten einen starken, edlen, ungewöhnlichen Menschen. Solche Urteile sind nur möglich bei einer gänzlichen Verbildung des Geistes und Gemütes. Dieselbe Frau antwortete mit einem Lächeln unnachahmlicher, selbstbewusster Bescheidenheit, als es sich einst um die Petition deutscher Frauen in der Sittlichkeitsfrage handelte, und als in der aus Herren und Damen bestehenden Gesellschaft eine andere Dame warm für die Petition eintrat, dieser: „Ich glaube, das ist doch wohl nicht unsere Sache, ist es nicht besser, wir überlassen das den Herren? Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen, dass ich verstehen kann, wie sie's meinen." Goethe hätte sich im Grabe umgedreht, wenn er sein armes, viel missbrauchtes Wort in diesem Zusammenhange gehört hätte. Das ist auch etwas für den deutschen Familienabend. In der Schule haben die Mädchen die Citate gelernt; nach der Schulzeit sie in ihrem Zusammenhange häufig wiederholen und Kritik an ihnen üben, d. h. sie in die rechte Beleuchtung stellen, je nachdem es die Gelegenheit mit sich bringt, das ist die Aufgabe eines tüchtigen, klugen Vaters. Man könnte des Einzelnen so vieles hier anführen, wer aber den guten Willen hat, findet das alles selber und besser. Nur auf ein Buch sei noch hingewiesen, das so recht zum Arbeits-

buch für die erwachsenen Töchter sich eignet, das Buch von Albert Goerth „Einführung in das Studium der Dichtkunst.“ Das legt ihnen auf den Weihnachtstisch anstatt der beliebten poetischen Goldschnittbändchen, das veranlasst sie unter eurer Anteilnahme und Kontrolle durchzuarbeiten, und ihr habt ihnen für ihr ganzes Leben den Geschmack und die Richtung für das Schöne und Unvergängliche in der Litteratur gegeben. Nur dadurch, dass ihr mit euren erwachsenen Töchtern gute Lektüre treibt, nur dadurch, dass sie am poetischen Kunstwerke lernen und arbeiten, verhindert ihr die Neigung zu seichter oberflächlicher Romanlektüre, die Überspannung der Phantasie an Liebesgeschichten, begegnet ihr den Gefahren für Leib und Seele, die in den Entwickelungsjahren der Frau durch das Lesen schlechter, sinnlich erregender Romane drohen.

Man rühmt sich in unserer Zeit der grossen Erfolge der Technik, aber statt dass die Höhe der Technik, die das Arbeitsmass in der Wirtschafts- und Haushaltsführung so gewaltig beschränkt, sie hinaufzieht in die Sphäre geistiger Arbeit und Beschäftigung, zieht sie die Frauen aus dem Hause, treibt sie sie zu Vergnügungen und Genüssen und vom Genusse zu neuen Begierden. Wenn unsere technischen und maschinellen Erfolge nichts anderes mit sich bringen, dann seien sie verdammt für alle Zeiten, wenn sie dem Menschen, dessen höhere Entwicklung auf der Arbeit, auf der tüchtigen persönlichen Arbeit beruht, das Leben nur bequemer machen, ihn zu einem seichten Genussleben verführen, dann seien sie nochmals verdammt. Warum aber wollen diejenigen, die sich zu den höheren Geistern ihrer Nation rechnen, warum wollen die im bequemen Zeitalter der Technik sich selber überflüssig machen dadurch, dass sie die gewonnene Zeit nur zu Vergnügungen und Zerstreuungen, zum Schmuck und Tand des Lebens benutzen? Eure Töchter zu erziehen, dass sie die durch die Technik freigewordene Zeit zu ihrer höheren Ausbildung in geistiger und sittlicher Hinsicht benutzen, das ist die Aufgabe der gebildeten Mütter und Väter unserer Zeit.

Da ist nach der tüchtigen Arbeit, die in der Litteratur steckt, die Arbeit in der Musik, in der darstellenden Kunst.

Eine junge Dame wurde bei Gelegenheit eines Damenkaffees, nachdem mehrere junge Mädchen Klavier gespielt und gesungen hatten, gefragt, ob sie musikalisch sei. Mit dummstolzem Lächeln antwortete sie: Ich habe als Kind ganz gut gespielt, aber Papa sagt, es wird jetzt so viel musiziert, dass man dem Zeitalter einen Gefallen erweist, unmusikalisch zu sein. — Nun, diese hatte sich das beste Teil erwählt, eine schöne selbstgefällige Eitelkeit, die sich einbildet, etwas Besonderes zu sein, wenn man nicht thut, was alle thun, das ist in diesem Falle, wenn man talentlos oder faul war. Leider lässt sich so viel eitles Selbstbewusstsein bei den Frauen auf ähnliche Gründe zurückführen.

Die Musik ist eine edle Gabe Gottes, pflege sie, so viel du kannst, und selbst, wenn du unmusikalisch bist, höre gute Musik, wo sich dir die Gelegenheit bietet und du nicht anderes, Nötigeres darüber vernachlässigst. Ein Klavier steht in jedem Hause, in jeder gebildeten Familie, aber nicht jede gebildete Familie ist davon durchdrungen, dass auch die Musik ins Haus gehört. Hausmusik! In diesem einen Wort liegt der der Wert und die Würde der Musik für die Erziehung unserer Kinder. Im Hause erfreut und erhebt sie unser Herz viel mehr als im Getümmel des Konzertsaales. Da hält sie die Familienglieder zusammen, da freut sich einer an den Fortschritten des anderen. Ein Haus, in dem zwei Schwestern ein Rubinstein'sches Duett singen, zwei Brüder auf Klavier und Violine die kraftvollen Töne des Chorals „Ein' feste Burg ist unser Gott" vor den übrigen andächtig lauschenden Gliedern der Familie ertönen lassen, wo Vater und Mutter mit ihren Kindern um die Wette Volkslieder und auch wohl einmal ein melodisches Trinklied singen, wo die guten Freunde des Hauses stets willkommen sind zu Gesang und Musik, ein solches Haus ist ein gesegnetes Haus, aus einem solchen Hause nehmen Söhne und Töchter etwas Unverlierbares mit in die Welt hinaus. — Soll aber deinen Töchtern die Musik ein wirkliches Bedürfnis werden — und erst wenn sie das ist, ist sie ein Mittel gegen Zerstreuungs- und Genusssucht — so musst du streng darauf halten, dass ihnen die Musikausübung in den Jahren nach der Schulzeit eine wirkliche Arbeit sei, nicht eine saure, schwere, aber doch eine Arbeit,

die ihre Energie fördert und ihr Inneres wachsen lässt. Ernste Musik, tiefe, grosse, Bach, Händel, Beethoven, Schubert, Schumann, Mendelssohn, das sind die Meister, zu denen du sie in die Schule schicken musst. An denen müssen sie ihren Geschmack bilden, mit denen in die Vorhöfe des Heiligen treten, das so tief und unergründlich in der Musik beschlossen ist.

Nach der Musik bildet das Zeichnen und Malen und die damit in Verbindung stehenden Handarbeiten der Schnitzerei und Brennerei, die Zeitausfüllung der jungen Mädchen der besseren Stände. Und das soll es auch bleiben, es muss aber, wenn es einen wirklichen Wert für die Persönlichkeitsbildung unserer Töchter haben soll, in ganz anderer Weise als gewöhnlich üblich, gehandhabt werden. Für unsere jungen Mädchen ist die Kunst fast ausnahmslos nichts als Dekoration. Und auch noch in der Art, wie diese betrachtet und ausgeübt wird, liegt so viel Geistlosigkeit und Tändelei, dass man beinahe sagen möchte, die Beschäftigung mit ihr und allem, was dazu gehört, verflacht; denn sie führt zu einem sinnlosen Luxus. Man durchschreite nur die Salons unserer „guten Familien" mit kritischem Blick, und man wird von der künstlerischen Bildung unserer Frauen einen sehr niedrigen Begriff bekommen. Als Ganzes wirkt das moderne Zimmer meist malerisch und reich — das geniale Hinstellen und Hinwerfen von Möbeln und Dekorationsgegenständen ist ja erstes Gesetz, — das Einzelne aber darf man nicht betrachten, wenn man das Gefühl des Unsoliden, den Eindruck von Plunder und Tand vermeiden will. Das moderne Zimmer ist auch ein Zeichen der Zeit; auf der Oberfläche glänzend und eigenartig, — was man nämlich so eigenartig nennt — im Innern hohl, roh, unsolid. — Unsere Töchter aber wollen wir erziehen für eine bessere Zukunft. Die Dekoration muss ihnen nicht nur eine das Auge auf sich ziehende Raumausfüllung sein, sie muss ihnen das werden, was sie dem Künstler ist, der Ausdruck eines Gedankens, der Ausdruck einer und zwar ihrer geistigen Persönlichkeit. Dazu aber bedarf es nicht einiger Zeichen- und Malstunden — die können dabei, wenn kein Talent vorhanden ist, sogar gänzlich unterbleiben — da-

zu bedarf es eines gründlichen kunstgeschichtlichen, oder besser künstlerischen Unterrichts, eines Unterrichtes, der das Geistige, der die Idee, daraus das Kunstwerk entsprungen ist, der die künstlerischen Mittel der Darstellung und ihre Beziehung zu der Idee, zu der Absicht des Künstlers immer und überall in den Vordergrund stellt. Eine Vollständigkeit der verschiedenen Schulen und ihrer Vertreter brauchen unsere Töchter nicht, aber sie brauchen Verständnis für das, was ein Kunstwerk seiner Zeit war und was es noch heute ist. Ein Leitfaden der Kunstgeschichte, wie er vor nicht langer Zeit von einer Dresdener Dame, Marie von Broecker, herausgegeben wurde, der stets die geistige Bedeutung des Kunstwerkes zum Ausgangspunkt seiner Betrachtung nimmt, in der Hand eines kunstbegeisterten, verständigen Lehrers könnte hierbei vortreffliche Dienste leisten. — Erst, wenn unsere Töchter aufhören, ihre Beschäftigung mit der Kunst nur als einen kleinen Spaziergang in ein ihnen sonst fremdes Gebiet, als ein Mittel anzusehen, sich einmal im Salon zu unterhalten und dort für äusserst gebildet zu gelten, erst wenn sie ihnen geistiges Brot, ein Stück ihres Lebens geworden ist, erst dann ist Aussicht vorhanden, dass die Frau auch einen sittlichen und sittigenden Einfluss auf Kunst und Künstler ausüben wird. Dann werden unsere jungen Damen aber auch nicht mehr sich einbilden, etwas Besonderes zu leisten und zu können, wenn sie ein Blümchen oder ein Sträusschen in Aquarell oder Öl nach einer Vorlage oder, was schon weit über das gewöhnliche Mass hinausgeht, nach der Natur kopieren. Jedoch soll damit nicht etwa gemeint sein, dass unsere jungen Mädchen aufhören sollen, ihre Talentchen auszubilden und zu bethätigen, im Gegenteil, sie sollen tüchtig zeichnen und malen und zwar nach der Natur, — das früher in den gebildeten Kreisen so viel von Mann und Frau ausgeübte so Geschmack bildende Skizzieren ist leider durch die Photographie fast ganz verdrängt worden, auch wieder eine Folge unserer vielgerühmten Technik — sie sollen auch tüchtig stilisieren und sich Muster zu ihren Handarbeiten zusammenstellen; aber sie sollen auch wissen, dass das weiter garnichts zu bedeuten hat, dass viele und ernste Arbeit dazu gehört, ehe sie sich einer künstlerischen Bildung rühmen dürfen.

Vom künstlerischen Standpunkte aus, d. h. auf Grund eines gebildeten, geläuterten Geschmackes müssen unsere Töchter aber nicht nur ihre Umgebung, sondern auch ihre eigene Person betrachten lernen. Wie dem grössten Teile unserer Frauen die Kunst nur Dekoration ist, so sind sie sich leider auch selbst gar zu häufig nur Dekorationsstück. Wird der Mann vorwiegend nach seinen Leistungen im öffentlichen Leben beurteilt, so schätzt man bei der Frau stets in erster Linie, wie sie als Persönlichkeit wirkt. Unsere Frauen wissen das und beachten es sehr wohl, soweit es sich auf ihr Äusseres bezieht. Daher all die Modethorheiten, denen sie sich unterwerfen, um immer wieder neu und interessant zu erscheinen. Aber wie sie bei der Einrichtung der Wohnung über der Erscheinung Zweck und Idee vernachlässigen, so vergessen sie bei der Mode den Zweck der Kleidung, vor den Unbilden der Witterung zu schützen und sogar den, auf den es ihnen doch gerade ankommt, ihrer Person zur vorteilhaften Erscheinung zu verhelfen. Da trägt die Schlanke und die Korpulente dieselbe knapp anliegende oder weitbauschige Gewandung; sie weiss zwar, dass sie nach einer früheren Mode vorteilhafter aussehen würde, aber man muss doch mit der Mode mitgehen. Da werden kaum handgrosse Muffs getragen in der strengsten Winterkälte, man friert zwar, aber es ist Mode. Es wäre thöricht, wenn wir von unseren Frauen verlangen wollten, dass sie der Mode aus dem Wege gehen, es ist etwas in der weiblichen, um nicht zu sagen, menschlichen Natur Liegendes und darum bedingt Berechtigtes, den Wechsel der Erscheinungen an sich selber mitzumachen, aber unsere Frauen sollen nicht Sklaven, sie sollen Herren der Mode sein, erst sie selber, ihre eigne Person, dann jene. Dazu aber müssen sie Verstand und Geist, dazu müssen sie einen gebildeten Geschmack in die Mode bringen. Das ist eben das Geheimnis der Pariserin, ihr chic, dass sie weiss, nicht wodurch diese oder jene Frau wirkt, sondern wodurch sie in ihrer Eigenart wirken wird und muss.

Aber eine viel höhere künstlerische Arbeit, besser gesagt eine bildnerische Arbeit harrt der gebildeten Frau in Bezug auf ihr Inneres. Die Frau unserer Zeit hat eine viel zu geringe

Achtung vor sich selber, vor ihrem eignen innersten Ich, vor der heiligen gottgewollten Persönlichkeit, die sie an sich und in sich herausarbeiten soll. „Vor jedem steht ein Bild des, das er werden soll, so lang' er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll." Es giebt nur wenige Frauen, nach unseren Erfahrungen viel weniger noch als Männer, die zu allen Zeiten, von ihrer Kindheit an, spontan scharf und klar den Drang fühlen, etwas Eigenes, etwas Besonderes werden zu wollen, werden zu müssen, weniger im Sinne äusseren Vorwärtskommens als in dem inneren Wachsens, seelischer und geistiger Entwicklung, Menschen, die erst dann zu innerer Ruhe, zur Klarheit des Handelns kommen, wenn sie sich ihre eigne, ihre ganz persönliche Lebens- und Weltanschauung gebildet, wenn sie das Recht erlangt haben, sich und ihre Persönlichkeit in ihrem Wirken durchzusetzen. Leider hat der Begriff des Individualismus in unserer Zeit einen etwas unruhigen Beigeschmack bekommen; von jenem Individualismus, wie er jetzt in den Köpfen mancher unsrer Dichter und Künstler spukt, die unter dem Durchsetzen der Persönlichkeit nichts anderes verstehen als das Durchsetzen leidenschaftlicher Triebe, unter einer grossen Persönlichkeit aber eine starke, wilde, ja brutale Herrschernatur mit eigner Moral, ist hier nicht die Rede. Man hat diese Richtung mit einer Variation des Goethe'schen Wortes: Was du ererbt von deinen Vätern hast, verwirf es, um dich zu besitzen, treffend charakterisiert. Wir meinen hier jenen Individualismus, zu dem sich eine von Hause aus auf Sittlichkeit angelegte Persönlichkeit bekennt, die das Ererbte, Übernommene, Erlernte mit eigenem Geiste und Gemüte durchdringt und weiter bildet, das zeitlich Bedingte, Überlebte aber abstreift. Wie gesagt sind es nicht viele Frauen, die diesen Persönlichkeitsdrang besitzen, im allgemeinen begnügt sich die Frau mit dem, was ihr als Richtschnur für ihr Leben durch ihre Erzieher gegeben wird, wird sie das, was ihre Erziehung aus ihr macht. Die Charakterbildung der Töchter, die Weltanschauung, in der sie ihren Halt finden, liegt mehr als bei den Söhnen in der Hand der Eltern. Um so grösser deren Verantwortung, um so dringender ihre er-

zieherische Aufgabe, in ihren Töchtern das Gefühl der Hochachtung vor sich selber — das nicht das Geringste mit eitlem Selbstbewusstsein zu thun hat — zu erwecken, das feine, starke, stets lebendige Bewusstsein, dass es ihre Pflicht sei, innerlich zu wachsen und vorwärts zu kommen, etwas zu bedeuten in der Welt des Geistes. Wir müssen unsere Kinder durch unsere Erziehung so weit bringen, dass ihnen Selbsterkenntnis, Sebstbeherrschung und Selbsterziehung die treuesten Begleiter auf ihrem Lebenswege werden.

Wenn wir nun im besonderen zur Charakterbildung unserer Töchter übergehen, so kommt es uns nicht darauf an, zu zeigen, wie wir sie zu einzelnen Tugenden, wie der der Bescheidenheit, der Dienstwilligkeit, der gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit, der edlen weiblichen Zurückhaltung erziehen, wir wollen auch nicht Winke und Regeln geben, wie gewissen Charakterfehlern, der Empfindsamkeit, dem Eigensinn, dem Hochmut und der Spottsucht, entgegenzutreten ist. Uns liegt es vielmehr daran, den Boden zu kennzeichnen, in dem alle Einzeltugenden wurzeln. Dieser Boden aber ist eine reine Seele, ein warmes Herz, ein rechtes Verständnis für Welt und Menschen und ein frommes Gemüt.

Die erste Bedingung einer festen, edlen Charakterentwicklung in späteren Jahren ist die, dass wir unsere Töchter rein und makellos an Leib und Seele durch die gefährliche Zeit vom 14. bis zum 20. Lebensjahre hindurchbringen. Diese Zeit macht dein Kind für sein ganzes Leben gross oder klein, schwach oder stark. Das bedenke wohl und schicke dein Kind nicht zu frühzeitig aus dem Hause, wenn nicht besondere Verhältnisse dich dazu zwingen. In dieser Zeit braucht es Mutterhut wie zu keiner anderen. Sind die um die Zeit des Überganges vom Kinde zur Jungfrau erwachenden erotischen Gefühle nicht stärker als beim Jüngling, so sind sie doch darum viel gefährlicher, weil sie bei dem Mädchen naturgemäss einen viel breiteren Raum einnehmen. Das Mädchen sieht schon sehr früh seine eigentliche Bestimmung im Berufe der Gattin und Mutter, und in der Zeit, da des gesunden Jünglings Streben vor allen Dingen darauf gerichtet ist, etwas Tüchtiges zu lernen und einen ganzen Mann aus sich zu machen, er-

träumt und ersehnt sich das junge Mädchen einen Gatten, der sie über alles liebt und auf den Händen trägt. Sie weiss auch sehr wohl, was in physischer Beziehung für sie damit zusammenhängt. Gedankengänge, die sich auf diesen Gegenstand richten, gehören nicht zu den Seltenheiten, wenn eine sorgsame Erziehung ihnen nicht das Gegengewicht hält. In den unteren Schichten des Volkes — vorausgesetzt, dass nicht das Laster sich hineingedrängt hat — wird das Mädchen in diesem Alter, durch die Not des Lebens zu tüchtiger körperlicher Arbeit gezwungen, nach der es des Abends ermüdet auf sein Lager sinkt, um einen traumlosen Schlaf zu schlafen, bei kärglicher Nahrung so abgehärtet und gestählt, dass für weichliche, sinnliche Regungen kein Spielraum bleibt. Und wenn es hier auch viel öfter vorkommt, dass ein Mädchen im groben Sinne des Wortes fällt, so liegt das daran, dass in diesen Schichten des Volkes die Sitte viel milder, oder wenn man will, viel gröber gerade in dieser Hinsicht urteilt, als in den höheren Volksklassen. Ein solches Mädchen braucht deshalb durchaus nicht unsittlich zu sein; im Gegenteil, man wird in den niederen Volksschichten — ich sehe natürlich immer von jenem Proletariat, das sich dem Laster aller Art in die Arme geworfen hat, ab — selten eine unreine Gesinnung, eine schmutzige Phantasie beim Weibe finden. Es hat keine Zeit dazu, es kann sich nicht gefährlichen Träumereien und Phantastereien hingeben. Die Töchter der höheren Volksklassen aber haben Zeit und Gelegenheit dazu, wenn beides ihnen gelassen wird. Die gefährlichste Verführerin ist die Langeweile, sie ist so recht eigentlich die Mutter weiblicher Schuld. Ist das junge Mädchen körperlich und geistig nicht genügend beschäftigt, so ist das gewöhnliche Ausfüllungsmittel leichte, unterhaltende Lektüre. Romane, in denen die Liebe zwischen Mann und Weib das A und das O ist, in denen das Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern so unnatürlich und verschroben wie nur denkbar dargestellt wird, werden mit Begeisterung und fiebernden Sinnen verschlungen. Und schadet einem gesunden jungen Mädchen, das seine tüchtige Arbeit hat, dem schon sehr früh die Pflicht als Stern und Führer des Lebens aufgegangen ist, das Lesen des einen oder anderen dieser Bücher nicht, so ist es für

solche, die zur Langenweile verdammt sind, die sich den durch die Lektüre angeregten sinnlichen Träumen hingeben können, geradezu ein Unglück. Darum hüte dein Kind vor der Langenweile! Wie das geschehen kann und muss, darüber wirst du, wenn du unseren Ausführungen bis dahin mit Aufmerksamkeit gefolgt bist, nicht im Zweifel sein.

Eine weitere Gefahr für die Reinheit des Empfindens und Denkens unserer jungen Mädchen liegt in der Geselligkeit, wie sie jetzt in unseren besseren Ständen gepflegt wird. Der Salon und der Ballsaal das sind die Totengräber aller reinen Gesinnung, aller tieferen Charakterentwicklung. Der Ballsaal ist nichts anderes als der Markt, wohin das junge Mädchen seine Jugend und Schönheit trägt, wo neben diesen Ausrüstungen noch eine andere gut besteht, das Vermögen. Wo beim Angebot diese drei, besonders das letztere, schwer in die Wageschale fallen, da sammeln sich die Käufer. Alles andere, Persönlichkeit, Tüchtigkeit, grossen, edlen Sinn, das kannst du nicht nur, nein das musst du zu Hause lassen; denn es wird hier nicht begehrt. Das junge Mädchen, dem Salon und Ballsaal neben leichten, tändelnden Arbeiten im Haushalt, neben oberflächlicher Beschäftigung mit dieser oder jener Kunstausübung, neben verflachender Lektüre, das Hauptfeld seiner Bethätigung wird, – soll es doch vorkommen, dass junge Mädchen in einem Winter dreissig bis vierzig Tanzfestlichkeiten besuchen — gewöhnt sich, nur das zu schätzen, was im Ballsaal das Höchste ist, Schönheit, Toilette und Geld. Sich möglichst gut und elegant zu kleiden und reich zu sein oder reich zu werden, das sind die idealen Wünsche unserer schlecht erzogenen jungen Mädchen; denn Eleganz und Reichtum verbürgen den Success in der Gesellschaft, der Success aber ist die einzige Sehnsucht, die grosse Befriedigung der Gesellschaftsdame. Aber noch andere, tiefere Schäden für Leib und Seele drohen im Ballsaal. Seine Nerven holt sich unser Jahrhundert viel weniger aus dem Übermasse der Arbeit — wir wollen uns doch nicht einbilden, dass wir mehr arbeiten als unsere Voreltern — als aus dem Übermasse der geselligen Genüsse. Ihre Nerven holen sich die jungen Mädchen nicht, wie manche uns lehren wollen aus dem Übermass geistiger Arbeit, das ihnen zugemutet wird, sondern aus

dem Nachtleben, das sie zu einer Zeit führen, da der Körper der sorgfältigen Pflege, der ruhigsten Entwicklung bedarf, holen sie sich aus den wechselnden Stimmungen, denen sie während der sogenannten Saison anheimgegeben sind, Stimmungen, die bei manchen alle Stadien, vom äussersten Hochgefühl geschmeichelter Eitelkeit bis zum tiefsten Überdrusse nach dem Genusse durchlaufen. Der Hauptteil ihres Denkens und Sinnens dreht sich um das männliche Geschlecht und zwar um solche Männer, die von sittlicher Reinheit, warmer, grosser Empfindung weit entfernt sind, die in der Frau thatsächlich nichts anderes sehen als einen Luxusartikel oder eine gute Versorgung; denn diese sind die eigentlichen Salon- und Ballhelden. Der echte, rechte Mann hat Besseres zu thun, als Zeit und Kraft mit fadem Geschwätz im Ballsaal zu vergeuden. Gefallsucht, Koketterie, Liebeleien kleinlicher Art, die das Aufkeimen grosser Gefühle, einer echten warmen Liebe unmöglich machen, Männerverachtung, das sind für manches junge Mädchen noch nicht die schlimmsten Errungenschaften des Nachtlebens im Ballsaal. Darum hütet euer Kind vor dem Ballsaal!

Zwar wird mancher Vater, manche Mutter uns seufzend recht geben, und doch bleibt ihnen, wie sie meinen, nichts anderes übrig, als ihre Töchter, so oft sich nur die Gelegenheit bietet, auf Tanzfestlichkeiten und in Gesellschaften zu führen; denn sie soll — heiraten. Ja, leider Gottes, Diners, Soupers, Bälle, Picknicks und dergleichen, das sind die Gelegenheiten, wo junge Mädchen mit heiratsfähigen Männern sich zusammenfinden. Verkehren in einer Familie mit erwachsenen Töchtern junge Leute, so findet man das unpassend, und die böse Nachrede bleibt nicht aus. Man weiss wirklich heutzutage nicht, wie man jungen Mädchen und jungen Männern, ausser auf Gesellschaften und Bällen, einen unbeanstandeten Verkehr mit einander ermöglichen soll. Der Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern ist so ein ganz unnatürlicher und verkehrter geworden. Auch hier kann nur die Rückkehr zum echten Familienleben helfen. Gleichgesinnte Familien, Vater und Mutter, die sich der Verantwortlichkeit in der Erziehung ihrer Söhne und Töchter von vornherein bewusst sind, Leute, die wirkliche Vertreter der höheren Berufs-

klassen sein wollen, deren Sinn darauf gerichtet ist, das Banner des Ideals der materiellen Gesellschaft unserer Tage entgegenzuhalten, die sich ganz bewusst und unverrückbar dem Mammon und dem Luxus entgegenstellen, weil sie wissen, dass er alles höhere Streben erstickt und unser Volk seinem Untergange entgegenführt, die müssen sich zusammenthun zu einem Familienverbande. Solche Familienverbände, die ihre Familienfeste feiern, aber wechselnd im eigenen Hause, nicht im Hotel oder Gesellschaftssaal, die ihre bestimmten Familienabende haben, an denen Söhne und Töchter sich beteiligen, an denen die gemeinsamen idealen Interessen zielbewusst gepflegt werden, die sind wohl geeignet, unseren Söhnen und Töchtern den Ballsaal und die sogenannten Gesellschaften zu ersetzen. Anstatt das Herz zu erkälten, füllen sie es mit Wärme, anstatt den Sinn zu verflachen, die Gefühle der Eitelkeit, des Neides zu erregen, erweitern und vertiefen sie das Gemüt, in solchen Familienverbänden finden alle guten Triebe ihre Nahrung, Bescheidenheit, Freundlichkeit, Dienstwilligkeit. Die Liebe für den engeren Familienkreis erweitert sich zum Wohlwollen, zur herzlichen Teilnahme für die Glieder des weiteren Verbandes. — Hier können unsere Töchter nnd unsere Söhne in harmlosem Verkehr vor nns und mit uns sich einander nähern, hierher mögen sie Freunde und Freundinnen einladen, nnser Kreis soll allen Guten und Gleichgesinnten geöffnet sein, hier mögen sie zeigen, was sie zu zeigen haben an kleinen und grossen Talenten, hier kann Gesang und Musik, hier kann edle Sitte, hier können litterarische und ästhetische Interessen, hier muss eine inhaltsvolle Unterhaltung gepflegt werden. Haben wir vorher, als wir die Erziehung der Töchter im engeren Familienkreise betrachteten, die Forderung gestellt: Schafft wieder einen deutschen Abend, einen Familienabend! so rufen wir jetzt: Gründet Familienverbände! damit eine herzerwärmende Geselligkeit, ein natürlicher und sittenreiner Verkehr zwischen den Geschlechtern möglich werde.

Auf dem Boden eines arbeitsreichen Daseins, einer reinen Seele, eines gesunden, vernünftigen, wahrhaftigen geselligen Umganges, muss sich nnter deiner kundigen Leitung das

rechte Verständnis für die Bedeutung des eigenen Lebens, für Welt und Menschen in deinem Kinde aufbauen. Es vergleicht sich mit anderen, lernt sich von anderen unterscheiden, es gestaltet sein Verhältnis zu anderen nach der ihm eigentümlichen Lebensanschauung. Wer mit klarem Blick in das Getriebe der Welt sieht, wie es heutzutage sich vor uns entfaltet, der muss vorwiegend eine grosse, starke Anschauung erhalten, nämlich die: Das Leben, die Zukunft gehört der Arbeit. Das soll auch die Anschauung deiner Tochter sein. Nicht nur gewohnheitsmässig arbeiten soll sie lernen, sie soll auch die Arbeit ansehen als etwas Gottgewolltes, als das, worauf ihres Lebens Wert beruht. Nur so viel ist sie wert, nur so viel bedeutet sie, als sie arbeitet. Das Wort: Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken, — das gilt für sie so gut wie für andere. Und das andere: Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen, — soll sie lernen als einen Segen und nicht als einen Fluch anzusehen. In diesem Jahrhundert des Kampfes der sogenannten arbeitenden Klassen gegen die besitzenden und besser gestellten ist es mehr als je angebracht, seinen Kindern die Bedeutung der Arbeit in ethischer und sozialer Beziehung begreiflich zu machen. Die Frauen der höheren Stände sehen gar zu gern in sich ein Wesen höherer, anderer Art als in der Frau aus dem Volke. Und wie tief steht doch die ihr Leben im gesellschaftlichen Treiben vertändelnde Frau, die die Sorge für Haus und Familie, für Mann und Kind bezahlten Kräften überlässt, vom sozialen Standpunkte betrachtet, unter dem armen Weibe aus dem Volke, das in schwerer Arbeit für sich und seine Kinder um des Lebens Notdurft ringt! Wenn die höheren Berufsklassen nicht arbeitsfreudigere, tüchtigere, edlere, wirklich höhere Menschen schaffen und erziehen wollen, wozu sind sie da? Der Faullenzer und Tagedieb der unteren Volksschichten, ob Mann, ob Weib, fällt dem Verderben anheim; nichts anderes kommt dem faullenzenden Mann, der nicht arbeitenden Frau der höheren Stände zu. Von diesem Standpunkt lehre deine Tochter ihre Arbeit und ihr Lebenswerk betrachten. Lehre sie das hohe Glück schätzen, das darin liegt, von niederen

Arbeiten befreit, sich höheren, geistigeren zuwenden zu dürfen, Arbeiten, die vor allem den Zweck haben, das Leben schön zu machen, die ihr persönlich zum Nutzen gereichen, ihren persönlichen Wert haben; lehre sie, ihre Lebensaufgabe darin zu sehen, durch ernstes Arbeiten an sich selbst sich thatsächlich zu dem höheren Beruf, der ihr durch Geburt und Schicksal zugewiesen, zu befähigen. Auch hierzu kannst du ihr als Wegweiser und Stütze wieder ein gutes, ein vorzügliches Buch in die Hand geben, es nennt sich „Glück" von Professor Dr. Hilty. — Sieht sie so ihr eignes Leben an als ein der Arbeit geweihtes, so hat sie den rechten Massstab für die Beurteilung anderer, so wird sie das richtige Verhältnis finden zu den Menschen, die da schwer arbeiten müssen für des Lebens Bedürfnisse, die zufrieden sein müssen, wenn ihre Arbeit sie und die Ihrigen nur gerade ernährt, die nichts wissen von jener grossen inneren Befriedigung, die uns unsere Arbeit so oft gewährt. Nicht jenes thörichte Mitleid, jene verderbliche Sentimentalität, die in dem Arbeiter einen armen unterdrückten Sklaven sieht, dem es nur an Luft und Licht, an der Gelegenheit fehlt, um sich als strahlender Phönix in die Höhe zu schwingen, wollen wir in unseren Töchtern erwecken, wohl aber jenes Gerechtigkeitsgefühl, das seinen Ausdruck findet in dem Wort: Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert — und in dem anderen: Man soll dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden. Dieses Gerechtigkeitsgefühl wird sich paaren mit einem herzlichen Entgegenkommen, mit warmem Mitgefühl, wenn sie ihr Los und das manches armen, mühsamen und fleissigen Weibes aus dem Volke vergleichen, wenn sie das bittere Leiden sehen, das dem armen Volke zum grossen Teile aus seiner eignen Schuld und Hülflosigkeit erwächst. Es ist eure Pflicht, ihr Eltern, eure Kinder unter das Volk zu führen, um ihnen das Herz zu öffnen für die groben Leiden der Menschheit, um sie das Dichterwort in seinem ganzen Ernst verstehen zu lehren:

All euer girrendes Herzeleid
Thut lange nicht so weh,
Als Winterkälte im dünnen Kleid,
Die blossen Füsse im Schnee.

All eure romantische Seelennot
Schafft nicht so herbe Pein,
Wie ohne Dach und ohne Brot
Sich betten auf einen Stein.

Wohlthätigkeitsvereine und Kollekten mögen zur Linderung mancher Not gut und unerlässlich sein, das Beste und Eindringlichste für Geber und Nehmer aber sind die Spenden, die von Hand zu Hand gehen, das freundliche, herzliche Trostwort, der ganz persönliche Beistand in Kummer und Not. Jede gebildete Familie sollte ihre Hausarmen haben, die sie unterstützt mit Rat und That.

Der Kern der Weltanschauung des Menschen aber liegt in seinem Verhältnis zu Gott, in seiner Religion. Wie gestaltet sich die Erziehung unserer Töchter in Bezug auf diese? Lebten wir im Mittelalter, wir wären um die Antwort nicht verlegen. In unserer Zeit aber, die so vielgestaltig, so individuell in religiöser Hinsicht ist, wie wohl noch nie eine andere vor ihr, ist die Antwort schwer. — Dem Vater, der Mutter, die sich eine ganz individuelle, ganz persönliche Glaubensüberzeugung in ernster Geistesarbeit errungen haben, diesen wenigen hier Fingerzeige geben zu wollen, stände uns auch nicht an. Die wissen ganz genau, was sie gewonnen haben für sich selbst, nnd ebenso genau, welchen Weg sie ihre Kinder führen müssen. Ebenso wenig brauchen diejenigen unsern Rat, die festhalten an der Überlieferung. Wohl den Eltern, die mit treuer, wahrer Überzeugung ihre Kinder mit den Lehren und dem Geiste des Christentums erfüllen können. Wo die Menschen wahre Christen sind ohne Intoleranz, Eitelkeit und Selbstüberhebung, da ist Wohl bereitet allen, die mit ihnen fester oder loser verbnnden sind, da ist der Boden, auf dem die Charaktere wachsen, die unserer götterlosen und darum haltlosen Zeit so not thun. Solche Eltern haben einen erziehlichen Zauberstab für sich und ihre Kinder in der einfachen Lebensregel: Christus dein Stab, dein Trost, deine Zuversicht. — Miss dich am Vorbilde Christi, prüfe all dein Denken und Thun in seinem Sinn!

Solchen Eltern aber, die es, wie die landläufige Formel heisst, nicht mit ihrem Verstande vereinen können, an die Wunderlehren des Christentums zu glauben, aber durchaus

nicht grundsätzliche Gegner der christlichen Kirche und ihrer Einrichtungen sind, möchten wir raten: Haltet euch eurer Kinder wegen an die Konfession eurer Väter, übt alle damit verbundenen kirchlichen Pflichten und Sitten. Lasst eure Kinder nicht aufwachsen ohne Glaubensübung! Ihr Väter aber und ihr Mütter, die ihr das für Thorheit haltet, die ihr euch von den alten frommen Sitten eurer Väter abkehrt, die ihr es nicht für nötig haltet, den Gottesdienst zu besuchen, die ihr der kirchlichen Einrichtungen nicht zu bedürfen glaubt, ihr seht euch wohl vor, dass eure Kinder nicht einen andern Lebensweg gehen, als ihr ihnen vorzeichnet! Gewohnheit und Sitte sind ein gar starkes Band, an dem die Sittlichkeit sich hält. Ihr seid noch auferzogen von Eltern, deren Weg allsonntags in die Kirche führte, deren tägliches oder wenigstens sonntägliches Erbauungsbuch die Bibel war, und ihr könnt es gar nicht ermessen, wie viel unbewussten Halt für euer sittliches Leben euch solche Eltern mitgaben. Die alte gute Sitte habt ihr aufgegeben, achtet wohl darauf, dass eure Kinder nicht den Schritt weiter thun und auch die Sittlichkeit darangeben!

So haben wir denn in den vorstehenden Ausführungen zu zeigen versucht, wie sich die Erziehung unserer Töchter zu gestalten hat, wenn wir aus ihnen gebildete Hausfrauen, Gattinnen und Mütter machen wollen, die sich des umfassenden Einflusses der Frau, ihrer grossen Pflichten gegen Familie und Gesellschaft wohl bewusst sind. Wir sind aber einer Sorge bis jetzt geflissentlich aus dem Wege gegangen, der Sorge, die in den höheren Berufsklassen dadurch entsteht, dass ein grosser Teil ihrer Töchter unverheiratet bleibt. Der Beamte ohne Vermögen kann heutzutage von einer Versorgung seiner Tochter durch die Ehe nicht von vornherein absehen. Zwar wird sich das ändern, wenn wir unsere Bedürfnisse wieder vereinfacht haben, wenn der Mann und die Frau der höheren Berufsklassen wieder den Mut finden, eine Ehe zu schliessen ohne den sicheren Untergrund eines Kapitals, aber wann wird das geschehen? Wenn man so auf die Zustände unseres Vaterlandes blickt, auf die

Unnatur und Verrottetheit in allen Schichten des Volkes, so möchte man fast wünschen, dass jene gewaltigen Erschütterungen, vor denen unser Zeitalter bangt, die es aufzuhalten sucht mit allen nur denkbaren Mitteln der Staatskunst und die eines Tages doch kommen müssen, dass die recht bald kommen möchten, so lange noch gesunde Kräfte und Keime da sind, die sich siegreich behaupten und den Grundstock eines erneuten, gesundeten Geschlechts bilden könnten. Aber noch sind wir nicht so weit. Noch steht der vermögenslose Vater der höheren Berufsklassen und fragt sich: Was soll aus meinen Töchtern werden? Früher fand diese Frage sehr leicht ihre Erledigung. Es war selbstverständlich, dass die unverheiratete Frau in den engeren oder weiteren Verband der Familie aufgenommen wurde. Im Hause ihrer Schwestern, Brüder oder auch entfernterer Verwandten suchte und fand sie als geschätzte Arbeitskraft Befriedigung in einer ausfüllenden Thätigkeit. Wie es heute in dieser Beziehung in den höheren Berufsklassen aussieht, da das Einkommen gerade nur für die allerengste Familie ausreicht, da die Wohnungen so eng sind, dass eine Person mehr im Hause grosse Unbequemlichkeiten macht, da es an ausreichender Arbeit im Haushalt fehlt, braucht wohl nicht des Näheren ausgeführt zu werden. Es ist ein trauriges Los, als überflüssiges Glied in einer Familie geduldet zu sein. Und das kräftige junge Mädchen bäumt sich heute dagegen auf. Es will sich selber durchs Leben bringen, es verlangt von Vater und Mutter eine Ausbildung, die es dazu befähigt. Noch wird in dieser Hinsicht mit sträflichem Leichtsinn vorgegangen. Für die Söhne wird gedacht, gesorgt und die Mittel werden unter Entbehrungen herbeigeschafft, um sie für einen Beruf auszubilden. Für die Töchter wird noch gar zu häufig die Existenzmöglichkeit dem Himmel überlassen. Ich kenne einen Vater zweier Kinder, einen einfachen Mann, der seinen Sohn studieren lässt, der aber auf Heller und Pfennig für die Tochter dieselben Summen spart, die er für den Sohn ausgiebt. Das soll ihr Heiratsgut sein.

Wenn nun auch die Verhältnisse nicht immer eine so peinliche Gerechtigkeit gegen die Kinder gestatten werden, wenn auch die Elternliebe hier manches Mal die Gerechtigkeit

von einem höheren Standpunkte als von dem des nackten Mein und Dein sehen darf, im Prinzip bleibt sie doch sittliche Forderung. Es frage sich doch jeder rechtlich denkende Vater, jede treue und ehrliche Mutter, ob sie ohne Gewissensbedenken anders handeln können. — Aber du willst deiner Tochter gar keine berufliche Ausbildnng geben, du hältst es für vornehmer, deinem Stande angemessener, wenn sie in einem weltvergessenen Winkel ein lichtloses, kümmerliches Dasein führt nnd ihre Kräfte ungenutzt dahinsiechen lässt, hältst es für unweiblich, dass deine Tochter in einem selbstgewählten Berufe sich eine Existenz gründe. Ja, dann allerdings! dann rühme dich deiner thörichten Anschauungen, aber der väterlichen Fürsorge für deine Tochter rühme dich nicht! Wenn irgend etwas auf die falsche Lebens- und Anschauungsweise des höheren Beamtenstandes hinweist, so ist es die Zahl der **unversorgten** alten Jungfern, die diesem Stande angehören. —

Wir aber reden hier weiter mit solchen Eltern, die sich darüber klar sind, dass ihre Tochter arbeiten soll in einem Berufe, dass sie, wenn sie nicht ihre natürliche Bestimmung erfüllen kann, doch ihre geistigen und sittlichen Kräfte für sich und die Welt nutzbar mache. Und wer sagt dir denn, dass die natürliche Bestimmung ihre eigentliche sei? Ist es nicht denkbar, dass die Vorsicht, oder wie du es sonst nennen magst, gerade den Überschuss der Frauen dazu zu verwenden beabsichtigt, dem Weibe über sich selbst, über das, was es in der Welt des Geistes sein kann und sein muss, die Augen zu öffnen? Die thatenlose alte Jungfer, die unselbständige Gouvernante der jüngsten Vergangenheit, die als eine Karikatur des weiblichen Geschlechts herumlaufen, konnten es freilich nicht, aber vielleicht kann es die begabte, in ernster Arbeit stehende, hochstrebende Lehrerin der Gegenwart, die in aufreibendem Dienste der Kranken und Armen stehende Ärztin der nächsten Zukunft. Es giebt unter den in einem höheren Berufe arbeitenden Frauen schon heute Persönlichkeiten von einem Stolz und einer Würde, einem Ernst und einer Höhe der Lebensanschauung, die zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. Jene beiden Berufe aber, der der Lehrerin und der der Ärztin, sind

es, die dem jungen Mädchen der höheren Berufsklassen am nächsten liegen, vorausgesetzt, dass besondere Talente sie nicht auf die Ausübung einer Kunst weisen. Und diesen beiden Berufen reden auch wir hier das Wort. Zwar scheint es, als widersprächen wir damit dem, was wir bisher über Bestimmung und Wesen des Weibes gesagt haben, als wollten wir nun doch thun, was wir als das Übel, das Verderben unseres Volkes bezeichneten, als wollten wir das Weib hinausführen aus Haus und Familie. Es scheint dir folgerichtiger, wenn wir dir raten würden, dein Kind auf Grund einer hauswirtschaftlichen Ausbildung als Stütze der Hausfrau, Gesellschafterin und dergleichen oder mit dem Lehrerinnenzeugnis in der Tasche als Erzieherin in gebildeten Familien sich ihr Brot erwerben zu lassen. Haben wir doch die Familie als den Halt und Hort der Frau, als den Boden gekennzeichnet, da sie ihr Bestes empfangen und geben kann. Und dabei bleiben wir auch; und doch raten wir dir: Lass deine Tochter in einem Schulamte sich ihre Existenz gründen, lass sie als Ärztin im öffentlichen Leben wirken. Denn es ist etwas ganz anderes, in einer eignen Familie Hausfrau und Mutter zu sein, als in fremden Häusern bald hier, bald dort für ein paar Jahre Beschäftigung und Unterhalt zu finden. In der eignen Familie entwickelt sich die Persönlichkeit der Frau, da drückt sie der Häuslichkeit und den Kindern ihren Stempel auf, in der fremden geht sie innerlich zu Grunde. Kärglich ist der Lohn, den sie für mühselige Arbeit erhält, und mit schwerer Sorge sieht sie den Tagen ihres Lebens entgegen, da sie nicht mehr wirken kann. Der Gefahr aber, dass deine Tochter durch ihre Ausbildung zu einem „unweiblichen" Berufe unweiblich wird, musst du durch deine Erziehung begegnen. Ganz gleich, welchen Beruf sie wählt, es muss ihr Zeit bleiben, auch das zu lernen, was für eine Hausmutter unerlässlich ist. Ist sie in einem glücklichen Familienleben aufgewachsen, hast du ihr durch dasselbe die Familienhaftigkeit — wenn ich so sagen darf — anerzogen, so wird sie auch, wenn sie ihrem Berufe mit freudiger Seele ergeben ist, sich nicht besinnen, was sie zu thun hat, wenn ein Mann sie zur Ehe begehrt, zu dem sie Vertrauen hat, mit dem sie hoffen kann, ein Familienleben zu gründen, das ihm und ihr zum Segen gereicht. Wenigstens wird das

zutreffen bei der Lehrerin. Anders allerdings liegen die Verhältnisse bei der Ärztin. Ihr Studium, ihr Beruf entfernen sie so weit von der gewöhnlichen Bahn des Weibes, dass es die ernste Pflicht eines Vaters ist, seine Tochter zu warnen vor dieser Berufswahl und wohl zu prüfen und genau zu erwägen, ob sie die Reife des Geistes besitze, ob sie überhaupt fähig sei zu der Stärke und Festigkeit, zu der Selbständigkeit der Lebensanschauung, die notwendig sind, wenn sie unbeirrt den für das deutsche Weib so ungewöhnlichen Weg gehen soll. Nicht im Berufe liegt hier die Gefahr, sondern in der Abweichung vom Herkommen. Zum Ungewöhnlichen gehört ein ungewöhnlicher Mensch. Es ist fast nie ein Glück, zu den Bahnbrechern zu gehören. Die Frau, die Glück, Ehre oder Gewinn im ärztlichen Berufe sucht, die bleibe fern davon. Gleich der Diakonissin muss ein innerer Beruf sie treiben. Nur wenn sie neben dem starken Drange nach höchster Bildung die ideale Liebe zu ihrem Geschlecht, zur Menschheit, zu der Wahl ihres Berufes bestimmen, dann ist sie nicht in Gefahr, sich selbst zu verlieren, dann hat sie das Recht herauszutreten aus den Schranken, die dem Weibe geboten sind. — Es ist wohl denkbar, dass eine Zeit kommt, wo man mit Begeisterung von den weiblichen Ärzten sprechen wird, eine Zeit voller Kriegslärm und Kriegsgeschrei, eine Zeit, da Ärztin und Diakonissin in gleicher schwerer Arbeit, gleicher Treue und gleicher Opferwilligkeit, die eine anordnend, die andere ausführend, durch die Säle der Lazarette schreiten werden, da man erkennen wird, dass die Ärztin zwar gelehrter, aber nicht weniger weiblich ist, als die Schwester. Ihre öffentliche Anerkennung holt sich die Ärztin vielleicht vom Schlachtfelde zur Zeit wilder Völkerstürme, ihr gewöhnlicher Beruf aber, segensreich und volksbeglückend, der liegt da, wo ein armes krankes Weib weiblicher Hülfe bedarf, wo hungernde, frierende und kranke Kinder von einem barmherzigen Menschen gekleidet, gesättigt und geheilt, von einer freundlichen Hand warm berührt, von einem gütigen Wort getröstet werden wollen.

Hat deine Tochter Kraft und Mut, eine gesunde Seele und einen gesunden Körper, kann und will sie verzichten auf persönliches Glück, will sie ihre Befriedigung suchen in wissen-

schaftlicher Arbeit, noch mehr aber in freiwilliger Hingabe an arme kranke Menschen, will sie Armenärztin werden, und bist du überzeugt davon oder glaubst du wenigstens, dass sie darin ihre Befriedigung finden werde, so lass sie ziehen und glaube, dass sie eben dazu bestimmt ist, einen andern Weg zu gehen, als die Mehrzahl ihrer Schwestern ihn zu ihrem Glücke gehen muss. —

Und so kommen wir denn zum Schluss. Wollte Gott, dass das, was wir hier in stiller Arbeit am Schreibtische zusammentrugen, nicht die Erkenntnis weniger Einzelner sei, dass es gefühlt, dass es klar erkannt würde von allen, die berufen sind zu Eltern, zu Erziehern eines kommenden Geschlechts. In der Erkenntnis liegt die Zukunft. Dann können sie kommen, die Weltenstürme, die wir fürchten, unsere Kinder sind gerüstet, dann mag es nahen, das gewaltige zermalmende Schicksal, unsere Kinder werden feststehen:

Denn es ist furchtbar, wer die Götter ehrt.

Bericht über die Thätigkeit der Akademie

vom 1. Mai 1896 bis 27. Januar 1897.

Gestorben sind folgende Mitglieder:

Herr Geheimer Sanitätsrat Dr. Axmann, Erfurt.

„ Militär-Oberpfarrer und Hofprediger D. Frommel, Plön.

„ Musikdirektor Meinardus, Bielefeld.

Zum Ehrenmitgliede wurde ernannt:

Seine Excellenz Herr Wirklicher Geheimer Rat und ordentlicher Professor der Philosophie und neueren deutschen Litteratur an der Universität Heidelberg, Dr. Kuno Fischer.

Zu ordentlichen Mitgliedern wurden ernannt:

Herr Gymnasialprofessor Dr. Beermann, Erfurt.

„ Regierungs- und Baurat Kleinwächter, Erfurt.

„ Geheimer Baurat und Eisenbahn-Direktor Lochner.

Zu auswärtigen Mitgliedern wurden ernannt:

Herr Dr. Knabe, Oberlehrer an der Oberrealschule, Kassel.

„ Dr. Liebe, Assistent am k. Staatsarchiv, Magdeburg.

„ D. Witte, Superintendent, Professor an der Landesschule, Pforta.

„ Dr. Neumann, ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Strassburg.

Der Akademie wurden ausser den periodischen Schriften der Akademien, Gesellschaften und Vereine, mit welchen sie in Schriftenaustausch steht, folgende Schriften zugesandt:

O. Lorenz: Die materialistische Geschichtsauffassung, 1897.

J. K. Kohn: Die frühere Herrschaft Düdelingen und der St. Johannesberg, Luxemburg 1894.

— — Monographie de la Seigneurie de Dudelange ou Mont-Saint-Jean, Luxembourg 1894.

— — Johann der Blinde, Graf von Luxemburg und König von Böhmen, Luxemburg 1895.

K. Breysig: Nietzsches ethische und soziologische Anschauungen.

F. Schultz: Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe höherer Lehranstalten III.

Festschrift zur Feier der Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes zu Erfurt am 3. Juli 1896.

F. Schreiber: Die Vullineburch oder Welonoburg, ein römisches Kastell im Odenwalde.

G. Liebe: Das Kriegswesen der Stadt Erfurt.

M. Voretzsch: Zur 50jährigen Jubelfeier der Smithsonian Institution in Washington.

Sanchez: La Cornoide.

Heinzelmann: Über den Protestantismus als Kulturprinzip der Neuzeit.

Heinzelmann: Der Brief an Diognet, übersetzt und gewürdigt.

G. Schmidt: Stammtafel der Familie von Wulffen.

G. Liebe: Die rechtlichen und wirtschaftlichen Zustände der Juden im Erzstifte Trier.

— — Ein Brüchteregister des Amtes Emden aus dem 15. Jahrhundert.

— — Die kommunale Bedeutung der Kirchspiele in den deutschen Städten.

— — Das deutsche Nationalgefühl in seiner geschichtlichen Entwickelung.

Knabe: Deutschlands Errettung aus der römischen Knechtschaft.

— — Über Schulmünzen im ehemaligen Kurhessen.

— — Über den direkten Beweis.

— — Lehrpläne von Bürger- und Realschulen der Provinz Hessen-Nassau aus der Zeit der französischen Fremdherrschaft.

— — Heinrich Gräfe, der erste Leiter der jetzigen Oberrealschule zu Kassel.

— — Entwicklung der Oberrealschule zu Kassel.

An Stelle des Herrn Prof. Dr. Heinzelmann wird mit Rücksicht auf dessen angegriffenen Gesundheitszustand Herr Schuldirektor a. D. Neubauer die Sekretariatsgeschäfte vertretungsweise auf ein Jahr (1. Oktober 1896 bis 30. September 1897) versehen.

Der Preis von 300 Mark für die beste Bearbeitung der von der Akademie ausgeschriebenen Preisfrage:

Wie lässt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmässigsten gestalten?

wird zweimal erteilt, nämlich an Fräulein Luise Hagen, Schriftstellerin in Berlin, und Fräulein Anna Beyer, Lehrerin in Forst. Eingegangen waren 28 Arbeiten.

Sitzungen.

In der ordentlichen Sitzung am 9. September las der Sekretär einen Aufsatz des auswärtigen Mitgliedes, Gymnasial-Direktors Dr. Ferdinand Schultz in Charlottenburg: Gedanken über das Wesen der Musik. Wie alles Geheimnisvolle, so reizt auch die Welt der Töne den Forscher zur Untersuchung ihres Wesens und Zusammenhanges an. Zu diesem Zweck ist zunächst das Organ zu prüfen. Der Mittelpunkt der Gehörwahrnehmung ist das Cortische Organ mit seinen Stimmstäbchen. Das Auge setzt uns mit den Gegenständen der Aussenwelt in Verbindung, das Ohr verknüpft uns mit dem Inneren des Menschen. Die durch Reflexbewegungen erzeugten Laute bilden ebensowohl den Anfang der menschlichen Sprache wie der Musik auf ihrer untersten Stufe, der Interjektionalstufe. Durch den ihm innewohnenden Kunsttrieb gestaltet der Mensch den Laut zum Ton, welcher durch die Harmonie der gleichzeitig mit dem Hauptton vernommenen Obertöne das Lustgefühl hervorruft. Da es sich im Reich der Töne um ein zeitliches Nacheinander handelt, so ist die Bewegung der den Stoff gestaltende Faktor. Sie entfaltet sich zum Rhythmus. Zu ihm treten Harmonie, Melodie, Tonfarbe und Tonstärke als Mittel des musikalischen Künstlers. Das Gesetz der Schönheit verlangt auch in der Musik Gliederung und Ebenmass. Sie ähnelt hierin der Architektur, die man eine gefrorene Musik genannt hat, aber ihre Wirkungen auf das Gefühl sind unmittelbarer und mannigfaltiger. Sie ahmt ferner Vorbilder der Natur nach und kann in dieser Beziehung mit der zweiten Sprachstufe, der onomatopoetischen, verglichen werden. Sie vermittelt uns auch die Vorstellung räumlicher Gegenstände und hat eine enge Verwandtschaft zur Farbe (Tonfarbe, heller und dunkler Ton). Sie erhebt sich dann

weiter zur dritten, der charakterisierenden, Sprachstufe und stellt endlich das Leben der Seele selbst dar. Durch das Eindringen in unser Gemütsleben kann sie sittlich läuternd wirken und das Geheimnisvolle, Vorgeahnte, Unerforschliche und Ewige ausdrücken, was das Wort nicht auszusprechen vermag.

Am 9. Dezember las Herr Senior und Superintendent D. Dr. Bärwinkel eine Abhandlung über Joh. Matth. Meyfart, Rektor der Universität und Senior des evangelischen Ministeriums zu Erfurt, Dichter des Liedes „Jerusalem, du hochgebaute Stadt.“ Joh. Matth. Meyfart, Sohn des Pastors Michael Meyfart zu Wahlwinkel bei Waltershausen, ist am 9. November 1590 in Jena im Hause seines Grossvaters, des Ratsherrn Johann Fiedler geboren. Er besuchte die Schule zu Gotha und studierte Philosophie, Philologie und Theologie, zunächst in Jena, wo er 1611 Magister wurde, dann 1614 in Wittenberg. 1616 begann er in Jena philosophische und theologische Vorlesungen zu halten. Noch in demselben Jahre wurde er von Johann Casimir nach Coburg an das von demselben gegründete Gymnasium Casimirianum berufen. 1623 übernahm er das Direktorat dieser höheren Bildungsanstalt, welche zugleich die Stelle einer Universität vertreten sollte. Nachdem Gustav Adolf von Schweden infolge der Schlacht von Breitenfeld am 7. September 1631 auch in Erfurt als Retter des evangelischen Glaubens eingezogen war und dort die Universität mit reicheren Mitteln ausgestattet, auch eine evangelisch-theologische Fakultät ins Leben gerufen hatte, wurde Joh. Matth. Meyfart vom Rat der Stadt als Professor der Theologie nach Erfurt gerufen. Fürst Joh. Casimir wollte ihn zwar wegen bekannter guter Gaben und Gelehrsamkeit lieber behalten, doch liess er ihn ziehen in Anschung, dass solches Werk zur Ehre Gottes und zur Ausbreitung seiner Kirche abziele. Am 11. Juli 1633 ward er zugleich mit Georg Grossenhain aus Arnstadt in einem feierlichen Universitätsakt, welcher auf die Neunpredigt mit Tedeum und Geschützsalven im Dom stattfand, durch den Syndikus Dr. Norinberger in sein Amt eingeführt. D. Rennemann dankte im Namen der Universität. Meyfart, der schon in Jena am

14. Dezember 1624 zum Doktor der Theologie kreirt war, ward bald Dekan der theologischen Fakultät. Als solcher hat er am 2. März 1634 drei seiner Kollegen, Grosshain, Zaps und Elsner, zu Doktoren der Theologie promovieren lassen, die einzigen, welche in Erfurt zu Doktoren der evangelischen Theologie gemacht worden sind. Denn die evangelisch-theologische Fakultät ging nach dem Prager Frieden 1635 bald wieder ein. Als Dekan hielt Meyfart auch am 6. November 1633 in der Severistiftskirche vor der Universitätsgemeinde eine Predigt zur Erinnerung an Gustav Adolfs Tod. Für diesen Tag war ein Buss-, Bet- und Fast-Tag vom Rat der Stadt angeordnet worden. Zum Rektor der Universität wurde er am Tage St. Lucae als am 18. Oktober 1634 gewählt, am 2. Februar 1636 wurde er als Pastor an der Prediger Kirche eingeführt und vom Rat der Stadt zugleich zum Senior des evangelischen Ministeriums ernannt. In dieser Stellung ist er bis zu seinem am 26. Januar 1642 erfolgten Tode geblieben. Er hat in Erfurt segensreich gewirkt und hat sich durch Betonung eines ernst sittlichen und christlichen Lebens auch um die Studenten mancherlei Verdienste erworben. In gewisser Weise war er ein Vorläufer Speners, auch ein Beförderer des Friedens zwischen Lutheranern und Reformierten. Aus seiner Schrift „De concilianda pace inter ecclesias per Germaniam evangelicas" geht seine Unionsneigung klar hervor. Selbst der katholischen Kirche gegenüber zeigte er sich sehr friedfertig, obgleich er ein scharfer Gegner der Jesuiten war, wie aus seiner Schrift „Grawerus continuatus" hervorgeht, die eine Fortsetzung von Albert Grawers „Disputationes antejesuiticae" sein sollte.

Am bekanntesten ist Meyfart dadurch geworden, dass er das Lied „Jerusalem du hochgebaute Stadt" gedichtet hat. Der Vortragende gab nunmehr eine Übersicht über die von Meyfart verfassten eschatologischen Schriften. Besonders behandelte er dabei „das höllische Sodoma", welches 1630 bei Forckel in Coburg gedruckt wurde und in 2 Büchern 1071 Seiten umfasst. Er schilderte die grobsinnlichen Auffassungen der damaligen Zeit, die sich auch bei Meyfart finden. Auch enthalten seine Bücher eine Fülle von eingestreuten Erzählungen aus allen Zeiten, welche wohl dieselben interessant gemacht haben.

Ähnlichen Inhaltes sind die Bücher „Das Jüngste Gericht“ und „Das Himmlische Jerusalem“.

Das Lied „Jerusalem du hochgebaute Stadt“ findet sich in einer Sammlung von vier Predigten unter dem Titel „tuba novissima“, welche 1626 bei Friedrich Gruner in Coburg erschien, gedruckt von Forckel. In der dritten Predigt, welche Meyfart am 13. September 1626 zu Coburg über Matth. 17, 1—9 gehalten, kommt zum Schluss das herrliche Lied vor. Er sagt da von den Auserwählten Gottes: Sie werden Gott in ewiger Ruhe sehen, sie werden ihn sehen und lieben, sie werden ihn lieben und loben. Nachdem er sie dann auffordert zu weinen vor Freuden und zu verstummen vor Freuden, stimmt Meyfart den Gesang voll Himmelssehnsucht und Himmelsfreude an: Jerusalem du hochgebaute Stadt u. s. w. Die einzelnen Strophen, welche fast wörtlich so lauten, wie sie jetzt in unsern Gesangbüchern stehen, sind aber nicht unmittelbar an einander gereiht, sondern es findet sich zwischen denselben immer ein überleitender Gedanke ausgesprochen. So steht zwischen der ersten und zweiten Strophe folgendes: „Also erseufzen betrübte Christen, wenn sie den heutigen Zustand, Elend und Jammer wo nicht ansehen, doch erfahren. Sie wünschen: O schöner Tag und noch viel schönre Stunden u. s. w.“ Meyfart hat noch mehrere geistliche Lieder gedichtet, die sich zum Teil auch in seinen Predigten finden. Doch keins kann auch nur im Entferntesten an Tiefe der Empfindung, an Kraft und poetischem Schwung mit diesem Liede verglichen werden. Aber dies eine, ein wahrer Juwel unter den Dichtungen jener Zeit und frei von aller Geschmacklosigkeit, wie wir sie auch in Meyfarts Schriften vielfach finden, hat seinen Namen unsterblich gemacht in der Zahl der Dichter geistlicher Lieder aller Zeiten und Völker.

Der erste der von der Akademie in diesem Jahre veranstalteten öffentlichen Vorträge handelte von der Entwickelung des deutschen Nationalbewusstseins. Der Vortragende, Herr Geheimer Regierungsrat und Professor Dr. Lindner von der Universität Halle, entwarf in kurzen, markigen Zügen ein Bild von der Entwickelung des Deutschen

Reiches, um zu zeigen, dass es den Deutschen an einem Nationalbewusstsein im jetzigen Sinne des Wortes bis auf die neueste Zeit immer gefehlt habe. Das Wort national wies nur auf die gemeinsame Abstammung hin; Deutschland bildete, nachdem es von Heinrich I. auf eigene Füsse gestellt, von Otto I. aber mit den Angelegenheiten Italiens in Verbindung gebracht war, ein römisches Reich deutscher Nation. Die Not und Bedrängnis, in welche dieses Reich durch die Verbindung mit Italien, besonders aber durch den Kampf mit dem welfisch gesinnten, eine nicht bloss geistliche Weltherrschaft anstrebenden Papsttum geriet, liess zwar Patrioten wie Walther von der Vogelweide die Notwendigkeit eines engeren politischen Zusammenschlusses der deutschen Nation erkennen; aber einer solchen Geschlossenheit stand der nach individueller Selbstständigkeit strebende Charakter dieser Nation schroff gegenüber. Das Recht der Selbstbestimmung zu wahren galt als höchste Pflicht; man wollte wohl Genossenschaften zu bestimmten Zwecken bilden, und herrliche Blüten, wie die Germanisierung des Ostens, die Machtentfaltung der Hanse, verdankt Deutschland diesem Drange der Selbstthätigkeit; aber man wollte nichts für das Reich thun, und als dann die Not der politischen Zerfahrenheit immer grösser, das Bedürfnis einer Reform immer offenbarer wurde, da waren es die deutschen Fürsten, die sich diese Not zu nutze machten, um ihre Macht vollends zu staatlicher Selbständigkeit auszubilden und dem Kaisertum schliesslich nur noch den Wert einer politischen Dekoration übrig zu lassen. Die Reformation, ein so schönes Denkmal jener Selbstthätigkeit, hat doch die politische Ohnmacht des Reiches besiegelt; aber sie ist auch in späteren Zeiten eine der mächtigsten Erregerinnen des nationalen Gedankens gewesen. Der dreissigjährige Krieg vernichtete den letzten Rest des Nationalgefühls und schuf in den unglücklichen Deutschen jenen Geist der Bedientenhaftigkeit, der erst allmählich in unseren Zeiten einem stolzeren Gefühl, aber auch einer bescheideneren Anerkennung der nicht auf dem Gebiete des Beamtentums liegenden Bestrebungen gewichen ist. — Dieser neue Geist, das Nationalbewusstsein im modernen Sinne, fing endlich an sich zu regen; aber mit wie vielen Schwierigkeiten hatte es noch zu kämpfen, auf welche Irrwege wurde

es selbst geworfen! Noch Lessing, Goethe und Schiller verwarfen es, und doch hat es sich an ihren Werken entzündet; denn es kam uns, dem Volke der Denker und Dichter, von unserer plötzlich und herrlich emporgediehenen Litteratur, und es wurde gereift unter dem Drucke gewaltiger nationaler Schicksale. Hart und schwer war den Deutschen die Erkenntnis des Zwanges, von seiner Freiheit etwas aufzugeben zu Gunsten der Einheit und Einigkeit; härter und schwerer vielleicht noch die Einsicht, dass diese nur erreicht werden könne durch die Anlehnung an einen grossen deutschen Staat; das Schwerste endlich war die Überzeugung, dass dieser Staat nur der verhasste Emporkömmling Preussen sein könne. Zu diesem Zwecke mussten freilich Stein und seine Mitarbeiter erst ein neues Preussen schaffen, die auf die Befreiungskriege folgende Reaktion, welche das Nationalbewusstsein, den treuesten Bundesgenossen des Strebens nach staatlicher Grösse, durch unverständigen Widerstand auf die Bahn des Weltbürgertums und des Radikalismus, französischer Gedankenprodukte, drängte, musste überwunden, Österreich gewaltsam aus dem deutschen Staatsverbande ausgelöst werden, das übermütige Frankreich musste endlich den Deutschen die Waffen zur Verteidigung ihrer Selbständigkeit in die Hand drücken, ehe dieses Bewusstsein sich voll und frei entfalten konnte.

Der hochgeschätzte Redner schloss seinen ebenso überzeugenden wie anregenden Vortrag mit einer Würdigung der Verdienste Kaiser Wilhelms I. Hierin, wie in so vielem anderen, ist er uns vorbildlich gewesen; denn er folgte dem Gebote der Pflicht, er entsagte seinen liebsten Gedanken, wenn er sich überzeugt hatte, dass das Wohl des Vaterlandes, die Erreichung der Einheit Deutschlands, andere Wege verlangten; er vermied einseitige Extreme und folgte mittleren Bahnen. Möge das 25jährige Jubelfest der Einigung Deutschlands uns mahnen, auf dem eingeschlagenen Wege zu beharren; mögen wir das Gesetz aller historischen Entwickelung beherzigen, dass die Erhaltung eines Machtzustandes die fortwährende Kräftigung und Befestigung desselben erheischt, mögen wir unsere Selbständigkeit bewahren, aber nicht missbrauchen; mögen die Parteien sich dem Ganzen unterordnen!

Wie der Vortragende die Entwickelung seiner Gedanken an das alte Erfurt, den mit Unrecht sogenannten Apostel der Deutschen, Bonifatius, die wüsten Parteikämpfe, aber auch das tüchtige Bürgertum der alten Stadt angeknüpft hatte, so wies er zuletzt auf den materiellen Zweck, dem diese Vorträge dienen sollten, hin: die Errichtung eines Denkmals für Kaiser Wilhelm I. in unserer Stadt. Gedenken wir, so rief er aus, auch bei diesem Werke der Enkel, die sich eines äusserlich erstarkten, wirtschaftlich und politisch gefestigten, innerlich durch ein kräftiges Nationalbewusstsein geeinten Vaterlandes dereinst erfreuen sollen! Der Redner endete unter lebhaften Beifallsbezeugungen. Der zum erstenmal zu diesen Vorträgen benutzte Saal des neuen Gymnasialgebäudes machte in seinen edlen Verhältnissen, seiner strahlenden Beleuchtung und mit seiner zahlreichen Zuhörerschaft einen sehr angenehmen Eindruck.

Am Mittwoch den 4. November abends hielt in der Aula des neuen Gymnasiums Herr Professor D. Witte aus Pforta den zweiten der diesjährigen Wintervorträge. „Ignaz Döllinger“ war das Thema, das der bekannte Vorkämpfer des evangelischen Bundes mit gründlicher Sachkenntnis und geistvoller Charakteristik unter dem grossen Beifall eines ansehnlichen Zuhörerkreises durchführte. Die Erscheinung Döllingers, so urteilte der Vortragende, ist ein Beweis für die Unfähigkeit des Ultramontanismus, reformatorischen Gedanken in seinem Schosse Raum zu geben; der grosse katholische Kirchenhistoriker stellt in seiner Person den Konflikt dar zwischen deutscher katholischer Frömmigkeit und römischer Theologie und Kirchenpolitik. Zu Bamberg im Jahre 1799 ward Johann Joseph Ignaz Döllinger als Sohn und Enkel namhafter Naturforscher geboren. Es schien sich von selbst zu verstehen, dass auch er die Naturwissenschaft studierte; er machte den Versuch, doch in angeborenem Drang nach der übersinnlichen Wahrheit wechselte er bald die Fakultät und ward Theologe, um das Ziel seines Strebens, die Zurückführung seiner Kirche zu ihrer alten Herrlichkeit, zu erreichen. Vor allem trieb er kirchengeschichtliche Studien, war ein eifriger Anhänger des

Papsttums und ein ebenso eifriger Feind des Protestantismus. Nach einer Anstellung am Lyceum zu Aschaffenburg, wo er Gelegenheit nahm, eine grosse Anzahl neuer Sprachen zu erlernen und mit den Erscheinungen der Weltlitteratur, mit Geschichte, Naturwissenschaft und Jurisprudenz sich zu beschäftigen, folgte er einem bedeutungsvollen Ruf an die Münchener Universität als Docent für Kirchengeschichte und Kirchenrecht. In München residierte zu jener Zeit König Ludwig I., der eine romantische Idealisierung der römischen Kirche liebte und, von Görres als gottgesandter Schirmherr des Katholizismus begrüsst, Anstalten machte, diese Erwartungen zu erfüllen; nur sträubte er sich gegen die Wiedereinführung der Jesuiten, in denen er ein deutschfeindliches Element erblickte. Döllinger kam nun als Professor mit einem grossen Kreis von Gelehrten in Berührung; ausser Männer wie Schelling, Baader, Stahl und Thiersch fand er als engeren Kollegen den Theologen Möhler, der später durch die Herausgabe seiner Symbolik berühmt wurde. In den dreissiger Jahren griff Döllinger in die praktischen Zeitfragen ein: er schrieb in Sachen der gemischten Ehen und des bayerischen Kniebeugungsstreites, und zwar in energischer Wendung gegen den Protestantismus. Denselben polemischen Geist atmen in verstärkter Potenz seine weiteren Schriften über die Reformation und über Luther, Schriften, die ihrem Verfasser den Vorwurf nicht ersparen können, dass sie der berüchtigten Geschichtsschreibung eines Janssen die Wege geebnet haben. Um dieselbe Zeit stand Döllinger auf dem Gipfel seines katholischen Ruhms, von den Protestanten als ihr gefährlichster Feind gefürchtet, von Heinrich Heine als „Ignatius Tartuffius“ verspottet. Dabei aber teilte er mit seinem Landesfürsten die Abneigung gegen die Zurückberufung des Jesuitenordens, dessen Zöglinge von Rom aus immer zahlreicher in Deutschland eindrangen und eine neue Scholastik begründeten. Mit der Losung: „Wir Deutsche wollen als Katholiken nicht aufhören, Deutsche zu sein“, eiferte der Münchener Professor gegen den unkatholischen Ultramontanismus, der die Interessen des deutschen Volkes geflissentlich zurücksetzte; und eine Reise nach Rom in den fünfziger Jahren, die in seiner kirchenpolitischen Anschauung einen bedeutsamen Umschwung herbeiführte, liess ihn, da die Kurie für deutsches

Denken und Empfinden nicht das leiseste Verständnis zeigte, eine Reform von Rom aus nach den Wünschen seiner heimischen Kirche als Unmöglichkeit erkennen. Überdies sah er, wie die Verhältnisse lagen, den Untergang des Kirchenstaates vor der Thür und erwog dementsprechend in jenen berühmten zwei Vorträgen, die er wenige Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien im Münchener Odeum hielt, die Eventualität einer völligen Aufhebung der weltlichen Gewalt des Papstes, und zwar mit so rücksichtsloser Offenheit, dass der päpstliche Nuntius in demonstrativer Weise den Saal verliess. Ein Sturm der Entrüstung ging durch die Reihen der päpstlich Gesinnten. Döllinger schrieb zu seiner Rechtfertigung das Aufsehen erregende Buch über „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat", leugnete hier die Notwendigkeit der weltlichen Herrschaft des Papstes, versuchte auch eine gerechte Würdigung der Persönlichkeit Luthers und verband die Mahnung, den rechten reformatorischen Geist aus der Kirche nicht verschwinden zu lassen, mit dem Aufruf zu ernster Prüfung des kirchlichen Lebens. Nach solchen Worten ward über ihn zu Rom der Stab gebrochen und das letzte Ziel der kurialen Politik, die Deklarierung der päpstlichen Unfehlbarkeit, allmählich vorbereitet. Jetzt hielt es Döllinger nicht länger zurück: in einer pseudonymen Schrift: „Der Papst und das Concil" von Janus, die er kurz vor der Berufung des vatikanischen Concils publizierte, suchte er im Gegensatz zu den päpstlichen Machtansprüchen den Nachweis zu führen, dass das Papsttum, wie es geworden, als krankhafter Auswuchs am Organismus der Kirche zu beurteilen sei. Der Eindruck war überwältigend; die deutschen Bischöfe kamen in Fulda zusammen, erliessen den beruhigenden Hirtenbrief und versicherten, dass es bis zum Äussersten nicht kommen werde. Doch als das Concil seinen Anfang nahm, als sich die völlige Unfreiheit der Verhandlungen, das Vergebliche jedes Versuchs herausstellte, der allmächtigen Koalition der ausländischen Bischöfe entgegenzutreten, war es Döllinger wieder, der von München aus in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" „Römische Briefe vom Concil" veröffentlichte, die angedeuteten Mängel ungescheut aufdeckte und eine Synode ohne volle Freiheit eine Pseudosynode nannte. Freilich ahnte er selbst die Aussichtslosigkeit

seines Widerstandes: die Unfehlbarkeit ward proklamiert, und die grössten Kapazitäten, die zuvor widersprochen, unterwarfen sich eine nach der anderen und verfolgten rücksichtslos ihre früheren Gesinnungsgenossen. Die Opposition ward schwächer und schwächer, und so erging auch an Döllinger das Ansinnen, sich vor dem Dogma zu beugen. Er antwortete, das neue Dekret sei wider Schrift, Überlieferung und Concilsbeschlüsse, es sei durch Fälschung zu stande gekommen und trage seinen romanischen Ursprung an der Stirn; weder als Christ, noch als Theolog, noch als Geschichtskenner, noch als Bürger könne er diese Lehre annehmen. Döllingers Schicksal war mit diesem Absagebrief besiegelt: „wegen bewusster Leugnung klarer Glaubenssätze" ward er samt seinem Freunde Professor Friedrich exkommuniziert. Anfangs standen noch Tausende zu dem furchtlosen Streiter, unter ihnen die Hälfte des gesamten bayerischen Klerus; aber der Einfluss Roms machte sich geltend und liess die meisten von ihnen verstummen. Döllinger schwieg. Die Professur konnte er nicht verlieren, durch Ehrenpromotionen wie durch das Vertrauen der Münchener Universität ward er reichlich ausgezeichnet; aber die Kommunion spendete ihm kein Priester, und er durfte sie nur noch als „Kommunion der Sehnsucht" geniessen. Die altkatholische Bewegung, die an sein Zeugnis anknüpfte, begleitete er fortan mit lebendiger Teilnahme, ohne doch das Episkopat, das man ihm antrug, anzunehmen: die Bildung einer selbständigen Sondergemeinde fand seinen Beifall nicht. Mit dem Vatikanismus war eine spätere Einigung nicht mehr möglich, und der Versuch, ihn für die römische Kirche zurückzugewinnen, blieb ohne Erfolg; er wollte, wie er sagte, sein Alter nicht mit einer Lüge beflecken und starb, trotz des Kirchenbannes, ein milder, unverbitterter Christ. So verweigerte ihm denn seine Heimatskirche die letzte Ehre, doch begleitete je ein Vertreter der griechischen und anglikanischen Kirche seine Leiche. Bei dem gründlichen Wechsel, der in dem kirchenpolitischen Denken dieses Mannes vorgegangen ist, haben die zwei bedeutsamsten Züge seiner Persönlichkeit keinen Wandel erfahren: als Gelehrter wie als Geschichtsforscher war und blieb er ein zäher Anhänger der kirchlichen Tradition, und als Mensch wie als Christ durch und durch ein deutscher Mann.

Schlaf und Schlaflosigkeit. Vortrag, gehalten von Professor Dr. Stintzing in der öffentlichen Versammlung am 11. November 1896. Der Herr Vortragende ging bei seinen interessanten Ausführungen, welche von der zahlreich versammelten Zuhörerschaft reichen Beifall ernteten, von der Thatsache aus, dass alle Kräfte des Körpers durch eine chemische Verbindung der organischen Substanzen des Körpers mit Sauerstoff, welcher durch die Atmung unserem Körper zugeführt wird, ausgelöst werden. Aus diesem Oxydationsprozess entwickeln sich nicht nur die körperlichen Kräfte, sondern auch die Gedanken. Tritt in der Harmonie zwischen Einnahme und Ausgabe eine Unterbrechung ein, so entstehen Krankheiten und Tod. Im wachen Zustande stehen wir durch unsere Sinneswerkzeuge in Verbindung mit der Aussenwelt. Die durch die Sinne empfangenen Eindrücke werden von dem Gehirn weiter verarbeitet zu Gedanken. Im Schlafe fehlen diese Eindrücke, ebenso die Gedanken, nur Traumbilder deuten noch auf eine Thätigkeit des Gehirns. Im wachen Zustande machen wir ferner bewusste Bewegungen, im Schlafe folgt der Körper den Gesetzen der Schwerkraft und führt nur unbewusste Bewegungen aus. Nur die unwillkürlichen Bewegungen des Körpers, wie Atmung, Herzthätigkeit, Verdauung u. s. w., bleiben bestehen. — Unsere Handlungen entstehen zunächst auf Grund von äusseren Reizen, z. B. wir sehen einen Gegenstand und greifen danach, wir hören die Tischglocke und gehen zu Tische u. s. w. Werden diese Reize ausgeschaltet, so tritt Schlaf ein. Jedoch ist dies nicht die einzige Ursache des Schlafes, da die Gehirnthätigkeit auch von inneren Reizen, dem Denkvermögen, abhängig ist. Es ist dies besonders bei geistig beanlagten Menschen der Fall. Trotzdem diese sich also nicht gegen alle Sinneseindrücke abschliessen können, tritt Schlaf ein. Es sind für die weitere Ursache des Schlafes, welche nicht auf der Abhaltung der äusseren Reize beruht, verschiedene Theorien aufgestellt, von welchen die Pflüger'sche Theorie die richtigste ist. Nach dieser ist die Erregbarkeit des Gehirns von dem vorhandenen Sauerstoff abhängig, welche zu Kohlensäure im Körper verbrennt. Diese Kohlensäureexplosionen sind im Wachen stärker als im Schlaf. Bei intensiver Gehirnthätigkeit kann nun eine Zeit kommen, wo der zugeführte Sauerstoff

nicht mehr ausreicht zur Ergänzung der die Lebensvorgänge erzeugenden fortgesetzten Explosionen des mit dem Kohlenstoff des Eiweisses sich zur Kohlensäure verbindenden Sauerstoffs. Der Schlaf wird dann bedingt durch die Verarmung des Centralnervensystems an Sauerstoff, und die während des Schlafes genügend angesammelte Sauerstoffmenge wird alsdann wieder eine Unterbrechung des Schlafes hervorrufen. Nach der Preyerschen Theorie wird der Schlaf durch sich anhäufende Stoffwechselprodukte (sogenannte Ermüdungsstoffe) erzeugt, welche im Schlaf wieder zerstört werden. Es kann der Schlaf durch künstliche Sinnesreize, helle Beleuchtung, Konzert, Theater u. s. w. unterdrückt werden. Bei der Einwirkung von einem Reize zur Verscheuchung des Schlafes, wie Kaffee, Thee, Alkoholika, wirkt der Umstand mit, dass durch eine Vermehrung der Herzthätigkeit mehr sauerstoffhaltiges Blut dem Gehirn zugeführt wird. Durch den Winterschlaf vieler Warmblüter und den Sommerschlaf vieler Amphibien in den Tropen wird die Körpertemperatur um mehrere Grad herabgesetzt. Durch eine künstlich herabgesetzte Temperatur kann jeder Winterschläfer auch im Sommer in Schlaf versetzt werden. Eine sehr starke Abkühlung wirkt als Nervenreiz und bewirkt ein Aufwachen des Tieres, welches diese Zeit alsdann dazu benutzt, sich tiefer einzugraben. Je gesunder der Mensch, um so fester und ruhiger ist sein Schlaf. Je jünger der Mensch, um so mehr bedarf er des Schlafes. Die Intensität des Schlafes ist umgekehrt proportional der geistigen Thätigkeit, weil bei intensiver geistiger Thätigkeit im Schlaf Nachschwingungen des Gehirns stattfinden. Die normale Dauer des Schlafes soll für den erwachsenen Menschen ungefähr acht Stunden betragen. Jedoch keine Regel ohne Ausnahme. Man kann mit Willenszwang den Schlaf fernhalten. Sonst ist eine absolute Schlaflosigkeit selten. Gewöhnlich wird die Zeit der Schlaflosigkeit von dem, welcher angiebt, nicht schlafen zu können, überschätzt. Die Schlaflosigkeit selbst ist keine Krankheit, sondern nur ein Symptom einer Reihe von Krankheiten. Die Ursachen der Schlaflosigkeit liegen erstens in organischen, materiellen Erkrankungen, zweitens in funktionellen Störungen ohne eine weitere Erkrankung. Die meisten Krankheiten erzeugen Schlaflosigkeit durch die Einwirkung des Infektions-

stoffes bei Infektionskrankheiten, durch Atemnot, Fieber, Schmerz u. s. w. Hier ruft der Reiz intrakranielle Schwingungen hervor ebenso wie auch bei funktionellen Störungen nach Überanstrengungen, Gemütsbewegungen u. s. w. Bei sonst gesunden Menschen wird dieser Reiz bald überwunden. Anders bei nervös angelegten Menschen. Die anhaltende Schlaflosigkeit wirkt allmählich nachteilig auf den Stoffwechsel und auf die Ernährung, da das Nervensystem der Regulator aller Organthätigkeit ist. Bei der Behandlung der Schlaflosigkeit ist der Schwerpunkt auf die Prophylaxe zu legen. Schule und Haus müssen darauf hinwirken, dass die nervösen Anlagen nicht gedeihen können. Der Erwachsene soll naturgemäss leben, alle Unregelmässigkeiten im Leben vermeiden. Eine Behandlung der ausgebrochenen Schlaflosigkeit ist schwer. Zunächst müssen die Ursachen erkannt und bekämpft werden. Bei Schlaflosigkeit als Folge akuter Erkrankungen sind vor allen Dingen diese zu bekämpfen. Bei einer nervösen Anlage ist diese zu behandeln. Künstliche Mittel wirken nur vorübergehend. Die Strömung der Naturheilmethode macht teils absichtlich, teils unabsichtlich der wissenschaftlichen Medizin Opposition. Aber gerade der Arzt sucht in der Natur seinen besten Lehrmeister. Zum Unterschied von der jetzt herrschenden Strömung der Naturheilmethode ist die wissenschaftliche Medizin ehrlich genug, um anzuerkennen, wo sie nicht weiter kann. Je ruhiger sich der Übergang vom Wachen zum Schlaf vollzieht, um so besser. Die Mittel zum Schlaf entlehnt der Arzt der Natur, wie Elektrizität, kalte oder warme Temperatur vermittels des Wassers, Abreibungen, Bäder, Klimawechsel, Aufenthalt im Wald und auf den Bergen, an der See. Vor allen Dingen Ruhe und Entfernung aus dem Haus und Beruf. Die Sommerfrischen bieten heutzutage leider statt Waldesruhe übervölkerte Kurorte mit elektrischer Beleuchtung und modernen Vergnügungen. Viele Menschen schlafen an der See, aber nicht im Gebirge. Bei letzterem Aufenthalt dürfte eine Höhe von 1000 Metern über dem Meeresspiegel am günstigsten einwirken. Erst wenn alle diese von der Natur gebotenen Heilmittel versagen, wird man zu künstlichen übergehen.

Der am Mittwoch, dem 25. November gehaltene vierte öffentliche Vortrag behandelte die Zukunft des deutschen Romans. Der Vortragende, Herr Landrichter Dr. Jacobsen, ein durch seine eigenen Romane vorteilhaft bekannter Schriftsteller, wollte zwar die Zukunft dieser wichtigen modernen Litteraturgattung nicht in dem Tone eines Wahrsagers prophezeien, aber doch aus ihrer bisherigen Entwickelung Schlüsse auf ihre zukünftige Gestaltung ziehen. Auf die erstere musste daher ein kurzer Blick geworfen werden. Der Roman ist in den verschiedenen Kulturländern mit dem Ausgange des Mittelalters, als die Bedeutung des Rittertums immer mehr schwand, die des Bürgertums immer mächtiger wurde, in die Erscheinung getreten. Nach der Ansicht des Vortragenden kann er nicht als modernes Epos bezeichnet werden, weil ihm die naive Anlehnung an die alte (heidnische) Sage fehlt. Er musste auch die gebundene Redeform aufgeben, weil er in ihr seine umfangreichen Probleme nicht erschöpfend behandeln konnte. Denn der Roman will nicht, wie die Novelle, einen einzelnen Charakter episodisch hervorheben, auch nicht, wie die Erzählung, die Charaktere nur nebensächlich behandeln, sondern durch die Entwickelung einer grösseren Anzahl gleichwertiger Charaktere ein Bild der Zeit in ihrer Gesamtheit, ein Stück Sittengeschichte geben. Er verzichtet aber mit der Versform nicht auf seine poetische Bedeutung; denn er hält an der freien Erfindung fest und ist ein Produkt der Phantasie. Zuerst als Ritterroman auftretend, trat er durch das dreisäulige Thor der Renaissance, der Reformation und — sonderbar zu sagen — des dreissigjährigen Krieges in die neuere Zeit ein. Die Renaissance gab ihm die Form der Schäferromane, die Reformation kleidete ihn in das Gewand der neuhochdeutschen Sprache; der grosse deutsche Krieg brachte den Schelmenroman auf. Im 18. Jahrhundert, in der Zeit des echten Philistertums, wurde er zum Familien- und Sittenroman. Goethe, der Universalgeist, wirkte zu seiner Ausbildung gewaltig mit, konnte ihn aber nicht auf seine höchste Höhe führen. Diese erreichte er zwischen dem Untergang des alten und dem Aufgang des neuen deutschen Reichs; sein unerreichter Meister ist Gustav Freytag. Dieser hat sich nach „Soll und Haben“ und der „Verlorenen Handschrift“ in den „Ahnen“ wieder der

Vergangenheit des deutschen Volkes zugewandt. Aber die Gegenwart, auch die unerfreuliche, verlangt ihr Recht; die Momente der Degeneration unseres Volkes, das Auftreten des vierten Standes, die pessimistische Lebensauffassung finden ihre Darstellung im sogenannten sozialen Roman, und die Nachahmung der Franzosen fügte, um den Eindruck noch widerwärtiger zu machen, noch das Moment der Unsittlichkeit hinzu. Wird das Bild des Romans dereinst wieder ein schöneres sein? Das hängt davon ab, welche Faktoren auf ihn einwirken werden und wie das deutsche Volk seine Charaktereigenschaften zur Erzeugung des Romans spielen lassen wird. Können wir die Detailmalerei der Engländer ohne ihre ermüdende Breite, die Grazie der Franzosen ohne ihre Lascivität bethätigen, können wir unsern oft verspotteten philosophischen Geist, der Ursachen und Wirkungen klar unterscheidet, mit einer kräftigen Phantasie zu schönem Mass vereinigen, können wir uns von der Vergiftung der Zeit wieder zu der uns angeborenen Keuschheit reinigen, aus der Kleinlichkeit der Schreibstuben- und Dachkammer-Schriftstellerei, der Familienjournale und Leihbibliotheken den Roman zu nationaler Würde und Bedeutung erheben, an die Stelle der so unendlich nebensächlichen Liebesgeschichten einen gehaltvolleren Inhalt setzen, durch Anlegung gediegener Hausbibliotheken auch den darbenden Schriftstellern ein Äquivalent ihrer Mühe bieten, für einen gesetzlichen Schutz des Autorrechts auch auf dem Gebiete des Romans sorgen, so dürfen wir auch auf eine gedeihliche Weiterentwickelung desselben hoffen. Die Lyrik wird unter der Ungunst der stürmisch bewegten Zeit zurückgehen; die Dramatik wird mit dem Roman einen gewaltigen Aufschwung nehmen, aber ihre Kreise werden sich nicht berühren. Das Drama wird sich immer eng an die Bühne anschliessen, mit ihr der Öffentlichkeit angehören; der Roman wird dem Hause verbleiben, in der Familie durch einen edlen und wertvollen Inhalt eine zeitgemässe, aber segensreiche Wirksamkeit entfalten. Aber wird die Zeit ihm günstig sein? Oder wird es in der Zukunft auch von ihm heissen: Inter arma silent leges, und — fügen wir hinzu — musae?

Der am Mittwoch den 2. Dezember gehaltene Vortrag des Herrn Pastor Fritzsche über die Musik und ihre Wirkung auf die Menschen, mit welchem die diesjährigen öffentlichen Vorträge der Akademie ihren Abschluss fanden, zeichnete sich sowohl durch die Fülle des beigebrachten litterarischen Stoffes wie durch die gründliche Verarbeitung und klare Darstellung der eigenen Gedanken und musikalischen Erfahrungen des Herrn Vortragenden aus. In ersterer Beziehung wurde u. a. auf Lichtenthal „Der musikalische Arzt" hingewiesen, ein Buch, in welchem die vermeintliche Wirkung der Musik auf den Körper des Menschen medizinisch verwertet wird; die Ansicht eines französischen Schriftstellers der neuesten Zeit, die Musik müsse das Menschengeschlecht regenerieren, habe dies aber bisher nicht geleistet, wurde bekämpft; die Mitteilungen des Ammianus Marcellinus über die Bedeutung der Musik zur Zeit des sinkenden römischen Reiches (4. Jahrhundert n. Chr.) wurden beleuchtet, die Aussprüche der griechischen Philosophen, sowie Luthers über das Wesen und die Wirkung der Musik angeführt. — Die Musik ist die erste und allgemeinste der menschlichen Künste, denn sie ist mit dem Menschen geboren; der Mensch ist ebensowohl ein singendes wie ein sprechendes Geschöpf, und jedes Volk hat die Musik von neuem selbständig erfunden. Die ganze tönende Natur, der zwitschernde Vogel, der plätschernde Quell, der rauschende Wald forderten ihn zur Nachahmung auf; aber in diese Nachahmung legte er sein Herz. Das ist die Musik in ihrer naiven Form; als wissenschaftlich ausgebildete Kunst ist sie (wohl eben, weil sie in jener Form dem Menschen von selber eigen war und lange genügte) die späteste, hat sich aber seit Palestrina, Händel und Gluck sehr schnell entwickelt. Sie wirkt auf alle Geisteskräfte, zunächst auf das Gemüt. Sie beruhigt und sie berauscht; sie weckt Erinnerung und bringt Vergessenheit, regt den Thatendrang an und stumpft den Willen ab, ja ihre Wirkung lässt sich auf die Gebiete der verstandesmässigen Überlegung und der sittlichen Entschliessung verfolgen. Sie begleitet die Völker bis zu der tiefsten Stufe ihres Verfalls; aber man kann nicht behaupten, dass sie die Ursache dieses Verfalls sei, wie sie denn auch die einzige Kunst ist, die nichts direkt Unmoralisches darstellt. Sie ist dem Tanze eng ver-

schwistert und ruft schon auf mechanische Weise eine Mitbewegung der Muskeln hervor; sie weckt das kriegerische und das patriotische Gefühl und ist von der höchsten Bedeutung für den Gottesdienst. Das Christentum ist auch, von der musikalischen Seite betrachtet, die vollkommenste Religion. Ihre Wirkung ist also gross und mannigfaltig, sie wird gesteigert durch die Verbindung der Töne mit dem Wort, mit der Poesie. Das Verhältnis beider zu einander ist nach der Art des Musikstücks — Oratorium und Oper mit ihren Ouverturen und Zwischenspielen, Programm-Musik und Tonmalerei — verschieden; aber auch die reinste Musik, wie sie sich in den von den grossen Komponisten mit Vorliebe gepflegten Trios, Quartetts etc. ausspricht, führt unsern Geist über das eigentlich musikalische Gebiet in ein Traumland hinein, besonders möchte das wohl von den Symphonien zu sagen sein. Die Wirkung der Musik — und darin dürfte der Kern der Untersuchungen des Herrn Vortragenden, besonders gegenüber den Ausführungen des Musikkritikers Hanslick zu finden sein — geht stets vom Einzelnen zum Allgemeinen, ja führt uns empor bis zum Absoluten, bis zum Frieden des Jenseits. Den musikalischen Ideen mischen sich andere Naturempfindungen, Willensaffekte, moralische und religiöse Gefühle bei; die Phantasie tritt in vollste Thätigkeit. Dem Grunde der Wirkung der Musik auf den Menschen suchte der Herr Vortragende dann durch ihre Zerlegung in Melodie, Rhythmus und Harmonie näher zu kommen; über jede dieser drei Elemente machte er treffende, von liebevoller Versenkung in die Musik zeugende Bemerkungen, schilderte die Wirkung der einzelnen Töne, wie der Töne in ihrer Aufeinanderfolge, ihrem Auf und Ab; ebenso den Eindruck der einzelnen Instrumente, Waldhorn, Trompete, Glocke, Orgel, Posaune, wie die Gesamtwirkung des Orchesters, und führte schliesslich den Grund der Wirkung auf das Wesen der Töne an sich und ihre Kraft, das Associationsvermögen im Menschen zu wecken, zurück. Damit behält diese Wirkung etwas Geheimnisvolles; aber man darf von ihr nicht eine sittliche Wiedergeburt der Menschheit erwarten. Der Apostel Paulus zog zur Verkündigung der Botschaft von der Erlösung nicht aus mit einer Harfe, sondern mit dem Schwerte des Wortes.

Die Vorfeier zum Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers fand in der Aula des neuen Gymnasiums statt. Herr Professor Dr. Heinzelmann hielt die Festrede; ihr Thema war „Der Kampf um die Weltanschauung“. Nachdem der Herr Vortragende die Versammlung begrüsst und den Gefühlen der Freude und des Dankes Ausdruck gegeben, gedachte er des Ernstes der gegenwärtigen Lage und kam auf den inneren Feind unseres Volkes, sodann auf die zunehmende Glaubenslosigkeit und religiöse Gleichgültigkeit auch der gebildeten Kreise zu sprechen, die in erster Linie zur Abwehr berufen wären. Unser Kaiser ist es gewesen, der zum gemeinsamen Kampf für Religion, Sitte und Ordnung aufgefordert und der diesen Gedanken dargestellt hat in den beiden bekannten, nach seinem Entwurf von Professor Knackfuss gezeichneten Bildern. Das eine von ihnen mit der Unterschrift: „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!“ warnt vor dem in Buddha verkörperten pessimistischen Atheismus, das andere: „Der deutsche Michael als Friedenshüter“, weist auf den christlichen Glauben hin als die vorzüglichste Waffe zum Schutz der Friedenswerke christlicher Kultur gegen die Geister des Abgrunds. Hieran knüpft der Festredner die Schilderung der beiden grossen Gegensätze unserer Zeit. Dem christlichen Geist, der heutzutage von einer Wahrheit und Stärke ist wie selten vordem, steht ein nichtchristlicher gegenüber, der gleichfalls zu einer Macht geworden ist, dessen Angriffe an Schärfe und geschlossener Kraft zugenommen haben, und dessen äusserste praktische Konsequenzen auf dem Gebiete des sozialen Lebens am Tage liegen. In diesem Widerstreit der Anschauungen thut es doppelt not, sich eine klare persönliche Überzeugung zu bilden, denn es giebt im letzten Grunde nur zwei Weltanschauungen, eine christliche und eine nichtchristliche; zwischen beiden hat man zu wählen. Der Vortragende entrollt nunmehr ein Bild von dem „Kampf um die Weltanschauung“ nach seiner geschichtlichen Entwickelung, zunächst in der alten Zeit. Als eine neue Weltanschauung trat das Christentum bei seinem Erscheinen in die Welt, wenn es auch vorbereitet war im alten Bunde und in einigen Punkten an die griechische Philosophie anknüpfte. Seine Gedanken über Gott als den liebenden Vater aller Menschen, über Sünde

und Erlösung und über das in Christus begründete Reich Gottes sind ihrem Wesen nach neu. Darum hat auch die christliche Weltanschauung lange kämpfen müssen, ehe sie sich durchsetzte; als bedeutendster Faktor stand ihr die antike Philosophie, freilich nicht mehr als eine einheitliche Denkweise, gegenüber. Die theistisch angehauchte Philosophie Platos war durch den Deismus des Aristotelcs abgelöst worden, dieser durch den Pantheismus der Stoiker, der sich wieder in den Materialismus der Epikuräer auflöste. Der Versuch eines grossartigen, eine Fülle von Gedanken zusammenfassenden Neubaues wurde im Neuplatonismus unternommen; mit ihm hatte sich das Christentum auseinanderzusetzen. Doch Origenes im Morgenland und Augustin im Abendland, zwei der grössten Denker aller Zeiten, brachten die christliche Weltanschauung zum Siege; der christliche Glaube begann sich als das Bildungsprinzip der Zukunft zu erweisen, wie die Kulturgeschichte des Mittelalters bestätigt, in dem eine einheitliche Weltanschauung zur Herrschaft gelangte. Gleichwohl ward gerade in dieser Zeit der Ruf nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern laut, denn die Kirche des Mittelalters war nicht die wahre des Evangeliums, sondern eine der alttestamentlichen Theokratie nachgebildete Gesetzeskirche; und dem um die Wende der Neuzeit erblühenden Humanismus, der die klassischen Studien wieder aufleben liess, fehlte ein starker, sittlicher Halt. Hier schuf die durch Luther begründete und durch Melanchthon ausgestaltete Reformation einen durchgreifenden Wandel: an die Stelle des mittelalterlichen Autoritätsglaubens trat der persönliche Heilsglaube, der zum Bildungsprinzip der modernen Kultur geworden ist. Bald darauf erhob sich auch der Geist der Verneinung mit neuer Kraft. Den ersten Schritt zur Loslösung der weltlichen Kultur vom christlichen Lebensgeist that der englische Deismus, der an die Stelle der geoffenbarten eine sogenannte natürliche Religion zu setzen suchte; in Frankreich wirkten Rousseau und Voltaire in demselben Sinne, während Diderot und d'Alembert den Übergang zum Materialismus vollzogen. Dieselbe Bewegung ging in Deutschland, nur langsamer und gründlicher, vor sich. Reimarus, Wolff und Mendelssohn, die Vertreter der Aufklärung, wollten zwar Religion und Sittlich-

keit bestehen lassen, aber ohne alle Beimischung des Übernatürlichen nur die drei Sätze vom Dasein Gottes, der Willensfreiheit und der Unsterblichkeit der Seele als der Vernunft entsprechend anerkennen. Kant warf diesen dogmatischen Bau über den Haufen, bewies die Unerkennbarkeit des göttlichen Wesens durch die menschliche Vernunft und liess der Religion nur den Wert einer Handhabe für die Moral. Aus diesen Elementen erwuchs der theologische Rationalismus, der sich zwar bemühte, alles Übernatürliche im Christentum zu streichen, aber einen persönlichen Gott, Freiheit und Unsterblichkeit behauptete. Über diese drei Grundwahrheiten schritt dann auch der an Spinoza anknüpfende und in weiten Kreisen der Gebildeten Platz greifende Pantheismus hinweg, der bei seiner Gleichsetzung von Gott und Welt keinen sittlich kräftigen Glauben, nur eine religiöse Stimmung aufkommen liess. An seine Stelle trat bald darauf der von Feuerbach konsequent vertretene Materialismus, der schliesslich in dem atheistischen Nihilismus eines Friedrich Nietzsche, jenes in der Nacht des Wahnsinns untergegangenen Philosophen, ausmündete. So ist die Geschichte des modernen, vom Christentum losgerissenen Geistes zugleich sein Gericht. Die herrschende Denkweise unserer Zeit in den vom Christentum abgewandten Kreisen ist ein trübes Gemisch dieser verschiedenen Elemente, mit dem gemeinsamen Kennzeichen der Leugnung des Übernatürlichen und des Gegensatzes zu der christlichen Weltanschauung. Unsere Aufgabe ist es, falls Religion und Kirche, Vaterland und Gesittung uns noch am Herzen liegen, mit der vollen Kraft einer frei errungenen Überzeugung für die Güter des christlichen Glaubens einzutreten. Der Herr Vortragende schloss seine gediegenen Ausführungen mit dem dankbaren Hinweis auf unseren Landesherrn, den mächtigen Schirmer und Vorkämpfer des Christentums, und brachte ihm zu Ehren ein freudig von der Versammlung aufgenommenes, dreifaches Hoch aus.

Eine geschäftliche Mitteilung, die von der Königlichen Akademie im vergangenen Jahre gestellte Preisaufgabe betreffend, schloss sich der Festrede an. Wir haben über diese Mitteilung bereits berichtet.

Verzeichnis der Mitglieder. *)

Gesamtzahl: 116.

a. Protektorat.

Protektor: Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm II.

b. Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

c. Ehrenmitglieder (11).

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar. 1854.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha. 1893.

Seine Durchlaucht der Fürst Bismarck, Herzog von Lauenburg. 1895.

Seine Excellenz Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen, Staatsminister a. D. 1891.

Seine Excellenz Herr von Pommer-Esche, Oberpräsident der Provinz Sachsen in Magdeburg. 1894.

Herr von Brauchitsch, Regierungs-Präsident in Erfurt. 1891.

„ Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen in Merseburg. 1894.

Herr D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimer Oberregierungsrat, Kurator der Königlichen Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1894.

„ D. Willibald Beyschlag, ordentlicher Professor der Theologie an der Königlichen Universität Halle-Wittenberg. 1892.

*) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Herr Geh. Regierungs- und Obermedicinalrat Dr. Schuchardt, vortragender Rat im Herzoglich Gothaischen Ministerium in Gotha. 1868.

Seine Excellenz Herr Wirklicher Geheimer Rat und ordentlicher Professor der Philosophie und neueren deutschen Litteratur an der Universität Heidelberg, Dr. Kuno Fischer. 1897.

d. Mitglieder des Senates (9).

Sämtlich in Erfurt.

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vicepräsident der Akademie. 1892.

„ Gymnasialprofessor Dr. Heinzelmann, Sekretär der Akademie. 1875.

„ Apotheker Dr. Biltz, Rendant der Akademie. 1847.

„ Schuldirektor a. D. Neubauer. 1863.

„ Gymnasialprofessor Dr. Breysig. 1868.

„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1892.

„ Oberregierungsrat Lucanus. 1894.

„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt. 1877.

„ Realgymnasialprofessor a. D. Hellwig. 1857.

e. Ordentliche Mitglieder (28) *).

Sämtlich in Erfurt.

Herr Senior D. Dr. Bärwinkel. 1891.

„ Gymnasialprofessor Dr. Beermann. 1896.

„ Oberlehrer Dr. Beyer. 1892.

„ Gymnasialprofessor Dr. Brünnert. 1892.

„ Divisionspfarrer Falke. 1894.

„ Pastor Fritzsche. 1895.

„ Oberregierungsrat Dr. Geutebrück. 1889.

„ Maler Eduard von Hagen. 1891.

„ Justizrat Huschke. 1895.

„ Landrichter Dr. Jacobsen. 1892.

„ Gymnasialprofessor Dr. Kayser. 1863.

„ Regierungs- und Baurat Kleinwächter. 1896.

„ Geheimer Baurat und Eisenbahn-Direktor Lochner. 1897.

„ Dr. Loth, praktischer Arzt. 1893.

*) Die Reihenfolge ist hier, wie unter f, nach dem Alphabet bestimmt.

Herr Geheimer Kommerzienrat Lucius, Mitglied des deutschen Reichstages. 1893.
„ Oberlehrer Dr. Martens. 1896.
„ Rechtsanwalt Dr. Martinius. 1894.
„ Oberst und Regimentskommandeur Oberg. 1894.
„ Pastor Oergel. 1891.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Schmitz. 1877.
„ Realgymnasialprofessor Schubring. 1877.
„ Diakonus Lic. Dr. Schulze. 1889.
„ Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Stange, Bibliothekar der Akademie. 1891.
„ Dr. Venediger, Direktor der städtischen Realschule. 1892.
„ Rechtsanwalt Dr. Weydemann, Stadtverordneten-Vorsteher. 1894.
„ Seminardirektor Schulrat Wieacker. 1892.
„ Dr. Zschiesche, praktischer Arzt. 1893.

f. Auswärtige Mitglieder (66).

Herr Pastor Albrecht in Naumburg a. S. 1896.
„ Gymnasial-Direktor a. D. Dr. Anton in Jena. 1860.
„ Lic. Dr. Bäntsch, Privatdozent an der Universität zu Jena. 1892.
„ Dr. Behring, Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Amtsrichter Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Graf von Bernstorff, Geh. Regierungs- und vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. 1892.
„ Domdiakonus Bithorn in Merseburg. 1894.
„ Dr. Breysig, a. o. Professor an der Universität zu Berlin. 1894.
„ Dr. Brode, Privatdozent an der Universität zu Halle a. S. 1894.
„ Lieutenant a. D. Brunckow in Berlin. 1880.
„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Bussler in Metz. 1890.
„ Dr. Conrad, ord. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.

Herr Dr. Eucken, Geh. Hofrat, ord. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
„ Gymnasial-Professor Dr. Fechner in Breslau. 1860.
„ Dr. Fischer, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule in Strassburg. 1859.
„ Stadtrat Frenzel in Eisenberg. 1845.
„ Generalmajor z. D. von Hagen in Halle a. S. 1867.
„ Geh. Regierungsrat und Universitäts-Oberbibliothekar Dr. Hartwig in Halle a. S. 1894.
„ Konsistorialrat D. Haupt, o. Professor der Theologie an der Universität Halle a. S. 1893.
„ Militär-Oberpfarrer Dr. Heine in Königsberg. 1891.
„ Provinzialschulrat Herrmann in Berlin. 1893.
„ Landgerichts-Präsident Herrmann in Konitz. 1894.
„ Gymnasial-Professor Dr. Hesse in Magdeburg. 1885.
„ Dr. Hintner, Professor, Oberlehrer am akademischen Gymnasium zu Wien. 1894.
„ Dr. Ritter von Höfler, o. Professor an der Universität zu Prag. 1862.
„ Dr. Hübschmann, o. Professor an der Universität zu Strassburg. 1875.
„ Lic. Hummel, Erster Stadtpfarrer in Schwaigern. 1893.
„ Dr. Ilse, Forstmeister zu Pfalzburg in Lothringen. 1865.
„ Dr. Keller, Archivrat zu Charlottenburg. 1894.
„ Dr. Kiepert, o. Professor an der Universität und Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1850.
„ Dr. Kirchhoff, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1864.
„ Dr. Kroner, Kirchenrat, erster Rabbiner zu Stuttgart. 1865.
„ Dr. Kroschel, Schulrat, Geh. Hofrat, Direktor des Gymnasiums in Arnstadt. 1859.
„ Dr. Kürschner, Geh. Hofrat, Professor in Eisenach. 1884.
„ Gymnasialdirektor Leuchtenberger in Posen. 1889.

Herr Dr. Lindner, Geh. Regierungsrat, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1894.

„ Dr. von Liszt, Geheimer Justizrat, o. Professor an der Universität zu Halle a. S. 1893.

„ Dr. Lorenz, Oberpfarrer und Superintendent in Weissenfels. 1886.

„ Dr. Neumann, o. Professor der Geschichte an der Universität zu Strassburg. 1897.

„ D. Nippold, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.

„ Geh. Hofrat Dr. Pertsch, Oberbibliothekar in Gotha. 1894.

„ Dr. Pietro da Ponte, Professor in Brescia. 1879.

„ Realgymnasial-Professor a. D. Quidde in Georgenthal in Thüringen. 1863.

„ Geheimer Hofrat und Gymnasialdirektor Dr. Richter in Jena. 1895.

„ Dr. Ruland, Geh. Hofrat und Museumsdirektor in Weimar. 1894.

„ Dr. Scheibner, Geh. Hofrat, o. Professor an der Universität zu Leipzig. 1860.

„ Pastor Dr. Schmidt in Sachsenburg bei Heldrungen. 1894.

„ Dr. Schrader, Realgymnasial-Direktor a. D. in Halle a. S. 1848.

„ Dr. Schreiber, Missionsinspektor in Barmen. 1892.

„ Dr. Schreiber, Gymnasialoberlehrer in Schwedt. 1891.

„ Dr. Schroeter, Gymnasialdirektor in Burgsteinfurt. 1895.

„ Gymnasialdirektor Dr. Schultz in Charlottenburg. 1895.

„ Dr. Schulze, Geh. Hofrat, o. Professor an der Universität in Jena. 1873.

„ Dr. Lic. Schwarzlose, Schlossprediger in Köpenik-Berlin. 1891.

„ Dr. Sievers, o. Professor an der Universität Leipzig. 1894.

„ Dr. Stintzing, o. Professor an der Universität und Direktor der medicinischen Klinik zu Jena. 1894.

Herr Professor Dr. Suphan, Geheimer Hofrat und Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.
„ Dr. Thiele, Gymnasialprofessor in Sondershausen. 1893.
„ Geh. Justizrat Dr. Thon, o. Professor an der Universität zu Jena. 1894.
„ Pfarrer Topf in Köttichau bei Hohenmölsen. 1892.
„ Postbaurat Tuckermann in Potsdam. 1873.
„ Ludwig Graf Ütterodt zum Scharffenberg auf Schloss Neuscharffenberg bei Eisenach. 1864.
„ Oberlehrer Dr. Voretzsch in Altenburg in S.-A. 1895.
„ Pastor Professor D. Warneck in Rothenschirmbach. 1892.
„ Pastor Wiegand in Mittelhausen bei Stotternheim. 1894.
„ Superintendent und Professor D. Witte, geistlicher Inspektor an der Landesschule in Pforta. 1896.

Verzeichnis derjenigen wissenschaftlichen Gesellschaften,

mit welchen die königliche Akademie zu Erfurt in Tauschverkehr steht. *)

A. EUROPA.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preussen.

Berlin. Kultusministerium.
Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).
Berlin. Hufelandische Gesellschaft.
Bonn. Verein der Altertumsfreunde in den Rheinlanden.
Brandenburg a. H. Historischer Verein.
Breslau. Gewerbeverein.

*) Nachstehendes Verzeichnis bitten wir zugleich als Empfangsbescheinigung für das Jahr 1897 anzusehen.

Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig. Naturforschende Gesellschaft.
Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreussischen Provinzial-Museen.
Düsseldorf. Naturwissenschaftlicher Verein.
Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Erfurt. Gewerbeverein.
Erfurt. Gartenbauverein.
Erfurt. Thüringerwaldverein.
Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein.
Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen. Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
Halle a. S. Kaiserlich Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.
Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Halle a. S. Verein für Erdkunde.
Hanau. Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover. Geographische Gesellschaft.
Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für Naturkunde.
Königsberg. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Marienwerder. Historischer Verein.
Münster. Verein für die Geschichte Westfalens.
Münster. Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst in Westfalen.
Münster. Comenius Gesellschaft.
Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen. Historische Gesellschaft der Provinz Posen.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.

Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundesstaaten ausserhalb Preussens.

Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg.
Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.
Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.
Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.
Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.
Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Heidelberg. Historisch-philosophischer Verein.
Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.
Meiningen. Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Mülhausen i. E. Industrielle Gesellschaft.
München. Königliche Akademie der Wissenschaften.
München. Königliche Staatsbibliothek.
München. Historischer Verein von Oberbayern.
Nürnberg. Germanisches Museum.
Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.
Schleiz. Voigtländischer altertumsforschender Verein.
Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.

Sondershausen. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Irmischia.
Strassburg i. E. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart. Württembergischer Altertumsverein.
Stuttgart. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Stuttgart. Statistisch-biographisches Büreau der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

II. Österreich-Ungarn.

Brünn. Naturforschender Verein.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Krakau. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Laibach. Musealverein von Krain.
Prag. Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.
Prag. Naturhistorischer Verein Lotos.
Prag. Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.
Reichenberg. Verein für Naturfreunde.
Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Wien. Kaiserliche geographische Gesellschaft.
Wien. Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Bergen. Museum.
Cherbourg. Société des sciences naturelles.
Christiania. Königliche Universität.
Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg. Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.
Luxemburg. Verein für Luxemburger Geschichte, Litteratur und Kunst.
Moskau. Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen.
Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Upsala. Königliche Universitäts-Bibliothek.

B. AMERIKA.

Albany, N. Y. Dudley Observatory.
Baltimore, Md. Johns-Hopkins University.
Boston, Mass. Society of Natural History.
Buffalo, N. Y. Society of Natural Sciences.
Cambridge, Mass. Harvard College.
Córdoba, Rep. Arg. Academia Nacional de Ciencias.
St. Louis, Mo. Academy of Science.
St. Louis, Mo. Missouri Botanical Garden.
Madison, Wisc., Academy of Sciences, Arts and Letters.
New Haven, Conn. Academy of Arts and Sciences.
New York city. Academy of Sciences.
New York. State Library.
Philadelphia, Penn. Academy of Natural Sciences.
Salem, Mass. Tufts College Library.
San Francisco, Cal. California Academy of Sciences.
Washington, D. C. Smithsonian Institution.
Washington, D. C. U. S. National Museum.

Digitized by Google

Berichtigung der Druckfehler.

Seite	8	Zeile	19	von	oben	lies	bildet statt bilden.
»	30	»	19	»	»	»	Elliot's statt Elliott's.
»	47	»	21	»	»	»	desselben statt derselben.
»	47	»	6	»	»	»	Berufsklassen statt Berufklassen.
»	50	»	22	»	»	»	Ehre » Ehe.
»	51	»	20	»	»	»	**sie** » ihr.
»	54	»	3	»	»	»	**die** statt diese.
»	57	»	3	von	unten	»	**bi**lden statt den.
»	60	»	13	von	oben	»	in dem A. statt in den A.
»	63	»	3 und 4			sind	»diese« nnd »jene« zu vertauschen.
»	68	»	6	von	unten	lies	Freytags statt Freitags.
»	75	»	17	von	oben	lies	anrüchigen statt unruhigen.
»	76	»	8	»	»	»	Selbstbeherrschung statt Sebstbeherrschung.
»	78	»	16	»	»	»	Wagschale statt Wageschale.
»	78	»	10	von	nnten	lies	Success statt Süccess.
»	82	»	4	von	oben	lies	Wert heben statt Wert haben.
»	84	»	6	von	unten	»	von vornherein absehen statt: **nicht** von vornherein absehen.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 079884647

Digitized by Google